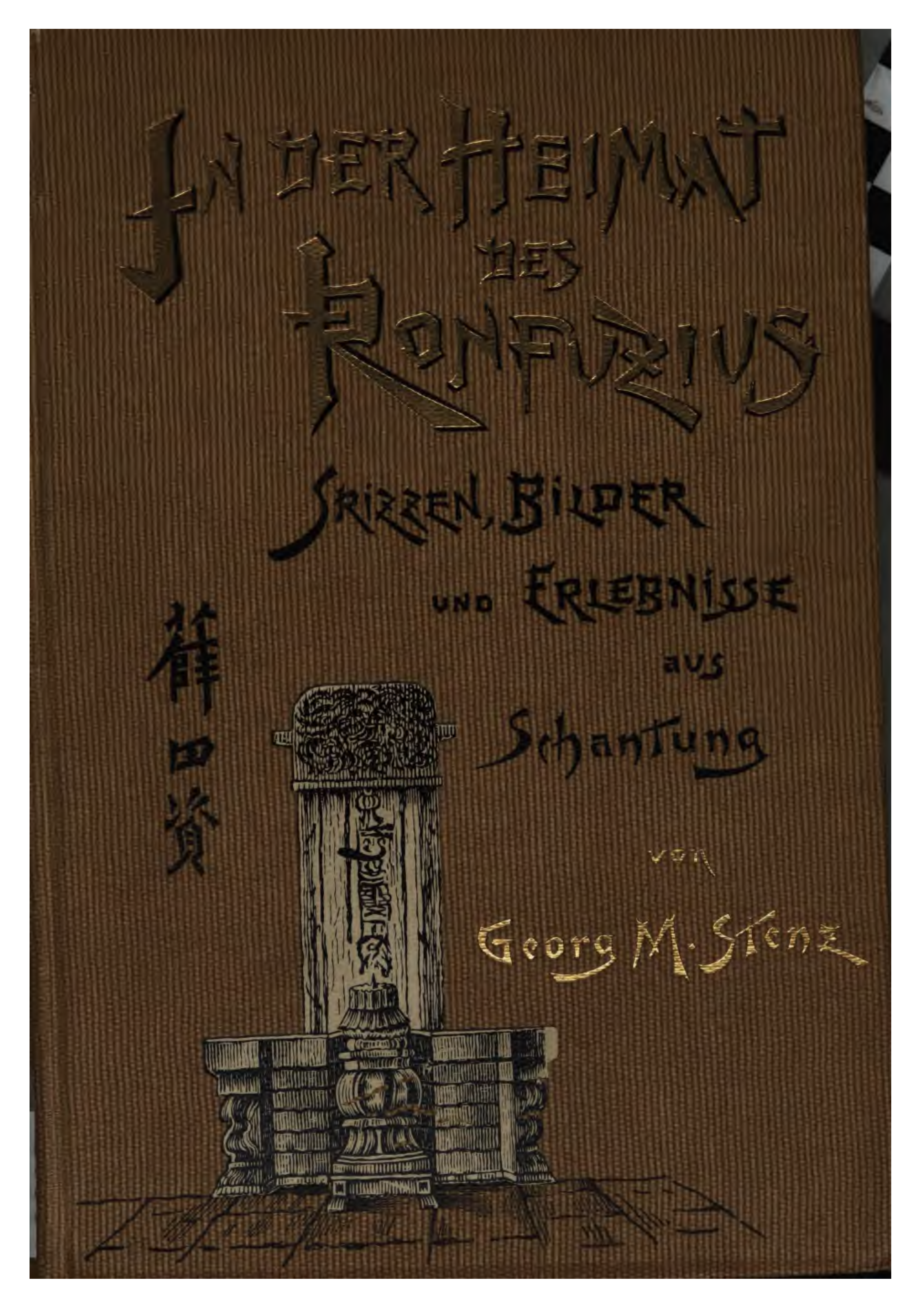
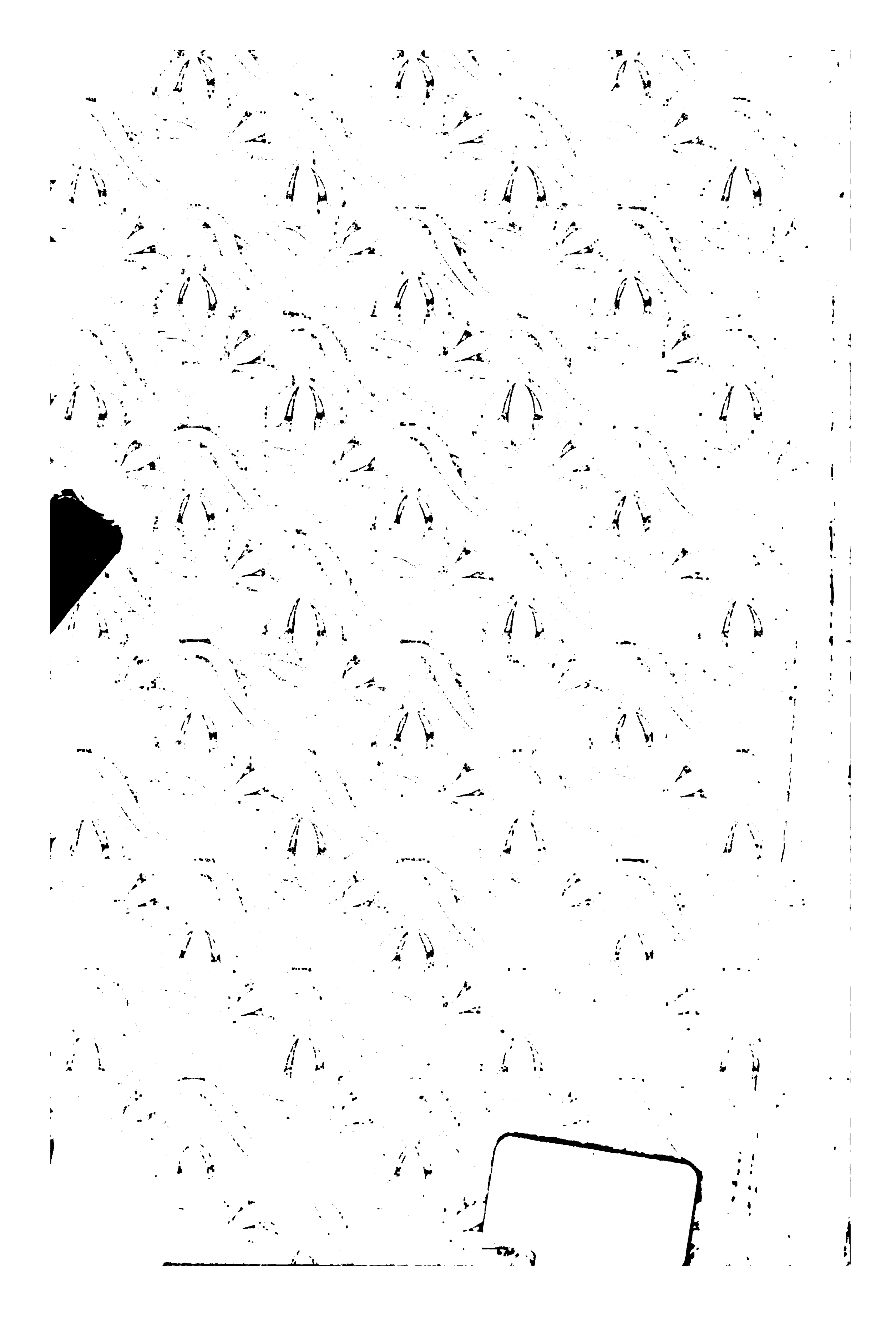
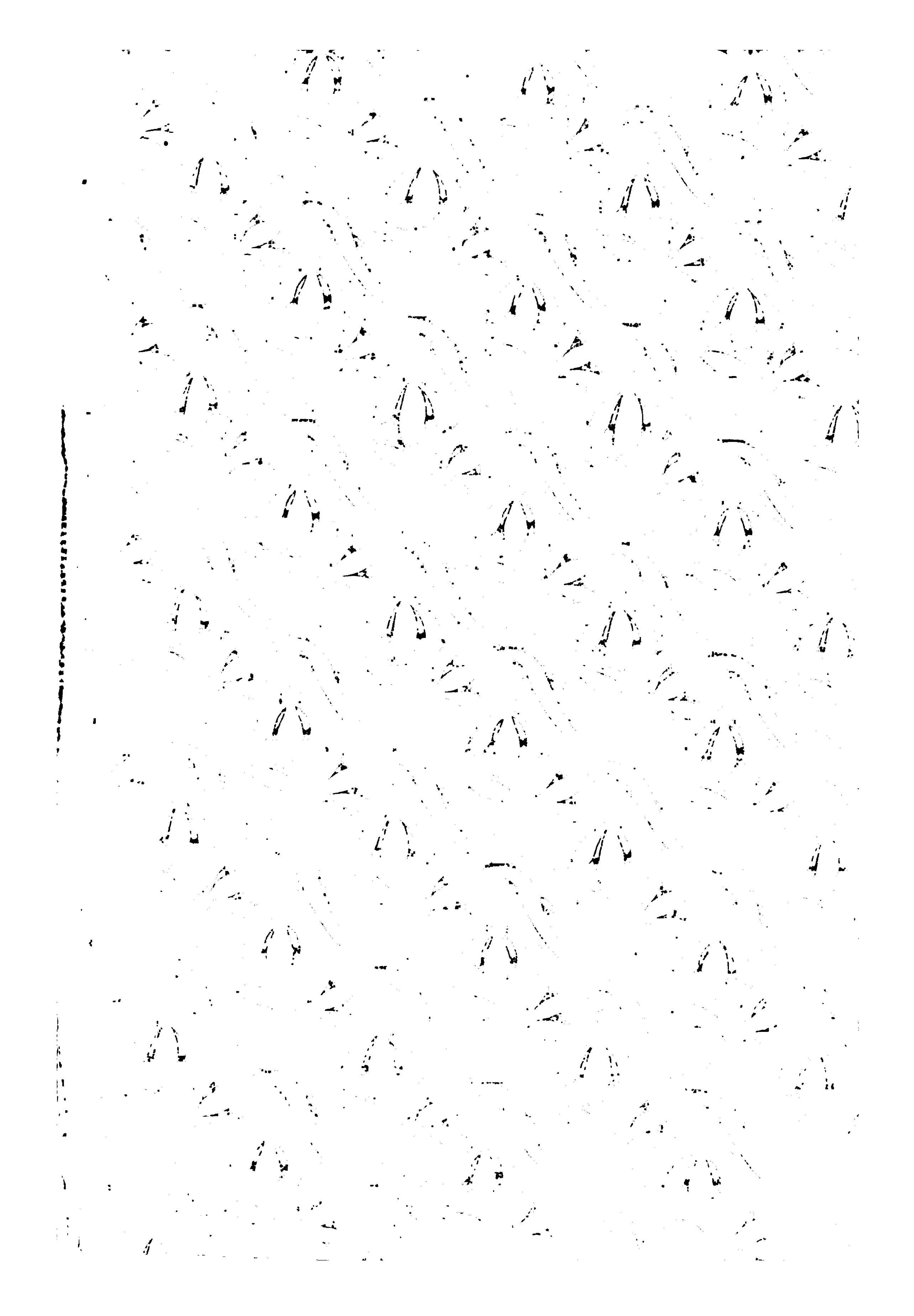


In der Heimat des Konfuzius
Skizzen, Bilder und Erlebnisse aus Schantung
薛田資
von
Georg M. Stenz





Frohe Weihnachten 1921!

In alter Freundschaft

L. Frobel.

In der Heimat des Konfuzius.

Skizzen, Bilder und Erlebnisse aus Schantung.

Mit 2 Farbenbildern, 31 Voll- und 96 Textbildern

Herausgegeben von

P. Georg Maria Stenz, S.V.D.



1902.

Druck und Verlag der Missionsdruckerei.

Steyl, postl. Kaldenkirchen (Rhld.).



Vorwort.



Vor einigen Jahren noch war China den meisten Menschen ein unbekanntes Land, — ein Märchenreich, von hohen Mauern umgeben. Man erzählte sich, daß dort stumpfnasige Männer mit langen schwarzen Zöpfen und „mandeläugige“ Frauen mit verkrüppelten „Bocksfüßchen“ umherliefen, daß die Menschen dort von Reisbrei und Thee lebten und als Delikatessen Ratten und Engerlinge verspeisten und daß man dort zur Begrüßung sich gegenseitig die Nase aneinander reibe.

Diese Ansichten haben sich seither etwas geändert. Missionare, Ingenieure, Kaufleute und „Weltreisende“ haben das Märchenland betreten und eine Bresche in die Mauer gerissen, die dasselbe von der Außenwelt abschloß. Sprachkundige Gelehrte und eifrige Forscher haben uns die reiche Litteratur eröffnet und die Museen mit den oft großartigen Schätzen chinesischer Kunst und chinesischen Fleißes gefüllt, so daß sich manches alte Märchen als Lüge und phantastische Darstellung herausstellte. Man hatte vordem die chinesische Kultur, das chinesische Volk verkannt und unterschätzt.

Thatsächlich sind die Chinesen auch kein Volk von „Wilden“. Wenn auch in neuester Zeit einzelne Räuberbanden, die man Boxer nennt, raubten und brandschatzten, Gräber schändeten und sich an den grausamen Qualen ihrer armen unglücklichen Opfer weideten, — die meisten Chinesen wollen von diesem Treiben nichts wissen. Ebenso schreckliche Ausbrüche wilder menschlicher Bestialität hat man ja auch in Europa vor gar nicht so langer Zeit noch erlebt. Es ist deshalb nicht recht, wenn man aus diesem Grunde ein ganzes Volk verachtet und wünscht, daß es zu Grunde gerichtet werde.

Sind denn die Chinesen deshalb zu verurteilen, weil sie ihr Vaterland nicht gern in Stücke zerrissen sehen? Sind sie deshalb zu vernichten, weil sie sich gegen das Eindringen europäischer Kultur wehren?

Ich bin weit entfernt davon, die Grausamkeiten und Ungesetzlichkeiten zu entschuldigen, die sie sich zu schulden kommen ließen, aber ich möchte sie nicht so verurteilen, wie das vielfach heute geschieht. Auch von Europäern ist in China vieles geschehen, was besser nicht geschehen wäre, was das Volk gereizt hat und was seinen verzweifelten ungleichen Kampf mit Lanzen und Messern gegen Maximkanonen und Mausergewehre gewissermaßen rechtfertigt.

Wie dem aber auch immer sei, einstweilen scheint das Riesenreich „besiegt" zu sein, und wird es bald in den Vordergrund der europäischen Interessen treten. Die Nationen werden sich bemühen, ihren Handel dort auszudehnen, und gerade Deutschlands Interessen sind sehr bedeutend. In allen Hafenstädten weht die deutsche Fahne von den Zinnen prächtiger Handelshäuser, Deutschlands Kauffahrteiflotte fährt bis an die entlegensten Hafenplätze des Jang-tse-kiang und des Perlflusses, und Deutschland hat schon riesige Summen für seine dortigen Kolonien und industrielle Unternehmungen ausgegeben. Besonderes Interesse wird für Deutschland Schantung, die engere Heimat des Konfuzius, haben.

Um aber in einem Lande mit Erfolg wirken zu können, muß man dasselbe kennen, muß man Land und Leute, Sitten und Gebräuche verstehen. Nicht nur für den interessierten Europäer ist das von Wichtigkeit, sondern auch für das Land, in dem er seine Interessen sucht. Mancher Fehler würde vermieden worden sein, wenn man das Land und seine Bewohner gekannt hätte und wenn man seine Sitten beachtet und geachtet hätte.

Das ist der Grund, weshalb ich mich entschloß, diese „Skizzen und Bilder" zu sammeln, die ich vielfach schon in Zeitschriften und Tagesblättern früher veröffentlicht habe. Meine siebenjährigen Erfahrungen, die ich mitten unter den Chinesen gemacht, sollen meinen Landsleuten sowie auch den Chinesen zum Nutzen gereichen. Manches habe ich nur flüchtig angedeutet, weil P. Pieper das in seinem „Chinesischen" (Missionsdruckerei, Steyl, 1900) schon in vortrefflicher Weise geschildert hat.

Auch möchte ich wünschen, daß durch diese Zeilen manches Vorurteil gegen die Zopfträger in unserer Heimat beseitigt würde.

P. Georg Maria Stenz, Missionar.

I.

Schantung.

Allgemeines.

Name, Größe, Einteilung, wirtschaftliche Lage, Ackerbau, Feldfrüchte, Obst, Seidenzucht, Viehzucht, Industrie.

山
東

Schan-tung. (Fig. a.)

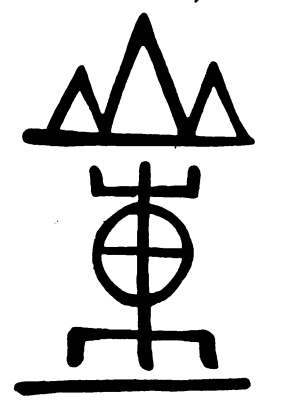
Der Name Schan-tung bedeutet „östlich der Berge". Wu-wang, der Gründer der Tschoudynastie (1122—246 v. Chr.), hatte sein Land in 72 Lehensstaaten geteilt, die er seinen Verwandten und Abkömmlingen früherer Dynastien zur Regierung übergab. Auf den Felsenwänden des Tai-schangebirges in Schantung hatten die Lehensherren 72 Schrifttafeln angebracht, durch die sie ihre Dankbarkeit und ihren Zusammenhang bekunden wollten. Einige derselben sind noch jetzt sehr gut erhalten. Auf diesen Tafeln sehen wir, daß das jetzige Schantung damals aus zwei größeren Lehensreichen bestand, Lu und Tshi, die durch das Tung-schan (Ostgebirge) voneinander getrennt waren. Der östlich von diesem Gebirge gelegene Teil Tshi hieß damals auch Schantung.

Als später unter Kaiser Tai-tsung (626—648, Tandynastie) das Reich in 10 Provinzen geteilt wurde, vereinigte man die beiden Lehensstaaten Lu und Tshi unter dem Namen Schantung. Aber erst unter Kien-lung (1736), der 18 Provinzen bildete, erhielt die jetzige Provinz Schantung ihre heutige Abrundung.

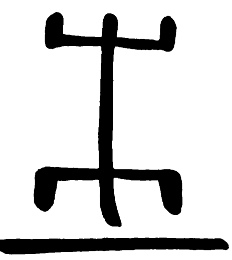
Die chinesische Schreibweise für Schan-tung (siehe Fig. a) sind ideographische Zeichen, gebildet aus Figur b; sie drücken in ihrer Form eine Idee aus. Das erste Zeichen von Figur b bedeutet Berg oder Gebirge, das zweite ist zusammengesetzt aus Figur c (= Baum) und Figur d (= Sonne), d. h. Osten.*)

*) Um diese Begriffsbestimmung zu verstehen, muß man die chinesische Anschauung der Elemente kennen. Der Chinese kennt 5 Elemente: mu

Die heutige Provinz Schantung, die einen Flächenraum von ca. 65,000 Quadratmeter umfaßt und etwa 30 Millionen Einwohner zählt, ist im Norden durch den Golf von Pe-tschili und die Provinz Tschi-li begrenzt, im Westen durch Tschi-li, im Süden durch Ho-nan, Kiang-su und das Gelbe Meer, im Osten durch das Gelbe Meer. Während der Osten des Landes gebirgig ist, ist der Westen meist flach und eben, nur von einzelnen niedrigen Gebirgsketten durchzogen.


Schan-tung. (Fig. b.)

Die Provinz wird eingeteilt in 10 Präfekturen (Fu); die Präfekturen in 2 Tschi-li-tschou, 9 Tschou,*) 96 Hsien. Sie wird regiert von einem Gouverneur. Die Hsien oder Unterpräfekturen werden von dem Unterpräfekten (Landrat) verwaltet, der dem Präfekten (Vorsteher der Präfektur) zu gehorchen hat. Mehrere Präfekturen unterstehen dem Tau-tai, deren es in Schantung drei gibt. Jede Präfektur hat nur eine Stadt, die mit Mauern befestigt ist und in der die Beamten residieren.


Baum. (Fig. c.)

Man hat Schantung vielfach für ein armes Land erklärt, aber mit Unrecht. Während z. B. in Deutschland 97 Menschen auf ein Quadratkilometer gezählt werden, rechnet man in Schantung ungefähr 170. In den flachliegenden Gegenden reiht sich beinahe Dorf an Dorf, so daß man sich wundern muß, daß der Boden alle ernährt. Die Industrie ist zwar nicht so entwickelt wie in anderen Provinzen, aber das Land war auch bis jetzt mehr als andere von der Handelswelt abgeschlossen. Trotzdem möchte ich — freilich nach einer nur oberflächlichen Beobachtung — behaupten, daß in Schantung ebensoviel Wohlstand herrscht als in anderen besser gelegenen Gegenden. Schon Freiherr von Richthofen macht darauf aufmerksam, daß er die

Sonne. (F. d.)

Holz, tjin Gold, shui Wasser, huo Feuer, t'u Lehm. Nach seiner Anschauung ist die Erdscheibe in 4 Teile geteilt. Er denkt sich, daß das Holz im Osten, das Gold im Westen, das Wasser im Norden, das Feuer im Süden und der Lehm in der Mitte entstehen. Das chines. Zeichen für Osten ist also entstanden aus dem Zeichen für Baum und Sonne, die im Osten aufgeht.

*) Tschou ist ähnlich dem Hsien. Die Tschi-li-tschou dagegen, die meist auch einige Hsien unter sich haben, unterstehen nicht dem Präfekten, sondern nur dem Tau-tai oder dem Gouverneur.

Grenzen Schantungs sofort erkannt habe an den besseren Wohnungen und an der Kleidung der Leute. Die Häuser sind hier fest und gut, aus Ziegelsteinen oder Luftziegeln (getrocknete Lehmziegel) gebaut, die Dächer sind mit Pfannen oder Stroh gedeckt. In südlichen Provinzen treten an Stelle der Ziegel oft nur Strohmatten und Strohgeflechte. Die Kleidung der Leute ist durchgehends gut.

Das Land ist, mit Ausnahme der bergigen Gegenden, thatsächlich fruchtbar, und der fleißige Schantungese weiß dasselbe gut zu bestellen. Der Chinese ist noch heute dem Europäer im Ackerbau und besonders in der Gärtnerei überlegen. Dazu sucht er jedes Fleckchen Erde nutzbar zu machen, so daß in manchen Berggegenden die Berge bis hoch auf die Spitzen mit Feldfrüchten bebaut sind.

An Feldfrüchten werden hauptsächlich Weizen, Kaulian, Hirse, Bohnen, Erbsen, Erdnüsse, Süßkartoffeln gezogen. Unsere europäische Kartoffel konnten wir dort jährlich zweimal ernten. An Ölpflanzen kennt man den Sesam, Raps. Auch die Erdnüsse liefern viel und gutes Öl. Der Hanf gedeiht in einzelnen Gegenden (z. B. T'ai-an-fu) ganz ausgezeichnet. In den Bergen und besonders in Jen-tschou-fu und J-schui wird sehr viel und guter Tabak gepflanzt. Auch die Baumwolle wird in manchen Distrikten reichlich gezogen. An Gemüsen ist Schantung ganz besonders reich. Unsere europäischen Gemüse gedeihen dort alle sehr gut. Das Schantungobst ist in ganz China berühmt und wird besonders viel in die Hafenstädte exportiert. Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel, Trauben, Kastanien, Nüsse, die Frucht des Diospyros-kaki, auch chinesische Feige genannt, eine Zizyphusart, „chinesische Dattel", gedeihen dort herrlich.

Schantung soll öde und unfruchtbar sein, — aber wer die herrlichen Felder, die prächtigen Obst- und zahlreichen Maulbeerhaine gesehen, wird das nicht mehr sagen. Allerdings sind die Berge kahl an Wäldern — in den Seidendistrikten sind sie oft mit kleinem Eichengebüsch bestanden —, aber jedes Dörfchen liegt mehr oder weniger in Obst- und Laubbäumen versteckt.

Die Seidenzucht blüht in Schantung. Man kennt den Maulbeerspinner (bombyx mori), den Ailanthusspinner, der feinere Seide spinnt, und den Eichenspinner (saturnix pernyi), der auf den Blättern der quercus castaneaefolia, mongolica und dentata seine Nahrung findet und die „wilde" oder Tussahseide produziert.

In den Bergen wird die Viehzucht eifrig betrieben. Es mutete mich ganz heimatlich an, als ich dort auf den Bergen die Viehherden erblickte, die ähnlich wie in der Schweiz draußen geweidet werden. Größere Bauern

züchten auch Pferde und Maultiere, die sie auf den großen Märkten verhandeln. Der größte Pferde- und Maultiermarkt Nordchinas ist T'uti-miau, in der Nähe von Jen-tschou-fu.

An Industrie ist die Provinz bis jetzt verhältnismäßig arm. Wenn auch fast jede Präfektur und jede größere Stadt einen eigenen, besonderen Industriezweig kultiviert, wie z. B. Kiau-tschou die Tapetenfabrikation und Kupferschlägerei, Lai-tschou Strohflechterei, T'ai-an Waren für Götzendienst, Tsi-ning Konserven, Ts'au-tschou Baumwollgewebe, so hat diese Industrie doch nur mehr örtliche Bedeutung. Von größerer Wichtigkeit ist schon die Glas- und Thonwarenindustrie in Puo-schan, die Seidenindustrie in Tschou-zuin, die Stroh- und Mattenflechterei in den Küstendistrikten nahe bei Tschi-fu und Tsing-tau.

Wird die deutsche Schantungbahn einmal ganz Schantung durchqueren, dann werden auch Handel und Industrie sich beleben. Die alten Verkehrsstraßen, die zwar alle bedeutenderen Städte und Dörfer verbinden, sind jetzt in trostlosem Zustande, die herrlichen Brücken über die mächtigen Flüsse sind vielfach zerfallen, der Kaiserkanal und Gelbe Fluß sind viele Monate hindurch wegen Versandung nicht oder wenig zu gebrauchen, und die Regierung hat sich seit langem zufrieden gegeben, wenn sie nur möglichst viele Steuern aus dem Volke auspreßte. In einzelnen fruchtbaren Gegenden konnte zudem das Volk kaum aufatmen wegen der ständigen Räubergefahren. Die Bahn wird auch darin Wandel zu schaffen berufen sein. Dem deutschen Kaufmann aber werden Schantung und seine angrenzenden Provinzen, die ihm vielfach ähnlich sind, ein reiches Arbeitsfeld sein.

Tabelle
der chinesischen Bezirke in der Provinz Schantung.

Präfekturen.	Areal in □M.	Ungefähre Bevölkerung.
1. Tsi-nan-fu.	9,900	4,000 000
2. Ts'ing-tschou-fu.	10,300	4,600 000
3. Lai-tschou-fu.	5,220	2,100 000
4. Teng-tschou-fu.	5,700	3,000 000
5. Tung-tschan-fu.	3,400	2,600 000
6. T'ai-an-fu.	4,244	2,000 000
7. U-t'ing-fu.	4,400	2,000 000
8. Ts'au-tschou-fu.	4,240	2,400 000
9. Jen-tschou-fu.	9,000	3,800 000
10. J-tschou-fu.	8,700	2,500 000
	65,104	29,000 000

Die Bevölkerung.

1. Der Chinese im allgemeinen.

Jugend, Erziehung, Name, Studium, Elternliebe, Charakter.

Ein nettes Kerlchen, dieses bezopfte Chinesenbüblein! Klug schauen die schwarzen Äuglein aus dem ovalen Gesichtchen; das glänzend pechschwarze Haar*) ist sauber zu einem Zopfe geflochten; die Kleidung aus roter, blauer, grüner Seide oder buntem Kattun steht ihm allerliebst. Freilich sind nicht alle Chinesenkinder so sorgsam gepflegt und so reinlich gekleidet. Es gibt so viele, viele Kinder, die aus Armut im heißen Sommer keine Kleider tragen und im kalten Winter nur mit einigen schmutzigen Lumpen behangen sind. Der Kindersegen ist im „Reiche der Mitte", besonders unter der ärmeren Bevölkerung, groß und der Verdienst der Eltern, selbst bei angestrengtester Arbeit, nur gering; die armen Kinder müssen deshalb von frühester Kindheit an Entbehrungen leiden. Ich habe aber



Chinesisches Kind.

auch unter der ärmsten Bevölkerung prächtige Kindertypen gesehen. So melancholisch traurig können sie aus ihren dunklen Augen blicken. Es sind die welken Blumen im „blumigen Reiche", die zu Tausenden jährlich absterben durch Frost, Hunger und Entbehrungen.

Während die vornehmeren Knaben von frühester Kindheit an verhätschelt und verzogen werden, — sie sind ja die Stammeshalter, die später

*) In ärmeren Volkskreisen findet man häufig, daß das Haar der Knaben bis zum zehnten Jahre fast dunkelbraun ist. Später wird die Haarfarbe aber meist bei ihnen auch ganz schwarz.

den verstorbenen Eltern Opfer darbringen, — lernen die Kinder ärmerer Leute von den Windeln her den Ernst des Lebens kennen. Den vornehmen Knaben wird kein Wunsch versagt, und sehr gut sind diese „Perlen" sich bewußt, welche Rolle sie im Haushalte spielen. Bewunderungswert ist die Geduld, mit der die Eltern die Ungezogenheiten dieser „Perlen" ertragen. Kein hartes Wort wird ihnen gesagt, und die Rute, dieses „beste aller Erziehungsinstitute", ist dort nicht zu finden. Schreien die Rangen, so beruhigt man sie mit Zuckergebäck.



Spielende Kinder.

Ganz anders geht es den armen Knaben. Wenn auch er immerhin vor den Mädchen den Vorzug hat, so kennt er doch die Verzärtlichung und Verweichlichung nicht. Der harte Boden ist sein Bettchen, und einfache Nahrung seine Kost. Kaum daß sie laufen können, müssen sie sich nützlich machen, müssen sie Stroh und Reisig sammeln, das zum Herdbrand gebraucht wird, müssen sie Schafe und Ziegen hüten oder Futter sammeln fürs Vieh.

In freien Stunden können die Chinesenkinder auch recht lustig sein. Dann können sie singen und spielen, wie auch unsere Kinder das thun. Sie spielen mit Bällen und „Knickern", sie lassen Papierdrachen steigen, worin sie eine ausgezeichnete Fertigkeit haben, sie ahmen Sol-

daten und Mandarinen nach; die Studentlein üben sich im Schach oder Dam, die den Chinesen schon längst bekannt sind, oder versuchen ihr Glück in einem andern Spiele, bei dem sie die verschiedenen Prüfungen bestehen und hohe Ämter erlangen. Auch ein „Quartettspiel“ wird sehr gern gespielt.

Erziehung genießen eigentlich die Kinder von den Eltern überhaupt nicht. Wie halbe Wilde laufen sie, sich selbst überlassen, umher. Wenn sie aber einmal etwas verbrochen haben, das den Eltern die Galle ins Blut treibt, dann wehe ihnen auch. Unmenschlich fallen diese dann mit rasender Wut über die armen Opfer her. Ich habe es einmal erlebt, daß eine Mutter in dem Dorfe, in dem ich mich befand, ihr Kind, das man beim Stehlen erwischt hatte, in ihrer Wut erdrosselte.

Ich habe mir öfters gesagt, daß europäische Kinder bei dieser mehr oder weniger mangelhaften Erziehung fast alle zu Taugenichtsen würden. Die chinesischen Kinder können demgegenüber verhältnismäßig noch gut und brauchbar genannt werden. Die Kinder vornehmerer Leute werden allerdings in etwa noch von ihren Lehrern später erzogen, bei denen sie die Schule besuchen.

Namen der Knaben.

Jeder Chinese hat zwei Namen, den Haupt- oder Familiennamen, der seine Familie angibt, und den sogenannten „kleinen Namen“, der ihm in der Kindheit beigelegt wird und den er oft sein ganzes Leben lang behält. Die vornehmen Chinesen, die Examen gemacht, legen sich außerdem noch einen „Gelehrtennamen“, „großen Namen“ bei.

Nach alter chinesischer Überlieferung zogen 100 Familien in China ein. (Daher gibt es denn auch in ganz China nur 100 Familiennamen, z. B. Tschan, Tschau, Tschou, Li, Süo rc.)*) Zu diesem Familiennamen fügt man eine nähere Bezeichnung noch hinzu, die meistens sehr wohlklingend und hochfahrend lautet, z. B.: Ho-dei-man, d. h. „Ho, der voll der Tugend ist“, Zi-ngin-le — „Zi, die Wohlthätigkeit kommt“, Ngän-tschi-t'e — „Ngän, der Fürst des Friedens“, usw. Der kleine Name wird von den Eltern den Knaben in den ersten Tagen nach der Geburt gegeben und bezieht sich vielfach auf den Tag oder die Umstände der Geburt oder hat auch abergläubischen Sinn. Z. B. wurde einem Christen ein Sohn geboren am Tage der Einweihung einer neuen Kirche, und nannte er denselben deshalb Zin-t'an, d. h. „in die Kirche gehen“. Andere heißen Tschuin — „Frühling“, Zhiu — „Herbst“, weil sie im Frühling

*) Einige andere Namen, die nicht in dem „100-Familienverbande“ sind, sind neueren Ursprugs.

und Herbst geboren wurden. Andere heißen Niu — Ochs, Ma — Pferd, Lü — Esel oder Tä-nüol — schlechtes Mädchen und dergleichen, womit man den Teufel betrügen will, „der so gern die Knaben holt". Man gibt ihnen daher Namen von Mädchen oder Tieren, die der Teufel nicht gern holt. Unter den Christen sind schon vielfach christliche Namen gebräuchlich.

Was studieren die Knaben?



Rangknopf.

In die Schule gehen nur die vornehmeren Kinder. Der Staat selbst unterhält keine Volksschulen, die Leute müssen daher selbst für Schule und Lehrer sorgen. Manche Familien haben einen eigenen Lehrer, manche vereinigen sich und bestreiten die Kosten gemeinsam. Wenn auch das Schulgeld nicht groß ist — der Lehrer bezieht, je nachdem er eine niedere oder höhere Schule leitet, 20, 30—100 M. Gehalt —, so können doch die meisten Chinesen diesen Luxus sich nicht leisten. Sie können daher auch weder lesen noch schreiben. Und selbst die Studenten und gelehrten Herren, die ihr ganzes Leben „Bücher gesehn", können nicht alle Buchstaben lesen und schreiben.*)

In der chinesischen Schule geht es eigentümlich zu. Da sitzen die kleinen und großen Studenten in einem Zimmer, zwei und zwei an einem Tisch, und schreien sich, so laut sie können, in Sopran, Alt und Baß ihr Pensum in die Schädel hinein. Jeder lernt sein eigenes Kapitel und jeder schreit seine eigene Melodie. Die Hauptaufgabe besteht anfangs darin, die verschiedenen vorgeschriebenen Bücher auswendig zu lernen. Und thatsächlich erreicht der Chinese eine hohe Fertigkeit im Auswendiglernen. Unter diesen Büchern sind z. B. die „100 Familiennamen", das „1000-Buchstabengedicht", das „3-Zeilengedicht", die vier klassischen und 5 kanonischen Bücher ꝛc. Die Sprache dieser Bücher ist eine feinere, gelehrtere, als die gewöhnliche Volkssprache, und der sechsjährige Knirps versteht deshalb gar nicht den Inhalt dessen, was er lernt. Die Erklärung wird ihm erst nach einigen Jahren gegeben.

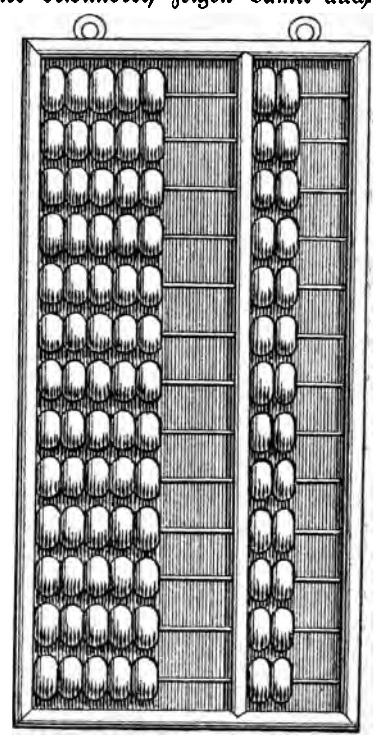
Jan bu t'jau, fu tschi kuo.
Tjian bu jen, sche tschi t'uo.

*) Der Chinese hat circa 100 000 Buchstaben. Jeder Buchstabe wird anders geschrieben, und es gibt Buchstaben, wie z. B. das Wort tschë-geschwätzig, die über 60 kleine Strichlein haben (siehe nebenstehende Figur).



„Ernähren, nicht erziehen, ist des Vaters Schuld.
Erziehen ohne Anstrengung ist des Lehrers Trägheit.“ So und ähnlich lauten die ersten Weisheitssprüche, die der Student lernen muß.

Neben diesem Auswendiglernen wird auch der Pinsel eifrig benutzt. Um die Buchstaben zu schreiben, gebraucht man nämlich einen kleinen spitzen Pinsel. Anfangs werden die Buchstaben nach Vorlagen durchgepaust, später macht man freie Schreibübungen. Männer, die schön schreiben können, sind selten und werden viel bewundert, zeigen damit auch Talent zum Malen und Zeichnen. Nach einigen Jahren eifrigen Studiums beginnt man endlich mit Aufsätzen, die dann um so schöner sind, je mehr Stellen aus den vorher gelernten Klassikern künstlich zusammengereimt sind.


Rechenmaschine.

In den Klassikern ist auch die ganze notwendige Weltweisheit enthalten, und mit anderen Wissenschaften braucht der Student sich nicht viel abzuplagen.

Rechnen lernt er mechanisch mit einer eigenen Maschine, die er aber so geschickt zu handhaben weiß, daß er fast ebenso schnell das Resultat erhält, wie wir durch Zahlen und Kopfrechnen. Geographie ist für ihn bald abgemacht. Die Erde ist nach alten chinesischen Büchern viereckig. Es gibt danach auf der ganzen Welt nur ein großes Reich: „das einzig Feste unter dem Himmel“, „das blumige Reich der Mitte“, China. Rund um China herum ist Wasser, teils Meer, teils ein riesengroßer Wasserdrache. In diesem Wasser liegen noch einzelne ganz kleine Inselchen, die aber alle dem chinesischen Kaiser, dem „Drachensohne“, dem „Sohne des Himmels“, dem „10000jährigen“ tributpflichtig sind. Im Westen liegt da auch „siau Sian“ „das kleine Europa“. Im Süden liegt ein „Frauenreich“, wo es keine Männer gibt, ein „Herzloch-Reich“, wo die Leute statt des Herzens ein großes Loch haben, „durch das man sehen kann von einem Ende zum andern“. Wenn die Leute dieses Reiches eine Reise machen, stecken sie eine Stange durch das Loch und lassen sich tragen. In der südöstlichen


Student.

Ecke liegt auch ein „Kleinmensch-Reich", wo die Menschen nur 9 Zoll groß sind. Damit wäre die Geographie fast erschöpft. Es ist mir aber aufgefallen, daß selbst ungebildete Chinesen recht gut Bescheid von den Provinzen des Reiches hatten und die Entfernungen und Lagen der größeren Städte sehr gut kannten. Neuerdings sind diese Anschauungen, besonders in den Hafenstädten, doch etwas anders geworden. Aber ich habe noch im vorigen Jahre im Innern eine „Weltkarte" nach obigem Muster gekauft und dieselbe in Schulen angeschlagen gefunden.

Pflanzenkunde studiert der schlaue Chinese nur praktisch. Am wichtigsten sind ihm die Kräuter, die er essen kann. Auch einige Heilkräuter lernt er kennen. Zierblumen liebt er sehr. Daher versteht er es auch so meisterhaft, die Blumen zu malen. Vor seinem Häuschen pflanzt er gerne einige Rosen, Astern oder Lilien; in seinem Gastzimmer pflegt er schöne Blumen. Auch die Mädchen lieben die Blumen sehr zum Schmucke für ihr schwarzes Haar.

Die Tierkunde liegt gar sehr im argen. Neben den gewöhnlichen Haustieren, als Pferd, Rind, Maulesel, Esel, Wasserochs, Schwein, Ziege, Schaf, Hinz und Mieze, kennt der gelehrte Mann mit dem Zopf ein Tier mit 9 Köpfen, schnabellose Hühner, einen Löwen mit Menschenkopf, „der wie kleine Kinder winselt, aber große Leute frißt", und andere dieser Art. Er unterscheidet außer den Haus- und wilden Tieren noch 360 „haartragende" und 360 „federtragende Würmer". Den Drachen malt er überall hin. Ein geheimnisvolles Tier aber ist ihm besonders bekannt, das Tj'i-lin. „Es ist das vorzüglichste unter allen haartragenden Würmern. Der Körper desselben ist gleich dem des Hirsches, sein Schweif gleich dem des Ochsen, der Kopf gleicht einem Wolfskopfe, die Hufe sind gleich denen der Kuh. Auf der Nase trägt es nur ein Geweih, das am unteren Ende aus Fleisch besteht. Seine Natur ist sanft, seine Stimme klingt wie goldene Glocken. Beim Gehen hat es Anstand. Schritt für Schritt geht



Christliche Jünglinge.

es einher, nichts Lebendes zertritt es, weder Wurm noch Pflanze. Nur wenn Friede, Gerechtigkeit und Milde im Lande herrschen, dann erscheint es." Zum letzten Male soll es erschienen sein bei der Geburt und beim Tode des Konfuzius.

Sonst kennt der Chinese von wilden Tieren nur diejenigen, die in seiner Heimat vorkommen, als Wölfe, Füchse, Dachse, Hasen, Marder rc. Bären und Affen lernt er manchmal von herumziehenden Bärentreibern kennen, die wie hier bei uns mit diesen Tieren ihre Kunststückchen zeigen. „Feder=

tragende Würmer" (die Vögel) sind in China recht zahlreich und geschätzt. Im allgemeinen kommen in Schantung dieselben Vögel vor, wie bei uns in Deutschland. Eigenartig sind die Raben und Krähen mit schneeweißem Kragen um Hals und Brust.

Von der Sternkunde wissen die chinesischen Bücher viel zu erzählen. Auch die gewöhnlichen Leute kennen eine ganze Reihe von Sternbildern, nach denen sie sich vielfach in der Zeit- und Ortsbestimmung richten. Sonst jedoch sind die astronomischen Kenntnisse sehr fraglicher Natur. „Als im 3. Jahrtausend Kung-kung mit Tschuan-huh um die Kaiserwürde stritt, stieß er im Zorn gegen den Berg Pei-tschao, zerhieb die Säulen des Himmels und zerriß die Bande der Erde, so daß der Himmel sich nach Nordwest neigte, wohin jetzt Sonne, Mond und Sterne vollends ihre Richtung nehmen", so liest man z. B. in einem astronomischen Werke.



Christlicher Gelehrter.

Hat der Knabe endlich die nötigen Kenntnisse erworben, dann geht er ins Examen. Jeder Kreis vereinigt jedes Jahr einmal die Examinanden in der Kreisstadt, woselbst sie, in dem Prüfungsgebäude eingeschlossen, einige Tage lang die schriftlichen Arbeiten machen müssen. In den meisten Kreisen können nur 10—12 Examinanden das Diplom erhalten, obgleich oft viele Hundert sich zum Examen stellen. Das Diplom berechtigt den Siu-zä (Doktor) den goldenen Knopf zu tragen. Diese können

dann später auch in der Provinzialhauptstadt und später in Peking ins Examen steigen. Mit dem Knopf aber hat jeder das Recht, ein Amt im Staate einzunehmen. „Ein Mann, der Bücher gelesen hat, muß zu allem fähig sein", und es ist einerlei, was für ein Fach er ergreift, ob Arzt oder Richter oder Offizier oder Winkeladvokat.

Das sind denn die „Gelehrten", die sog. Litteraten, die sich so stolz und hochtrabend, mit gemessenem Schritt und hochstehender Nase, über das „gemeine Volk" erheben. Sie pressen und schinden das Volk, sie sind meistens auch die Urheber der europäerfeindlichen Bewegungen. Ein eingefleischter chinesischer Gelehrter aus dem Innern Chinas verachtet den Europäer und glaubt felsenfest, daß seine Weisheit und Kenntnisse hoch erhaben sei über die der „europäischen Teufel".

Was aber lernen denn die ärmeren Chinesen? Die einen werden wie ihre Väter Bauern, die anderen erlernen ein Handwerk. Jedes Handwerk ist in China vertreten, und wie hier muß auch dort jeder seine Lehrlings- und Gesellenzeit durchmachen, bis er Meister ist. Verbummelte Studenten, die ihr Diplom nicht bekommen können, widmen sich häufig dem Kaufmannstande, indem sie bei ihrer im Studium erlangten Verschmitztheit und Verschlagenheit oft Erstaunliches leisten können.



Die Liebe gegen Eltern und Vorgesetzte.

Ein kleiner Chinesenknabe hatte von seiner Mutter Schläge erhalten und weinte deshalb fürchterlich. Man fragte ihn, ob denn die Prügel so sehr geschmerzt. „Nein," sagte er, „ich weine vielmehr deshalb, weil sie mich nicht geschmerzt, denn daraus sehe ich, daß mein Mütterchen alt und schwach geworden ist." Dieses Geschichtchen steht in chinesischen Erzählungsbüchern, um die Kinder zur Ehrfurcht gegen die Eltern zu ermahnen. Wirklich ist die Elternliebe die höchstgeachtete Tugend in China, und pflegen die meisten gelben Kinder diese Tugend gut. „Nichts halte für kostbar, nur die Ehrfurcht gegen die Eltern ist kostbar." Mancher dumme Streich wird den Kindern verziehen, wenn sie nur die Eltern ehren, und nichts wird ihnen so sehr übelgenommen, als wenn sie ihre Eltern vergessen. In den Büchern, welche die Studenten lesen, in den Unterhaltungen der Weisen und Lehrer, in den Zeitungen wird daher immer hierauf auf-

merksam gemacht. Ich las einmal in einer Zeitung, daß zwei Söhne besonders vom Kaiser belobt wurden, weil sie sich einige Stücke Fleisch aus dem Leibe geschnitten hatten, die sie dann den kranken Eltern in die Suppe gaben. Sie hatten gehört, daß das ein wirksames Heilmittel sei. — Sehr schön sind die Worte, die ein chinesischer Kaiser über die Elternliebe geschrieben hat. Er ermuntert darin sein Volk, doch den größten Wohlthätern, nämlich den Eltern, Ehrfurcht und Zuneigung zu bezeigen. Er schreibt: „Zur Zeit, als die Eltern euch noch am Busen trugen und euch hungerte, — ihr konntet selbst nicht essen und euch fror, — selbst konntet ihr euch nicht ankleiden, — da blickten euch die Eltern ins Gesichtchen und horchten auf euer Stimmelein; lächeltet ihr, so freuten sie sich; weintet ihr, so füllte Trauer ihr Herz. Schicktet ihr euch an zu gehen, so folgten sie euch Schritt für Schritt ... An eurer Statt leiden zu können, das war ihr Wunsch; unaufhörlich richteten sie die Augen auf euch, forschend, ob ihr gewachsen. Wer zählt die Mühen und Leiden, die sie übernommen, die Ängsten und Befürchtungen, die sie ausgestanden! Bald waren es Brotsorgen, bald Sorgen um eure Erziehung und Belehrung ... Wenn du aber der Eltern Wohlthaten verstehst, weshalb bringst du ihnen nicht Liebe und Gehorsam entgegen?

Wie aber befriedigst du ihr Herz? Dadurch, daß du für gewöhnlich zu Hause bleibst, gute Handlungen verrichtest und einen rechtschaffenen Mann vorstellst. Studierst du, so verschlucke auch das Bittere; pflegst du Ackerbau, so bebaue mit Eifer den Boden; treibst du Handel und verdienst du durch Arbeit deinen Reis: vor allem sei zufrieden mit deinem Lose ...

Du mußt auch den Körper der Eltern ernähren. Es versteht sich von selbst, daß du dir beim Essen Abbruch thuest und dich einschränkest, damit deine Eltern sich gehörig sättigen können und das Notwendige vollauf haben ...

Durchaus nicht darfst du vom Hause weggehen und dein Geld verspielen und Wein trinken; nicht ist es erlaubt, Händel anzuknüpfen. Einzig sei bedacht, es fertig zu bringen, daß die beiden alten Leute sich von ganzem Herzen freuen Tag für Tag ..."

Wenn auch die Chinesen nicht alles so in Wahrheit halten, wie sie schreiben und sprechen, immerhin ist die Elternliebe groß und kann uns Christen sogar oft beschämen.

Wie die Eltern, so nimmt auch der Lehrer, der sonst meist nur kümmerlich sein Dasein fristet, eine hohe Stelle ein. Die Schüler müssen ihn wie ihren zweiten Vater ehren, selbst dann noch, wenn sie längst schon zu hohen Würden und Ehren gestiegen und das arme Schulmeisterlein noch immer im kleinsten Dörfchen das chinesische Abc lehrt. Eben weil so wenig

Menschen lesen und schreiben können, deshalb haben die Kundigen auch die Herrschaft des Dorfes in den Händen. Sie werden von den Bauern ganz gewaltig respektiert und gefürchtet.

Folgendes Gedicht aus dem Sche-tjing (einem chinesischen Klassiker) schildert uns in ganz rührender Weise die Gesinnung des Kindes den Eltern gegenüber.

Der Elternlose.

Hoch wuchs sie auf, die Stabwurz da, —
Nicht Stabwurz, Rainfarn sollt' es sein.
Ach, ach! mein Vater, meine Mutter!
Ihr zogt mich auf mit Müh' und Pein.

Des Trinkgeschirres Leere, ach!
Sie ist ja nur der Flasche Schmach.
Zu leben als verwaister Mensch —
O besser, wenn man längst dem Tod erlag!

Wer vaterlos, wem soll er trau'n?
Wer mutterlos, wem fragt er nach?
Aus geht er, und es drückt ihn schwer,
Kehrt heim und keinen findet er.

O Vater, und du zeugtest mich,
O Mutter, und du säugtest mich;
Ihr streicheltet, ihr nährtet mich,
Erzoget mich, belehrtet mich;

Umwachtet mich, umwehrtet mich,
Trugt, wenn ihr gingt und kehrtet, mich!
O könnt' ich euch die Güte danken,
Den hohen Himmel ohne Schranken!

Charaktereigenschaften des Chinesen.

Man erzählt sich nicht viel Gutes vom Chinesen. Es kann ja sein, daß mancher sein Urteil an den „Halbcivilisierten“ oder „Halbeuropäisierten“ sich gebildet hat, die da als Gauner in den Hafenstädten massenhaft herumlaufen und schon mit allen Hunden gehetzt wurden. Sie sind allerdings traurige Vertreter ihrer Rasse. Es kann auch manches harte Urteil davon herrühren, daß europäische Reisende aus Unkenntnis der Sprache und Sitten das Leben und Treiben des Chinesen nicht verstehen. Aber auch andere, die doch jahraus, jahrein unter Chinesen wohnen, selbst gleichsam Chinesen werden und manches mit dem Deckmantel der Liebe bedecken, müssen sich gestehen, daß der Chinese im allgemeinen dem Europäer gegenüber sehr unsympathische Charaktereigenschaften zeigt.

Der gelbe Zopfmann ist verschmitzt, er verschließt sein wahres Herzinnere und weiß deshalb außerordentlich gut mit Restriktionen umzugehen. Der Chinese lügt nicht immer, — beileibe nicht, aber er sagt doch nicht gern die volle Wahrheit. Mittelst seiner blumigen Sprache weiß er das, was er sagen oder nicht sagen will, so mit duftenden Ausreden zu schmücken, daß der Nichtchinese dabei meistens hereinfällt. Auch die Chinesen unter sich betrügen sich oft gründlich. Wirft man aber z. B. einem alten Graukopf, dem nur noch ganz spärlich ein dünnes Zöpfchen „von hinten hängt“, eine Lüge vor, so wird er heilig und teuer versichern, daß

in seinem Leben niemals eine Lüge dem Gehege seiner Zähne entflohen sei. Ist man übrigens mit den Sitten und der Sprache vertraut, so wird man leichter die kurzen Beine der Lügen erkennen können.



Alter Gelehrter.

Weil der Chinese so verschmitzt und verschlossen ist, traut er auch fast keinem Menschen sofort. Erst wenn er lange Beobachtungen angestellt hat, faßt er mehr Vertrauen. Er zweifelt deshalb gern an dem guten Willen eines Menschen. Ich weiß, daß Christen und sogenannte „Freunde" von Missionaren, auch nachdem sie dieselben lange und heimlich beobachtet hatten, doch noch an ihnen zweifelten. Allerdings wenn sie dann aber dem „Freunde" Vertrauen schenken, können sie es auch ganz und voll thun. Ein früherer sehr berühmter Gouverneur von Schantung, bekannt unter dem Namen „lau Jau" — „der alte Jau", hielt sehr viel auf den damaligen katholischen Franziskanerbischof Cosi. Sie luden sich gegenseitig häufig ein, und alle Welt wußte, daß sie gute Freunde waren. Dem Gouverneur war es nur unverständlich, daß ein so guter und bedeutender Mann wie der Bischof keine Frau und Kinder haben sollte. Der „gute Freund" hatte ihm das zwar oft gesagt, aber er zweifelte doch. Eines Tages kam er ganz unerwartet zur Missionsstation, und als man ihm sagte, der Bischof sei verreist, glaubte er das nicht, sondern lies sich sämtliche Zimmer der Residenz zeigen, öffnete Schränke und Kisten, und als er dann doch nicht das fand, was er geglaubt hatte, war er endlich von der Aussage des Bischofs überzeugt. Seither waren beide sehr enge und freundschaftlich einander zugethan, und der Gouverneur schätzte den Bischof noch höher als früher.

Die Verschmitztheit ist auch der Grund, daß es in China wenig gediegene Freundschaften gibt. Es kam mir oft geradezu lächerlich vor, wenn Chinesen mir die blühendsten Titulaturen und Freundschaftsergüsse an den Kopf warfen, — denn ich wußte doch zu gut, daß die Freundschaft meist keine Probe aushielt. Allerdings gibt es auch

Ausnahmen; aber ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß auch Freunde, gute Freunde sich nicht viel trauen.

Was den meisten Europäern an den Chinesen verhaßt ist, das ist die fast stets gleichbleibende äußere Freundlichkeit. Mir hat dieses anständige Wesen immer gut gefallen. Der einfachste Bauer benimmt sich dort feiner als hier manchmal die nobelsten Herren. Bessere Chinesen, die Anstand verstehen, werden niemals so kräftig und gerade die Wahrheit sagen, wie man das unter Deutschen gewohnt ist. Oft beweist das auch eine gewisse Beherrschung seiner eigenen Natur und Stimmung, und der Chinese gewinnt bei dem ruhigen Beobachter Achtung. Man kann noch so sehr ihn ausschelten, er schmunzelt ganz ruhig, man kann ihm Grobheiten sagen, der Chinese zeigt sein allerliebstes Lächeln. Ich habe schon gesehen, daß Europäer wütend auf ihre Untergebenen losgehauen haben, — trotzdem aber noch ein freundliches „Zhing kuemien" — „bitte um Verzeihung". Im Herzen saß der Haß den Leuten so tief drinnen, daß sie ihre Gegner in Stücke hätten zerreißen können, aber nach außen waren sie freundlich.

Wohl können die Chinesen pfeilspitze Stichelreden führen, aber die Spitze umwinden sie mit duftenden Blumen. Der Chinese fühlt diese spitzen Reden aber viel mehr als grobe Auseinandersetzungen. Die robusten Schimpfiaden fließen an seinem glatten Äußeren ab wie Wasser, dagegen die feinen Anspielungen und Sticheleien treffen ihn sehr. — Auch die gewöhnlichsten Chinesen können sich gegenseitig oft so verblümt die Wahrheit sagen, daß ich die Leute bewundern mußte.

Ich habe beobachtet, wie ganz erbitterte Feinde sich gegenseitig die liebevollsten Schmeicheleien sagten, schmunzelten, freundlich thaten, als ob sie die größten Freunde seien.

„Überbietet euch in Güte,
Liebt und lobt euch gegenseitig;
Morgen macht ihr euch, ihr Frommen,
Selbst das Recht zu atmen streitig."

Geht's nicht ähnlich auch in Europa? Sind alle die „Hochwohlgeboren", die wir mit „vorzüglichster Hochachtung" — „ergebenst" — „die Ehre haben" kennen zu lernen, ernst gemeint?

Allerdings, wenn dem Chinesen die Galle zu viel überläuft, dann kann er auch furchtbar massiv werden. Ich habe nie in meinem Leben den Zorn so abschreckend gefunden, wie im blumigen Reiche der Mitte. Die Weiber thun sich darin besonders hervor, wie ich das später zeigen werde. Aber auch bei Männern tritt der Zorn abschreckend auf. Krank-

heiten aus Zorn sind nicht selten. Ich habe gesehen, daß Männer und Frauen aus Zorn hoch in die Luft sprangen, daß sie vor zorniger Erregung mit dem Kopf an eine Wand rannten, so daß ich glaubte, der Schädel flöge in tausend Stücke. In diesem Zorne können die Leute oft tagelang öffentlich auf der Straße schimpfen, verwünschen und verfluchen. Die schmutzigsten Geschichten lernen die Kinder durch derartige Schimpfiaden. Nichts ist dann heilig, nichts ist dann sicher vor den ungewaschenen Mäulern dieser Menschen. Kleine Kinder üben sich oft stundenlang in diesen Schimpfwörtern, die sie anfangs nicht einmal verstehen. Papa und Mama oder, wie der Chinese sagt, ba-ba, da-da und ma-ma hören dabei vergnügt ihren jungen Sprößlingen zu und freuen sich über die unanständigen und unappetitlichen Zoten, die der unschuldige Kindermund lallt. Auf diesen Zorn sind auch die Selbstmorde aus Rache zurückzuführen, von denen ich bei den Frauen noch mehr sprechen werde.

Den Chinesen hat bei uns besonders im letzten Jahre seine Grausamkeit in Verruf gebracht. Dieselbe liegt wirklich in seinem Charakter und wird bei ihnen großgezogen. Das Kind quält die armen Tierchen, die ihm zwischen die Finger kommen; jedes Huhn, das geschlachtet wird, muß vorher gequält werden. Beispiele von Grausamkeit kann der Chinese übrigens ja auch täglich von seinen „edlen Vätern und Müttern", den Mandarinen, lernen. Die Torturen und Foltern der Verbrecher geschehen öffentlich, und eine wahre Herzensfreude ist es für das Publikum, die unglücklichen Menschen winseln und leiden zu sehen. Die Erfindungsgabe im Foltern ist großartig.

Mit der Grausamkeit geht meistens die Feigheit Hand in Hand. Einen feigeren Menschen als den Chinesen kann ich mir nicht denken. Allerdings nehmen die Schantungesen da eine etwas andere Stellung ein, besonders die Leute aus der Oberpräfektur Ts'au-tschou-fu. Das ist das schöne Land, wo die berühmten Räuber wachsen. Die Kerle haben wirklich noch manchmal Mut und Courage. Aber andere Chinesen sind meist feige und wagen nur dann etwas, wenn sie sicher des Sieges sind oder wenn sie nicht anders mehr können. So ist es zu erklären, wenn einer oder wenige Europäer hundert wohlbewaffnete Chinesen in Schach halten oder in die Flucht schlagen. Im Falle der Not, wo es ihnen an die eigene teuere Haut geht, können dieselben aber auch tapfer und wütend dreinhauen. Einmal habe ich gesehen, wie ein Räuberhauptmann, der vor 20 Soldaten sich in ein kleines Haus geflüchtet hatte, sich dort 2 Tage lang hielt, bis ihn endlich vor Hunger die Kräfte verließen. Die Soldaten wagten nicht in die Nähe zu kommen, führten dann Barrikaden

auf, kletterten aufs Dach und deckten dasselbe teilweise ab, um von oben auf den Mann zu schießen. Ein anderes Mal zog der Mandarin mit vielen hundert Soldaten gegen einige Räuber los, umzingelte dieselben in einem Gehöfte und belagerte sie. Er selbst setzte sich in das nächste große Dorf, daß $^1/_2$ Stunde von dort entfernt war. Einen ganzen Tag wurde Pulver verschossen, bis man am Abend endlich über „Friedensbedingungen" sich unterhielt. Mitten in der Unterhaltung nahmen die Herren Räuber heimlich Reißaus. Die Polizisten fingen irgend ein Subjekt, wie sie deren für derartige Notfälle immer vorrätig halten, und der Mandarin war froh, daß diese „blutige Affaire" glücklich überstanden war. Er hatte einen gefangen und sein „Gesicht" — „mienze" war gerettet.



Alter Chinese.

Ja, dieses „Gesicht" — „mienze" spielt im chinesischen Charakterleben noch eine wichtige Rolle. Das kleine Kind, das kaum ein paar Worte stammeln kann, will schon „mienze" haben. Der ärmste Bettler, der in schmutzige Lumpen gehüllt ist, verlangt „mienze", gar nicht von anderen Menschenklassen zu sprechen. Der Chinese denkt sich unter diesem „mienze" die Ehre, erforderliches Ansehen, Respekt. Sein „Gesicht" muß so rein von jeglichem Makel sein, daß jeder sich darin spiegeln kann. Daß da manchmal gründlich Tünche oder Schminke notwendig ist, um die häßlichen Faulflecken zu vertuschen, ist klar; das kümmert ihn aber nicht. Ein größeres Schimpfwort gibt es kaum, als „bu jau mienze" — „du willst kein Gesicht haben", mehr Schmach kann man einem Dorfe nicht anthun, als wenn man ihm öffentlich sagt, auf der ganzen Welt habe ich ein so schlechtes Dorf nicht gesehen, die Leute hier wollen kein Gesicht u.dgl. Überhaupt haßt der Chinese jede öffentliche Rüge. — Das Gegenteil von „Gesicht" — „mienze" ist „mulien", wörtlich „Mißgesicht".

Ich will aber nicht gesagt haben, daß dieses „Gesicht haben wollen" eine schlechte Charaktereigenschaft sei, — wenn das „Gesicht" nur nicht gar so häufig eine leere Maske wäre! Übrigens kann man gerade aus dieser Eigenschaft manchen Nutzen ziehen. Bei Besuchen gibt man den Betreffenden möglichst viele und gute „Gesichter", man lobt ihn, seine Eigenschaften, seine Tugenden rc., empfängt ihn, wie er es verlangen kann oder noch etwas besser, und man kann dann beinahe jeden Chinesen um den Finger wickeln. Auch bei der Dienerschaft manöveriert man nicht ohne Nutzen mit „Gesichtern" und „Mißgesichtern".

Die Hauptursache dieses „mienze" ist der Stolz, der jedes Zopfmannes Brust innewohnt. Bis dahin sah der Chinese auch immer noch von oben herab auf die Europäer hernieder. „Studiert ihr auch in Europa?" kann man öfter hören. „Ach, ihr könnt ja nicht einmal lesen und schreiben", d.h. chinesich. „Habt ihr auch einen König?" und dergleichen Fragen sollen nur beweisen, daß wir Europäer unter ihm stehen. Freilich, nach einiger Bekanntschaft streichen die Herren doch leicht die Segel.

Eine der unangenehmsten Charaktereigenschaften des Chinesen ist seine Undankbarkeit. Auch für große Wohlthaten zeigt er sich nur selten dankbar. Einen protestantischen Missionar, der zur Zeit einer Hungersnot täglich Brot unter das Volk verteilte, vertrieb dasselbe Volk, als er an einem Tage das Brot nicht hatte, mit Schimpf und Schande.

Wie fast alle heidnischen Völker, so sind auch die Chinesen abergläubisch. Ihre Religion genügt ihnen nicht, ihre Religionsübungen befriedigen sie nicht. Sie fühlen auch unbewußt, daß ihre Opfer selbst dem oder den Geistern, die sie verehren, nicht genügen, und sinnen deshalb auf alle möglichen abergläubischen Firlefanz. Nicht allein alte Weiber sind in China abergläubisch, sondern auch Männer und „gelehrte", „bessere" Männer aus den vornehmsten Kreisen.

Diesen wenig sympathischen Eigenschaften gegenüber hat aber der Chinese auch manche Eigenschaft in seinem Charakter, die lobenswert und schön ist. Einige davon, sein Mäßigkeitssinn, sein Sparsinn, seine angeborene bezw. anerzogene Elternliebe, werde ich in dem Kapitel über chinesische Christen noch näher schildern. Der Chinese ist außerdem geduldig, eine Eigenschaft, die mit seinem sklavischen Charakter innig zusammenhängt. Gerade diese Geduld, die, wenn sie zuweit getrieben wird, auch Faulheit werden kann, hat den Chinesen in üblen Geruch gebracht, doch muß ich sagen, der Chinese, speziell der Schantungese ist nichts weniger als faul. Freilich wenn er keine Arbeit hat und finden kann, thut er nichts, — ebenso machen es aber auch die Europäer. In China gibt es keinen

Achtstundentag. Vom frühesten Morgen bis zum späten Abend wird gearbeitet mit Ausnahme der Zeit, wo die kärgliche Nahrung eingenommen wird. Die herrlichen Gärten, die wohlbestellten Felder zeugen vom Fleiße der Chinesen. Die oft kinderreichen Familien können nicht durch faules Nichtsthun unterhalten werden.

Gerade die Arbeitslust bezw. Faulheit des Chinesen wird viel von Europäern getadelt. Man hat da die schmutzigen Khulis im Sinne, die man in Arbeit genommen. „Ist nicht immer die Peitsche hinter ihnen, so thun sie nichts," sagt man. Vielfach thut man ihnen aber doch auch Unrecht. Der Lohn dieser Menschen ist eben auch sehr, sehr gering, und europäische Arbeiter thun, unbeaufsichtigt, oft genug ebensowenig. Gibt man den Chinesen, „diesem faulen Pack", dagegen eine Akkordarbeit auf, bei der sie etwas verdienen können, so muß man allgemein staunen über ihre Arbeiten. Was diese Menschen tragen, ziehen, schieben, würden europäische Arbeiter nicht eifriger thun. Bei der Arbeit kommt ihnen ihre zähe Ausdauer zu statten, mit der sie ausgerüstet sind.

Der Chinese ist ferner genügsam. Wie gering sind seine Bedürfnisse! Sein Tagelohn beträgt im Innern Schantungs 10—15 Pfennig. Davon unterhält er seine Familie — und erspart sich noch etwas. Seine Nahrung ist einfach, beim Arbeiter sogar schlecht und kraftlos. Sein Lager ist die harte Pritsche oder der kalte Boden, seine Kleidung ist bei Vornehmen allerdings sehr gut und Klima und Zwecken entsprechend, aber bei der großen Masse des Volkes arm und ungenügend. Ich habe mir oft gesagt, die strengsten Bußorden der katholischen Kirche sind noch leicht im Verhältnis zu dem Leben dieser Chinesen. Man sagt, die Genügsamkeit sei durch die Verhältnisse erzwungen, — aber sie ist doch da, und sie ist lobenswert. In seiner Armut darf man ihm die Schmutzigkeit nicht übelan rechnen. Er hat keine Unterkleider zum Wechseln, er hat kein frisches Leinen. Die wenigen Schüsseln und Tellerchen müssen ihm für alles hinreichen. Im Vergleich zu Europäern in gleichen Verhältnissen muß ich den Chinesen schätzen.

Es ist nicht gerade ein liebliches Bild, das ich vom Chinesen entworfen. Aber würde ein Chinese das Bild der Europäer zeichnen, es fiele auch nicht gut, vielleicht noch schlechter aus. Sagen wir uns das nur offen heraus, die wir in Europa die Kultur wollen gepachtet haben, auch an uns ist vieles, vieles zu kritisieren, obgleich wir noch das Christentum kennen und unter dem Zeichen der 10 Gebote auferzogen sind. Wie selten sind auch in Europa gute Freunde! Wie wenig kann man ihnen oft trauen! Um freundliche Phrasen sind wir auch nicht verlegen, oft aber fehlen

uns auch diese noch, und wir werden grob wie Bohnenstroh. An Grausamkeit mögen die Chinesen uns ja übertreffen, dafür übertreffen die Europäer aber vielfach den Chinesen in anderem. Der Chinese ist genügsamer, mäßiger als die meisten Weißen, und es wäre manchmal gut, wenn die Europäer etwas mehr auf ihr „Gesicht" gäben. Verachten wir also die Zopfmänner wegen ihres unsympathischen Charakters nicht gar zu sehr!

2. Der Schantungese.

Der Bewohner von Schantung unterscheidet sich in mancher Beziehung von den übrigen Chinesen. Er fällt dem aufmerksamen Beobachter auf durch seine schlankere Statur und seine etwas dunklere Hautfarbe. Die Sprache*) ist breiter und voller. Man lobt an ihm besonders seinen patriarchalischen Familiensinn, der allerdings sehr ausgebildet ist. Die einzelnen Familien halten unter dem ältesten Mitgliede eng zusammen. Die Häuser und das Gehöfte der Söhne werden meist an die elterlichen angebaut und mit gemeinsamer Mauer umgeben, nicht selten ist noch Gütergemeinschaft, gemeinschaftliche Küche, gemeinschaftliche Ernte, gemeinschaftliche Einnahme und Ausgabe, selbst wenn erwachsene Söhne und Enkel da sind. Ich habe eine christliche Familie kennen gelernt, die drei erwachsene Söhne hatte und mit Enkeln, Knechten und Arbeitern ein Ganzes von über 30 Personen ausmachte, die von dem ehrwürdigen Großvater wie von einem Patriarchen regiert wurde.

Auch ist der Schantungese vielleicht fleißiger als der Südchinese. Die große Bevölkerung zwingt ihn mehr zur Arbeit, das Klima treibt nicht so üppig Feldfrüchte, der rauhere Winter, in dem er warme Kleidung bedarf und häufig keinen Verdienst hat, macht es nötig, daß er im Sommer und Herbst für Vorrat sorgt.

Wohlthuend ist auch die wenigstens äußerlich sehr ins Auge fallende größere Sittlichkeit, die gewiß auch viel durch das kühlere Klima befördert wird. Der heiße Süden zeitigt heißere Leidenschaft als der kältere Norden.

Den Bewohnern Schantungs fehlt einstweilen aber der Handelssinn, der dem Südchinesen eigen ist. Er ist mehr Bauer und mit Europäern noch wenig in Handelsbeziehungen getreten. Ich möchte aber glauben, daß er nach einiger Zeit den Europäer doch an schlauer, verschmitzter Handelsweise übertreffen wird.

*) In ganz Schantung wird ein Dialekt gesprochen und zwar die sogenannte „kuen hua". Nur ganz geringe Differenzen finden sich in einzelnen Distrikten, z. B. Unterpräfektur Tsimi, die aber doch noch verständlich sind. In anderen Provinzen kommt es vor, daß die Bewohner einzelner Präfekturen sich gar nicht oder doch kaum verstehen.



Vornehme Chinesin.

Viel mehr als in anderen Provinzen, mit Ausnahme natürlich der europäischen Handelsplätze, widmet sich der Schantung-Mann dem Studium. Er ist stolz auf seine großen Männer, die in Schantung geboren wurden, Konfuzius, Menzius, Zhengtse, er ist stolz auf seine alte Kultur und ist bestrebt, seinen Gelehrtennamen sich zu erhalten. Auffallend ist, daß das Schulwesen und das Studium in den östlichen Präfekturen viel mehr betrieben wird als in den westlichen, die doch die Heimat der „Heiligen“ sind.

Sehr zeichnet sich der Schantungese aus durch seinen geraderen, aber auch wilderen Charakter. Besonders das „Räuberland", die Oberpräfektur Ts'au-tschou-fu, bringt kräftige Charaktere hervor, die wohlthuend abstechen durch ihre oft derbe Geradheit. Sie sind mutiger und halten besser ihr Wort. Sie sind aber auch mehr wie andere zu Gewaltthätigkeit geneigt. Einesteils „wachsen" dort die vielen Räuber, anderenteils sind gerade dort auch die besten Menschen. Einige Unterpräfekturen, besonders in Ts'au-tschou-fu, sind bekannt durch die Gewaltthätigkeiten, die dort geschehen. Man sagt, die erste Amtshandlung des neuen Präfekten dort sei immer eine Leichenschau. Ganz geringe Streitigkeiten führen dort zum Kampfe mit Lanze und Säbel. Ich habe gesehen, wie ganze Dörfer gegen andere zum Kampfe auszogen, weil einer ihrer Bewohner beleidigt worden war. Die „züchtigen" Frauen, die in anderen Gegenden immer Verstecken spielen, helfen dort auch mit. Während die Männer sich an den Zöpfen haben, holen sie die Waffen herbei und begleiten den Kampf mit ihrem fürchterlichen Schreien und Fluchen. Die Christen jener Gegend zeichnen sich ebenso vor anderen aus. Wenn sie einmal die Wahrheit erkannt, dann halten sie fest daran, so zähe, daß nichts sie abschrecken kann.

Ich glaube, daß die Europäer bei gerechter Behandlung der Schantungesen besser mit ihnen fertig werden als mit den Südchinesen. Allerdings ist es mehr als anderswo notwendig, daß man ihre Sitten und Gebräuche achtet, daß sie gerecht behandelt und sie vernünftig vorbereitet werden auf die europäische Kultur.

Dafür wäre entschieden das beste, daß das Christentum mehr Eingang fände. Wird der Schantungese durch Missionare mit den Vorteilen mancher europäischer Einrichtungen bekannt gemacht und werden ihm als Christen gleiche Rechte verbürgt mit den Europäern, dann fügt er sich gerne und willig. Andernfalls kann gerade er durch wirkliche oder vermeintliche ungerechte Behandlung zur Wut entflammt werden, die zu blutiger Revolution Anlaß gibt.

3. Die Frau.

Jugend, Name, Kleidung, Charakter, gesellschaftliche Stellung, Familie.

„Ein Knabe ist mehr wert als zehn Mädchen."

Die freundliche Leserin möge mir nicht zürnen ob des unschönen Mottos am Anfang. Es gilt das im „Reiche der Mitte" und nicht in den anderen „Tributstaaten". Chinesinnen werden ja diese Zeilen nicht lesen, und wenn sie dieselben zufällig zu Gesicht bekämen, wäre auch nicht

schlimm. Sie kennen ja doch alle das alte Wort ihres Gelehrten, das sogar Sprichwort geworden.

Das kleine Stumpfnäschen ist also im allgemeinen in China kein gern gesehener Gast. „Schon wieder ein Mädchen," hörte ich oft den besorgten Vater sprechen. „Die kosten viel Geld und können mir in meinen alten Tagen nichts nützen." Die Mädchen werden in der Familie auch selten mitgerechnet. Fragt man den Vater nach seinen Kindern, so wird er seine Knaben aufzählen, von den Mädchen schweigt er meist. Und leider muß das Kind manchmal schon bald die Unzufriedenheit an sich merken. Sind es ja doch fast ausschließlich Mädchen, die ausgesetzt werden, teils lebend, teils durch die Nachlässigkeit der Eltern schon vorher gestorben. Es soll Teufelswerk sein, wenn eine Familie viele Mädchen hat.

Es gibt ja freilich auch Familien, in denen die Mädchen zu ihrem Rechte kommen, aber dieselben sind verhältnismäßig selten. Die Mutter nimmt sich noch öfter ihrer Töchter an. Die Tochter zeigt daher auch der Mutter gegenüber mehr Anhänglichkeit.

In der Jugend gibt es wohl manche schöne Gestalten unter den Mädchen, aber der Lenz des Lebens ist bald vorüber. Mit 30 Jahren schon ist die Blume verblüht und die Runzeln und Furchen sollen oft schwere Sorgen machen. Die Schminke wird dann auch weniger gebraucht, wahrscheinlich, weil das gräuliche Altertum selbst durch die Schminke hindurchscheint. Die Kleidung wird einfacher und weniger bunt, die Haartracht weniger gekünstelt, die Schuhe einfacher, ohne Stickereien. — Und dann kommt der Herbst und der schreckliche Winter.

Die Schönheit wird vielfach nach den kleinen Füßen geschätzt.*) In vornehmen Familien wird dem Kinde schon in der Wiege ein Hemmschuh

*) Es gilt das von den eigentlichen Chinesen, nicht den Mandschuren, die ihre Füße natürlich wachsen lassen.

angelegt, in gewöhnlichen Kreisen mit 5—8 Jahren. Mit Bändern werden die Zehen außer der ersten Zehe unter die Fußsohle gedrückt, der Fuß gleichsam verbogen, so daß das Mädchen auf der Ferse und der großen Zehe geht. Es ist das eine nicht ungefährliche Operation. Bei Nachlässigkeiten faulen die Zehen ab. Die Kinder leiden entsetzlich, und ein großer Teil hat dieser Sitte den frühen Tod zu verdanken. Der Blutlauf wird ja dadurch unterbrochen und verursacht so sehr viele Krankheiten. Die sonderbare Sitte stammt, wie man sagt, von einer Nebenfrau eines Kaisers. Dieselbe tanzte vor dem Kaiser und zeichnete mit ihren kleinen Füßen die verschiedensten Blumen in den leichten Streusand. Dieser Füße und Kunst wegen hatte der Kaiser sie besonders gern. Aus Neid verkleinerten sich deshalb die anderen Frauen künstlich ihre Füße, und dies führte zur heutigen Mode. Andere Erklärer leiten die Gewohnheit von der Eigenschaft der chinesischen Weiber her, gern hinauszulaufen und die Zeit mit leerem Schwatzen zu vertreiben. Die verschmitzten Männer sollen damit ihren Frauen Ketten an die Füße gelegt haben, um sie so zu Hause zu halten. Jetzt ist die Gewohnheit so allgemein geworden, daß man sich ihres Ursprungs nicht mehr erinnert.



Obgleich in dem kleinen Fuße die Schönheit geschätzt wird, so ist es doch nicht erlaubt, scharf auf die Schuhe einer Frau zu sehen. Einen Frauenschuh anzufassen, wäre chinesisch gegen jeden Anstand.

Namen der Mädchen.

Bald nach der Geburt wird dem Kinde ein Name gegeben. Unter Christen sind die Namen Malija (Maria), Lucia, Tjatalina (Katharina), Maölta (Martha), Ignesse (Agnes), Luossa (Rosa) und andere die gebräuchlichsten, weil sie sich im Chinesenmunde noch gut aussprechen lassen und anhören. Unter Heiden werden die Namen wie bei Knaben vielfach nach Umständen oder Daten der Geburt gegeben, z. B. Luo-kö — Freude,

Chi-haen — Seltene, Ta-niüöl — erstes Mädchen, Öl-mei — zweite Schwester, Ngä-kö — Liebe. Dieser Name bleibt dem Mädchen, bis es verlobt ist. Dann nimmt es den Namen des Zukünftigen an mit einem „lao" — „alt" an der Spitze, z. B. lau Tschan, lau Wan und ähnliche. Erst später als betagtere Mutter oder als Gattin eines Mandarins wird der Frau das ehrwürdige tä-tä beigelegt, z. B. Tschan tä-tä, Ma tä-tä.

Kleidung.

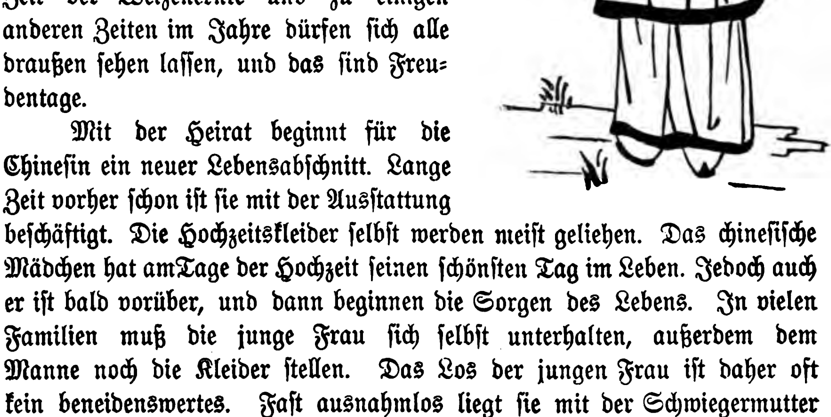
Die Kleidung ist in den jungen Jahren sehr primitiv. Aber immer unterscheidet sie sich von der Knabenkleidung durch die bunten Farben. Der Chinese liebt das Bunte: je vielfarbiger, um so schöner. Daher hat wie bei den Männern, so auch bei den Frauen jedes Kleidungsstück eine andere Farbe. Wie ein bunter schöner Schmetterling sieht das kleine Chinesenmädchen aus.

Das gewöhnliche Bauernmädchen unterscheidet sich natürlich von den vornehmen Kindern. Seine Kleidung ist von Kattun, während die besseren Kinder in Seide gekleidet sind. Ohrringe, Armbänder, Ringe sind von Glas oder Blech, während reichere Kinder mit Silber und Gold behangen sind. Die Kleidung ist bei chinesischen Mädchen und Frauen stets anständig, sie besteht aus einem weiten Oberrock mit breiten Ärmeln, breiter Pumphose und bunten Schühchen. Das schwarze, reiche Haar ist immer unbedeckt.

Womit beschäftigt sich die Chinesin?

Ist sie Christin, so muß sie mit 5—6 Jahren zur Schule, um Gebete und Katechismus zu lernen. Natürlich dauert der Unterricht nicht ununterbrochen acht Stunden wie in der Heimat. Was würde da die Mutter sagen! Unzertrennlich von dem kleinen Brüderchen oder Schwesterlein, läuft sie zur Schule. Dort lernt sie wie die Knaben, laut schreiend, Zeichen für Zeichen dem Gedächtnis einprägend, immer gleich Quecksilber in Bewegung; dann ihrer Nachbarin über die Schultern schauend, dann auch den kleinen Thunichtgut, der unterdessen schlafend auf dem Boden gelegen und nun wach geworden, beruhigend und tröstend. Ich habe manchmal die Katechistinnen (Chinesinnen) bewundert, die dabei die Geduld nicht verlieren. Aber sie sind ja auch Töchter Han's, und das erklärt alles. Nebenbei gesagt, haben die Mädchen durchgehends ebenso guten, vielleicht sogar besseren Verstand wie die Knaben, haben eine gute Auffassungsgabe und überflügeln meist in der Prüfung die Knaben. Sie haben guten Willen, und das läßt dann auch manche Untugend und Angewöhnung verzeihen.

Das kleine Heidenmädchen lernt in der Stadt nicht viel mehr als Spielen. Schulen für Mädchen gibt es ja nicht. Auf dem Lande muß es schon früh im Haushalte helfen. An Stelle der toten Puppe tritt hier das lebendige Uaua in Gestalt des jungen Geschwisterchens. Es ist oft höchst amüsant zu sehen, wie diese Kinder die Kleinen, die beinahe so schwer wie sie selbst sind, herumschleppen, manchmal auf dem Rücken, manchmal vor sich hinhaltend. Mit 8—10 Jahren lernt das Mädchen Spinnen. Die Kleine muß dann auch schon in der Küche helfen. Mit 14 Jahren erlernt sie das Weben, Sticken oder Nähen.



In manchen Familien müssen die Mädchen sich zu dieser Zeit vollständig selbst unterhalten. Die Eltern geben ihnen nichts. Und oft erübrigen dieselben noch einen ganz anständigen Heiratsgroschen für später.

Die größeren Mädchen müssen immer zu Hause bleiben, der Anstand verbietet es ihnen, sich in der Öffentlichkeit sehen zu lassen. Für die Ärmeren gibt es da allerdings Ausnahmen. Nur zur Zeit der Weizenernte und zu einigen anderen Zeiten im Jahre dürfen sich alle draußen sehen lassen, und das sind Freudentage.

Mit der Heirat beginnt für die Chinesin ein neuer Lebensabschnitt. Lange Zeit vorher schon ist sie mit der Ausstattung beschäftigt. Die Hochzeitskleider selbst werden meist geliehen. Das chinesische Mädchen hat am Tage der Hochzeit seinen schönsten Tag im Leben. Jedoch auch er ist bald vorüber, und dann beginnen die Sorgen des Lebens. In vielen Familien muß die junge Frau sich selbst unterhalten, außerdem dem Manne noch die Kleider stellen. Das Los der jungen Frau ist daher oft kein beneidenswertes. Fast ausnahmlos liegt sie mit der Schwiegermutter in Fehde.

In vornehmen Kreisen allerdings hat die Frau es besser. Da lebt sie ein Faulenzerdasein und sie ist zu bewundern in ihrem standhaften Nichtsthun. Durch ihre Füße ans Haus gebunden, führt sie ein ganz unbeschreiblich nichtssagendes Schmarotzerleben.

Die chinesische Frau kann arbeiten und zu den feinsten Arbeiten herangezogen werden. Die Waisenmädchen in Honkong verfertigen Stickereien für die feinsten Kreise Englands und Frankreichs, in den Waisenhäusern in Si-ka-wei bei Schang-hai habe ich Stickereien an Meßgewändern gesehen, die ihresgleichen in Europa suchen. Auch in den kleinsten Dörfern sind immer einige besser beanlagte Mädchen, die ausgezeichnet sticken und nähen können. Aber sie müssen angetrieben werden. In sich selbst haben nur wenige den Trieb zur Arbeit. Die Frau des Bauern muß arbeiten bis in ihr hohes Alter hinein. Sie lebt ja von der Hände Fleiß. Sie ist im Hause, im Felde beschäftigt. Ich habe oft diese armen Geschöpfe bedauert, wenn sie im Frühjahr, wenn Herr Schmalhans in die Hütte eingezogen war, auf dem Felde das Unkraut suchten oder von den Sträuchern die jungen Blättchen pflückten, um sie am Mittag der Familie als Speise vorzusetzen.

Charakter der Chinesin.

Es ist nicht leicht, über den Charakter ein allgemeines Urteil zu fällen. Die Südchinesin ist feuriger wie die Mongolin, die glühende Sonne des Südens bringt Leidenschaften zu Tage, die in Mittel- und Nordchina die Frau nicht kennt. Anderenteils haben religiöse Anschauungen und Erziehung einen ungeahnten Einfluß auf den Charakter des Menschen. Während die Lehre des Christentums den Charakter veredelt, die Sitten verbessert, schläfert der Indifferentismus des Buddha die Geister ein, macht sie schlapp gegen Versuchungen, die Taoisten dagegen machen aus Tugenden Fehler und aus Fehlern und Sünden große Tugenden. Die Chinesin hat Licht- und Schattenseiten. Wird sie gebildet und erzogen, können tüchtige, heroische Charaktere gebildet werden, ohne Erziehung aber bleibt der Charakter wankelmütig und schwach. Erziehung aber empfängt das Chinesenkind blutwenig. Kein Wunder denn, daß dasselbe später zu allem zu gebrauchen ist. Die Christin steht von Kindheit ab unter der Leitung der Eltern und Lehrer, und somit unterscheidet sie sich ganz wesentlich von ihrer heidnischen Schwester. Gerade unter den christlichen Mädchen und Frauen finden wir oft sehr gediegene Charaktere, fromme, tugendhafte Personen. Ein Beweis dafür ist der ungewöhnliche Andrang zur Jungfräulichkeit unter den Christinnen. Sie haben oft große Opfer zu bringen und vielen Gefahren Widerstand zu leisten und thun dies in hervorragendem Maße.

Das Mädchen ziert am meisten die Unschuld. Wie steht es da mit der Chinesin? Ich habe schon gesagt, daß unter den Christinnen sehr viele sind, die zu Hause unter einer bestimmten Regel ein jungfräuliches Leben

führen. Auch die Heiden achten die Tugend. Man findet hie und da Ehrenbogen und Denkmäler, die Jungfrauen vom Kaiser nach ihrem Tode bewilligt wurden. Aber die Tugend ist selten unter den Heiden. Beim ersten Anblick sollte man freilich glauben, die Chinesin sei das keuscheste Wesen der Welt. Sie ist ja immer abgesondert, geht selten aus und geht immer nur in weiter Ferne von ihrem Beschützer. Aber ich fürchte, daß das nicht immer reine Tugend ist. Das „Gesicht" spielt die Hauptrolle.



Straße in Tsimi mit Ehrenbogen.

In Europa ist das Weib gern ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Hier möchte man das Gegenteil sagen. Ich bin in ganz vornehmen Familien gewesen, in denen ich Reinlichkeit sicher erwartet hätte, aber auch da fand ich Ähnlichkeit mit einem Sch ... stall in Europa. Alles liegt (das Fremdenzimmer ausgenommen) drunter und drüber: Eßwaren, Getreide, alte Wäsche, Möbel, Kleider, kurz ein Touwabou im kleinen. Das läßt denn auch tief ins Herz der Menschen blicken. Im Gesichte sind sie geschminkt, die Wäsche besteht aus Lumpen. Die Kleider werden so lange getragen, bis sie steif von Unreinlichkeit geworden oder bis sie ganz durchlöchert sind. Oft hängen tausend Fetzen herab von den Röcken des Mannes, der Kinder oder ihr selbst, aber flicken — nein, das geht nicht. Bei besonderer Gelegenheit hängt man ein neues Wams drüber. Die Reinlichkeit und Ordnung ist auch schwer in den Sohn oder die Tochter des „blumigen Reiches" hineinzubringen. Europäische Schulen, europäische Erziehung können da vielleicht einige Zeitlang Ordnung schaffen. Kommen die Kinder aber in ihre heimatlichen Verhältnisse zurück, so leben sie sich bald wieder in den alten Schlendrian hinein. Reinlichkeit und Ordnung entbehren sie dann nicht.

Die Putzsucht ist groß in jungen Jahren. In einigen Gegenden schminken sich sogar die gewöhnlichsten Bauernmädchen. Was gilt nicht alles ein kleiner Fuß! „Muß aber die eine gute Mutter gehabt haben," sagt man von der kleinfüßigen Schönen. Und wie zierlich und künstlich sind die Haare frisiert. Die Farbe der Kleider ist der Person, die sie trägt, ganz genau angepaßt. Der Gang wird einstudiert, die Haltung ist ganz genau geregelt. In „älteren Zeiten" aber ist auch manchmal das Gegenteil von Putzsucht der Fall. Vornehme Kreise zeigen auch dann ihr Protzertum heraus, zumal in der Öffentlichkeit, aber die armen Weiber sind dann oft lebendige Öl- und Schmutzkisten. Die ausgezogenen Kleider werden auch ohne Halter aufrecht stehen bleiben. Die Füße werden dann vernachlässigt, die Haare selten in Ordnung gebracht und flattern wild um den Kopf herum, das Gesicht wird nur selten und dann nur mit einer Hand gewaschen, kurz — nichts ist mehr übriggeblieben von den „bekannten mandeläugigen Schönen".

Die Chinesin ist außerdem nicht selbständig und sehr wankelmütig. Hieraus folgt einerseits, daß sie Vorgesetzten gegenüber meist sehr willig und folgsam ist. Im Unterricht kann man Freude haben an den kleinen Kindern. Anderntеils folgt aber daraus auch, daß es nur selten eine gediegene Freundschaft unter den Chinesenfrauen gibt. Heute die größten Freundinnen, können sie morgen durch irgend eine Beobachtung oder das Wort einer Dritten die wütendsten Feindinnen sein, denen kein Geheimnis mehr gilt. Die Chinesinnen können sich die schönsten Worte gegenseitig sagen, hinter dem Rücken aber sich beschimpfen und hassen bis zu Tode. Nur selten also werden sie sich gegenseitig trauen.

Eine weitere Folge dieser Unselbständigkeit ist die, daß sie fast ohne jegliches Ideal sind. Man wird selten eine Chinesin finden, die höher als die anderen mit ihren Gedanken fliegt. Hohe Ziele, wie europäische Mädchen sie haben, gibt es nur selten in China. Ihr Gedankenkreis ist zu beschränkt.

Ist man erst kurze Zeit in China, so wundert man sich ferner über die große Naivität der Mädchen. Doch möge man sich da nicht täuschen. Gerade die „Katzigkeit" muß stramm bekämpft werden. Ist das Mädchen gereizt oder schlecht gelaunt, dann kann es gar gefährlich mit den kleinen „Bocksfüßchen" aufstampfen und zum Kreuz der Familie werden. Eben das ist auch der Grund, weshalb Schwiegermutter und -tochter sich meist so schlecht vertragen.

Man hat mir oft gesagt, ein chinesischer Frauenmund sei schlimmer als Nadeln. Ich glaube das gern. Da muß man sie zusam-

men schwatzen sehen. Da muß man sie auf den Straßen schimpfen hören und fluchen und verfluchen. Von Jugend an hören sie, wie ihre Eltern schimpfen, sehen sie die schlechtesten Beispiele, lernen sie fluchen und schimpfen. Ihr Herz ist einem Sumpfe gleich, und zu Zeiten der Hitze dringen die schlechten Dünste in Form schmutzigster Schimpfreden ans Tageslicht. Wenn sie öffentlich schimpfen und fluchen, dann geschieht das immer mit schlechten Worten und Anspielungen. Ich kann mir nichts Unschöneres denken als eine solche schimpfende Furie.

Schlimm ist die Frauenrache. Gift, Dolch und Strick müssen herhalten, um sie zu befriedigen. Wieviel Selbstmorde durch Erhängungen mögen in China an einem Tage wohl geschehen? Die Schwiegermütter fürchten immer den Strick der Schwiegertöchter. Geraten sie in Streit, so erhängt sich die Schwiegertochter aus Rache nicht selten und ruiniert damit die Familie. Diese muß dann schweres Geld für Begräbnisse, Gedenksteine, Prozesse usw. zahlen. Feindschaften enden mit Selbstmord sehr häufig. Im Tode werden sie dann gerächt. Sittliche Vergehen, öffentliche Verunehrung führen vielfach zum Stricke. Ich habe schon Weiber gesehen, die wie wütende Furien mit dem Kopfe auf Steine stießen oder mit dem Kopfe an Wände rannten, weil der Sohn oder die Schwiegertochter nicht gehorcht hatte, oder weil sie sonst beleidigt waren. Die Rache ist schrecklich.



Bauernfrau.

Chinesischer Frauenmund! — Man erzählt sich in Büchern manches von europäischen Frauen, die chinesischen Schwestern übertreffen sie aber in Bezug auf das Schwatzen. Die chinesische Sprache ist überhaupt etwas schnatterhaft, und ein solches chinesisches Frauenkonzert et ab hoc, et ab hac, et ab illa erinnert unwillkürlich an die Gänse auf dem stillen Teiche.

Die gesellschaftliche Stellung und Bedeutung der Frau.

Das Motto, das ich gebraucht, zeigt uns eigentlich schon zur Genüge die gesellschaftliche Stellung. Man wird sich wundern, daß da augenblicklich eine Frau sogar die Zügel der Regierung in der Hand hat. Sie ist aber auch eine Ausnahme. Ihren Ränken, ihrem Verstand und

ihrer Verschmitztheit verdankt sie diese Stellung. Wirklich hervorragende Frauen gibt es wenig in China. Aber anderenteils ist es auch nicht ganz wahr, wenn man die Chinesin immer als eine Sklavin schildert. Durchgehen wir einmal kurz die verschiedenen Lebensalter der Frau in Bezug auf ihre sociale Bedeutung.

Das Mädchen ist, wie schon oben gesagt, meist ein ungern gesehener Gast. Der gelbe Zopfmann, sowohl der Kaiser im goldenen Palaste wie auch der Bettler in Lumpen, hat nämlich nur zwei Wünsche auf Erden, daß seine Familie, sein Name fortgepflanzt und daß er reich werde. Beides kann ihm das Mädchen nicht bringen. Sein Name geht eben mit dem Mädchen verloren. Öffentliche Ämter und Würden kann die Frau auch nicht erreichen; Geld kann sie deshalb nur selten in großer Menge verdienen, daher seine Abneigung. Sonst aber spielt auch gerade das Mädchen wieder eine große Rolle; denn jeder Chinese, selbst der Ärmste, will eine Frau haben und sucht sich dieselbe auf alle mögliche Weise, durch rechtliche Verlobung, durch Schwindel und Kauf, zu verschaffen.



Chinesisches Kind (Mädchen).

Das Mädchen gilt also nicht viel. Es zählt in der Familie gar nicht. Über sein Lebensschicksal wird es nicht gefragt. Oft schon wird es in den Windeln verlobt, und wenn das auch später geschieht, fragt man es doch nicht nach seinen Wünschen und Herzensneigungen. Sie muß gehorchen, muß dorthin gehen, wohin ihre Eltern sie versprochen oder verkauft haben. Ob der Auserwählte schief oder krumm ist, das geht sie nichts an. Ob er doppelt so alt ist wie sie, darüber hat sie nicht zu urteilen. Wie viele und schreckliche Enttäuschungen gibt es daher am Hochzeitstage! Denke

man sich, sie sehen sich zum erstenmal. Man hat sie vielleicht beschwindelt, was nicht selten vorkommt. Sie hat vielleicht große Füße (man hatte ihm ihre „Lilienfüßchen“ gerühmt), er hat vielleicht einen Höcker; oder sie ist an einem Beine hinkend, er an einem Auge scheel. Man denke sich die langen Gesichter!

In manchen Gegenden ist der Mädchen- und Frauenhandel recht schwunghaft. 60—100 Mark für ein gewöhnliches Mädchen gilt als Kaufsumme; das Höchste ist etwa 400 Mark. Gefällt sie als Frau nicht, so wird sie nicht selten wieder verkauft. Man nennt das aber vielfach nicht



Alte Frau mit ihrer Familie.

„kaufen“, vielmehr „will man dadurch der Familie des Mädchens ein Geschenk machen“. Arme und bedauernswerte Kinder! Ein Glück, daß sie meist nicht die Empfindung und Erkenntnis dieser Schmach haben. Oft sind sie selber sittlich so verdorben, daß sie nur wünschen, recht bald versorgt zu werden, das „wie“ ist ihnen einerlei.

Unter den Christen sind natürlich diese Gewohnheiten streng verboten. Selbst der edle Heide sieht das Unehrenhafte dieser Sitten ein. Auffallend sind, wie bereits bemerkt, unter den Christen die vielen Mädchen, die sich dem jungfräulichen Stande widmen und unter bestimmten Regeln im Vaterhause

leben. Gerade diese Personen erfüllen eine große Aufgabe, in der Verbreitung des Christentums nämlich. Sie werden in eigenen Schulen besser unterrichtet, können vielfach auch die chinesischen Schriften lesen und schreiben und werden als Katechistinnen ausgebildet, die in altchristlichen Gemeinden als Lehrerinnen fungieren oder in neuen Gemeinden durch Wort und Beispiel die Religion verbreiten. Ohne sie würde es bei der großen Absonderung der Geschlechter unmöglich sein, dem Christentum Eingang unter der Frauenwelt zu verschaffen. Die Missionare können ja den Frauen nicht predigen, denn diese wagen es nicht, die Männer zu sehen. Diese Katechistinnen müssen oft große Opfer bringen und sehr viel Geduld üben. In den gewöhnlichsten Hütten müssen sie oft wohnen und den Frauen durch ihr gutes Beispiel und ihre Tugenden die Lehren des Christentums praktisch zeigen.

Auch die Heiden haben eine Einrichtung, die dem Sinne nach unserer christlichen entspricht, ich meine die Bonzinnenanstalten. Aber diese Bonzinnen erfüllen keine weitere Aufgaben, sie bethätigen sich im Leben nicht praktisch, ihr Ideal ist ein faules Leben. Auf faulem Holze können keine Blüten wachsen. So kommt es, daß die Bonzinnen unter dem Volke verachtet sind; ihre Anstalten gleichen öffentlichen Schandhäusern und stehen im Volksmunde diesen gleich. Wie ist es auch möglich, daß der Mensch, dem jedes höhere Ideal abgeht, eine Tugend übt, die der Menschennatur so sehr widerstrebt und die den Menschen zum Engel auf Erden macht! Ich habe es schon mehrmals erlebt, das solche Anstalten polizeilich von Mandarinen geschlossen wurden, „weil sie die ganze Gegend verpesteten".

Das chinesische Mädchen nimmt also vor der Heirat im großen Ganzen eine bedeutungslose Stellung ein.

Und mit dem Hochzeitstage ändert sich das Los auch nicht sofort. Es geht mit einer mehr oder weniger vornehmen Ausstattung hinüber. Mitgift erhält es nicht. Über den jungen Mann weiß die Frau bald eine Herrschaft auszuüben. Die Männer stehen vielfach unter dem Pantoffel. Die junge Frau aber steht selbst unter der Knute der Schwiegermutter, die sich meist ihrer Würde recht bewußt ist. Eine junge christliche Frau, die vor ihrer Bekehrung zum Christentume an einen Heiden verlobt war, erzählte mir, man zähle die Brötchen, die sie esse, und sehe es nicht gern, wenn sie viel, d. h. sich satt esse. Die große Zahl der Selbstmorde unter den jungen Frauen ist meist auch auf die Knute der Schwiegermutter zurückzuführen.

Erst wenn die lau Puopuo (Schwiegermutter) gestorben oder das Erbe geteilt ist, beginnt die Frau selber zu regieren. Als Mutter ist sie nach dem Gesetze

sehr geachtet und hat volle Herrschaft über ihre Kinder. Kinder, die öffentlich ihre Mutter nicht ehren, sind selten und werden von allen verachtet. Allerdings gilt auch da wieder viel das „Gesicht", die Ehre, und im Heiligtum der Familie soll es oft recht traurig aussehen.

Schließen wir nach allem selbst, welch socialen Einfluß die Frau noch ausübt gerade dort, wo ihr eigenstes Wirkungsfeld ist, in der Familie.

Wird die Frau Witwe, so verwaltet sie selbst das Vermögen und thut dies oft mit viel Geschick. Treue Witwenschaft wird sehr geachtet. Eine Frau, die kurz nach ihrer Heirat Witwe geworden und sich nicht zum zweitenmal verheiratet, ist zu Ehrenbogen und Denkmal berechtigt. —

Eine eigentümliche Stellung im chinesischen Leben nehmen die Nebenfrauen ein. In China ist die Vielweiberei erlaubt, jedoch vor dem Gesetze gilt nur eine als rechtliche Frau, die übrigen sind Nebenfrauen. Deren Kinder aber haben dieselben Rechte wie die der ersten. Das Beispiel, das der Kaiser in dieser Beziehung gibt, findet im Norden doch nur selten Nachahmung, im Süden viel mehr. Auf dem Lande und in ärmeren Kreisen ist die Vielweiberei selten und nicht einmal sehr geachtet, in Städten und vornehmen Familien ist sie häufiger.

Stirbt endlich das Mädchen, so weint die Mutter recht laut, vielleicht auch die Geschwisterchen, die es gut behandelt. Der Vater darf seinem Schmerze nicht lauten Ausdruck geben, auch wenn er solchen hätte. Ein feierliches Begräbnis erhält das Mädchen nicht. Man kauft einen schlechten Sarg und scharrt die Leiche unter die Erde. Ebenso geht es mit der jungen Frau, die noch keine Kinder hat. Außer der eigenen Mutter trauert niemand um sie. Wie schrecklich wäre es, wenn der junge Mann seiner Gefährtin laut nachtrauern würde! Erst wenn sie Mutter ist, und die Kinder größer sind, wird ein feierliches Begräbnis gehalten. Doch auch dann darf der Mann nicht laut trauern. Die Kinder und nächsten Verwandten müssen laut schreien und klagen, nach bestimmten Regeln natürlich, der Mann kann, wenn er will, still sein Herzeleid tragen.

Die gesellschaftliche Stellung und Bedeutung der Chinesin konnte ich nicht rosig schildern. Dieselbe ist sich ihrer Lage allerdings nicht bewußt. Nur wenn der Charakter veredelt und befestigt wird, — und das kann nur das Christentum bewirken — kann auch die Lage eine bessere werden.

4. Das Familienleben.

Aus den angeführten Charaktereigenschaften und der socialen Stellung der Männer und Frauen kann man sich schon ein ungefähres Bild der chinesischen Familie machen. Der Mann ist erhaben über die Frau



Tartarische Mädchen beim Spiel.

wie der Himmel über die Erde. Der Mann ist die personifizierte Weisheit, die Frau repräsentiert die Beschränktheit. Wie Mond und Sterne sich um die Sonne bewegen, so müssen die Frauen sich um den Mann drehen.

Man denke sich einen Ehegemahl von 12—15 Jahren, der seine 10—12jährige „Frau" beherrscht. Von Familienleben in unserm christlichen Sinne ist da keine Rede. Sie haben sich ja auch nicht aus Neigung geheiratet, sondern weil die Eltern es wünschten.

Von Kindererziehung ist auch keine Rede. Ich habe mich oft gewundert, daß die Kinder nicht mehr über die Stränge schlagen. Auf einen Fehler des Kindes hin heißt die verweisende Mahnung der Mutter nicht: „Laß das!" sondern: „Ich schlage dich tot."

Kein Wunder! Die Mutter, die natürliche Erzieherin der Kinder, weiß ja selbst von der Erziehung nichts. Oft schon heiratet sie mit 10—14 Jahren. Wie es einst ihre Eltern gemacht, so macht sie es meist wieder. In einer Stube vollzieht sich das ganze Familienleben. Das Schlechte lernen die Kinder zuerst von ihren Eltern. Ein wirklich teuflisch idyllisches Bild ist es, die Mutter mit dem kleinen Kinde auf dem Schoße zu sehen, dieses schimpfen und fluchen und Schlechtigkeiten lehrend. Und dieses Bild ist nicht selten. „Schimpfe den Vater!" so scherzt das Ehepaar mit dem Kinde, und das unschuldige Wesen leiert alle die zotigen, schlechten Worte herunter, die es soeben von der ehrlosen Mutter gelernt und die es einstweilen selbst noch nicht versteht. Fremd sind die Eheleute zusammengekommen und fremd stehen sie sich meistens ihr ganzes Leben lang gegenüber. Sie leben zusammen, um Söhne zu erziehen, die ihnen nach dem Tode Opfer darbringen können. Aber christliche Liebe und Familienglück sind ihnen meist unbekannt. Sie arbeiten, um selbst ein bequemes Alter zu haben und ihren Söhnen ein Vermögen zu hinterlassen. Daß es übrigens auch einzelne Familien gibt, in denen Gatte und Gattin treu zusammenstehen, besonders im Alter, ist richtig.

Klima und Krankheiten in Schantung.

Verhältnismäßig gutes Klima, Witterung, einzelne Krankheiten.

Das Klima Schantungs war durch die hohe Sterblichkeitsziffer in der deutschen Kolonie Tsing-tau sehr in Verruf gekommen. Fieber, Dysenterie, Typhus zogen dort anfangs wie Würgengel unter Europäern und Chinesen umher, und mancher, der mit den schönsten Hoffnungen hinausgezogen in den fernen Osten, ruht jetzt in der steinigen Erde Deutsch-Chinas.

An dieser Todesernte ist aber das Klima nicht allein schuld. In Tsing-tau wurde der Boden vollständig umgeworfen, die Miasmen, die sich im chinesischen Schmutz zahlreicher bilden als anderswo, wurden dadurch ans Tageslicht gebracht und die Luft verseucht; das Trinkwasser war nicht gut und nicht genügend für die vielen durstigen deutschen Kehlen, und die chinesischen Arbeiter, die zu Tausenden herbeigeströmt waren, um in Tsing-tau reich zu werden, hatten nicht die gehörige Nahrung und Wohnungen. In den schmutzigen Baracken und Mattenbuden lebten sie, gesund oder krank, immer zusammengepfercht wie Heringe, nur um einige Casch zu ersparen. Und die Europäer, oft jung und im tropischen Klima meist unerfahren, glaubten vielfach bei ihren größern Einnahmen in China leben, essen und trinken zu können, wie sie das in Deutschland nicht thun durften, ohne ihrer Gesundheit zu schaden. Im Militärdienste mußten natürlich auch Erfahrungen gemacht werden, ehe man wußte, daß Tsing-tau keine deutsche Garnisonstadt sei.

Nach meinen Erfahrungen muß ich sagen, daß Schantung und auch Tsing-tau ein verhältnismäßig gesundes Klima haben. Die Temperatur ist freilich verschieden von der Deutschlands (ich habe dort im Sommer öfters sogar 40° R. im Schatten und im Winter einigemal sogar — 10° R. erlebt); deshalb muß jeder Europäer einen Akklimatisationsprozeß durchmachen, aber der Deutsche kann sich an dieses Klima gewöhnen. In Hongkong oder Singapore, wo nur eine Durchschnittswärme von 20° herrscht, kann der Europäer auf lange Zeit nicht standhalten, in Schantung aber gibt es eine Reihe von Männern, die 15—30 Jahre lang dort leben, ohne je auch nur eine Erholungsreise ins Ausland gemacht zu haben. Das Blut, das im Sommer durchglüht worden, wird im Winter wieder abgekühlt.

Frühling und Herbst sind in Schantung oft wunderbar schön und angenehm; der Winter ist meist wegen der heftigen Nordwinde, die dann gerne wehen, trocken. Diese Nordwinde bringen auch oft den Schnee, der aber in den Ebenen meist nicht lange liegen bleibt. Selbst in Wintermonaten, wenn das Thermometer bei Nacht unter 0° fällt, kann es untertags oft angenehm warm (bis 20° R.) werden. Im März fällt meistens etwas Regen, im Mai und Juni fällt der Regen stärker, so daß man



Chinesischer Arzt untersucht den Kranken.

von einer „kleinen Regenzeit" spricht. Die größte Hitze herrscht im Juli und August, zu welcher Zeit auch die „große Regenzeit" einsetzt, die mit ihren wolkenbruchartigen Güssen oft ganze Landstrecken unter Wasser setzt. Der Herbst ist klar und schön und dauert oft bis Mitte Dezember.

Krankheiten kommen allerdings auch in Schantung vor, und gegen den Tod ist auch dort noch kein Kraut gefunden worden. Aber aufgefallen ist es mir, daß ich dort weit mehr alte Leute fand als im Verhältnisse hier. Freilich der Europäer muß immer Vorsicht gebrauchen,

wenn ihn nicht schneller als in der Heimat der Tod an der Gurgel fassen soll. Er muß ein regelmäßiges Leben führen, muß Überanstrengungen im Sommer meiden — und sich vor allem vor vielem Alkohol und kalten Getränken hüten. Man sehe — wie z. B. die Missionare das thun — den Kindern des Landes ihre guten Lebensgewohnheiten ab, richte sich danach und ich bin überzeugt, Tsing-tau und Schantung erhalten ihren guten Ruf von früher, ein gesundes Land zu sein, wieder.

Unter den hauptsächlichsten Krankheiten ist besonders Typhus zu nennen, die Krankheit, die 1899—1900 in Tsing-tau auch unter Ausländern und Chinesen grassierte und die auch sonst in Nordchina, besonders in den Bergen Schantungs, herrscht. Chinesische Doktoren oder, wie sie von ihren europäischen Kollegen mit Vorliebe genannt werden, Quacksalber fürchten aber den Typhus bei ihren Landsleuten nicht. Durch ihre Arzneien und Schwitzkuren heilen sie die Krankheit ziemlich sicher. Europäer werden aber meistens sehr schwer und zwar zur Zeit der Akklimatisation davon mitgenommen.

Im Sommer, wenn die herrlichen Obstsorten, an denen Schantung reich ist, so sehr zum Essen einladen und wenn man gar so geneigt ist, den erhitzten Körper und die durstige Kehle mit kalten Getränken zu erfrischen, kommt auch die Ruhr viel vor. Europäer müssen sich besonders vor dieser Krankheit hüten, weil sie in China fast gar nicht mehr ausheilt. Der Chinese wird niemals kaltes Wasser trinken, selbst im heißen Sommer trinkt er heißen Thee. Er wäscht sich sogar im Sommer mit heißem Wasser, eine Abkühlungsmethode, die ich ganz vorzüglich fand.

Im Sommer, wenn durch den starken Tropenregen weite Strecken Landes unter Wasser stehen, ist das Wechselfieber häufig. Kaulian, Bohnen, Erbsen, Hirse wachsen in dem Wasser, die Blätter fallen ab und faulen bei der glühendheißen Juli- und Augustsonne schnell, so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn dann Fieber eintreten. Das Fieber, das übrigens bei Europäern viel stärker auftritt als bei Chinesen, ist ziemlich ungefährlich, wenn auch recht unangenehm. Eisige Kälte, so daß man am ganzen Leibe zittert und mit den Zähnen klappert, wechselt nach einiger Zeit mit größter Hitze, die einen fast verbrennt. Man hüte sich im Sommer vor allzu großen Strapazen und besonders auf Reisen vor den glühenden Sonnenstrahlen.

Das sind die hauptsächlichsten Feinde der Europäer. Bei den Chinesen sind noch Masern und Pocken sehr häufig, aber auch nicht sehr

gefürchtet.*) Die Chinesen verdanken ihre meisten Krankheiten ihrer schmutzigen Lebensweise. Daher auch die unzählig vielen Geschwüre in tausend verschiedenen Variationen; daher die vielen Augenkrankheiten, Blinden ꝛc. Man wird deshalb immer gut thun, wie vornehme Chinesen das thun, auf Reisen eigene Tassen mitzunehmen, um sich vor Ansteckung zu hüten. Auch der Aussatz kommt vor, in einigen Distrikten (z. B. K'ü-fu, Ning-jan) sehr stark. Als ich einmal in K'ü-fu einen Besuch machte, sah ich ein Edikt des dortigen Mandarins an den Stadtthoren angeschlagen, durch welches den Aussätzigen das Betreten der Stadt verboten wurde. Ganze Rotten dieser Unglücklichen begegneten mir in dortiger Gegend, die truppweise von Haus zu Haus bettelten und wegen ihrer Frechheit, indem sie die Hausgeräte beschmutzten, sehr gefürchtet waren.

Bei Kindern, besonders bei Knaben, kommt in Westschantung die sogen. „Steinkrankheit" sehr viel vor, die einen großen Teil derselben hinwegrafft. Wie mir die Leute sagten, ist die Krankheit seit der letzten großen Überschwemmung des Gelben Flusses (1851) besonders häufig geworden. Ein steinartiges Gebilde setzt sich in dem Magen fest, wird immer größer und schwerer, bis die Kinder unter heftigen Schmerzen sterben.

Andere Krankheiten sind nicht dem Klima zuzuschreiben, wie z. B. die Cholera, die vor einigen Jahren im Süden Schantungs gründlich hauste. Im letzten Jahre trat die Huang-bing, gelbe Krankheit, plötzlich auf, und viele Tausende, besonders junge Frauen, sind ihr zum Opfer gefallen. Der ganze Körper, selbst der Augapfel wurde quittegelb, ein eigenartiges schläfriges Gefühl bemächtigte sich des Kranken, der Appetit verging, jede Arbeit wurde zur Last. Die Chinesen schrieben die Krankheit den Hexereien der Europäer zu und gaben danach ihre Rezepte. Diese bestanden darin, daß man einen Topf Wasser nahm und ihn mitten auf einem Kreuzwege kochte. Dann knetete man aus Teich einen kleinen „europäischen Teufel" und warf das arme Kerlchen in das siedende Wasser. Die Suppe galt als Medizin. Half sie nicht, so waren wieder die verwünschten Europäer daran schuld.

Aufgefallen ist mir, daß ich in Schantung sehr wenig Schwindsüchtige und Geisteskranke gefunden habe. Letzteres möchte ich besonders der verhältnismäßig ruhigen Lebensweise der Chinesen zuschreiben. Sie arbeiten ruhig, regelmäßig, ohne Hast, und sie leben verhältnismäßig einfach.

*) Die Pockenimpfung ist jetzt in China auch gebräuchlich. Früher wurden den Kindern als Gegenmittel feingeriebene Pockenkrusten zu bestimmten Zeiten in die Nase gestreut.

Nach alledem kann Schantung nicht als besonders ungesund verschrien werden. Allerdings wenn man einmal als Europäer mitten unter Chinesen von einer schweren Krankheit befallen wird, dann wehe einem. Chinesischen Ärzten kann man wenig trauen, wie denn auch ein Sprichwort sagt: „Wenn eine Medizin hilft, dann steht der Patient unter himmlischem Schutze.“ Chinesische Medizin, die aus allem möglichen Nenn- und Unnennbaren zusammengebraut ist, kann man kaum genießen. Tigerknochen, Tausendfüßler, Skorpionen, Spanische Fliegen, Mistkäfer, Kaulquappen werden nebst vielen Kräutern da verwertet.*)

Die verschiedenen Missionsanstalten haben übrigens jetzt Ärzte und Apotheken, so daß man augenblicklich sich schon leichter helfen kann.

*) Ist die verschriebene Medizin nicht zu haben, so kann man auch das Rezept verbrennen und die Asche dem Kranken geben.



II.

Deutsch-China (Kiautschou-Gebiet).

Tsingtau.

Besetzung, Größe, Name, Landschaft, Zukunft, rasche Entwickelung, Straßenleben, Boys und Batos, Umgebung.



Seit Jahren schon wünschte Deutschland einen Hafen an der chinesichen Küste. Sein Handel nahm mit jedem Jahre zu, die deutsche Kauffahrteiflotte vermehrte sich bedeutend; die Marine wollte daher einen Sammelpunkt haben, von wo sie ausgehen konnte, um deutsche Interessen zu wahren und zu schützen, und wo sie in Zeiten der Gefahr selbst Schutz finden konnte. Die deutschen Blaujacken hatten schon längst an der Küste des schmutzigen Gelben Meeres emsig gelotet und gezeichnet, und manch schönes Plätzchen hatten sie gefunden.

Da wurden durch ruchlose Mörderhand die beiden deutschen Missionare PP. Nies und Henle in der Nacht vom 1. auf den 2. November 1897 erstochen. Deutschland hatte seit einigen Jahren den Schutz der Mission übernommen und verlangte daher Sühne von China. Um diese besser und energischer betreiben zu können, nahm es schon einige Tage nachher Besitz von dem Hafen Tsing-tau. Der chinesische General Tschang, der dort mit einigen hundert zerlumpten Soldaten hauste, wurde überrumpelt und zum Abzug gezwungen, und deutsche Soldaten wurden gelandet, die sich schnell der wichtigsten Punkte bemächtigten. Ohne Blutvergießen war Tsing-tau genommen.

Der „Sohn des Himmels" protestierte von seinem „Drachenthrone" aus, doch „das Land, auf das der deutsche Aar seine Fänge gesetzt, ist deutsch und wird deutsch bleiben". Man verhandelte in Pe-king,

und das Endresultat war, daß Deutschland Tsing-tau und die nächste Umgebung (540 Quadratkilometer mit 60—80,000 chinesischen Einwohnern) auf 99 Jahre pachtete. Das Gebiet wurde „abgerundet" und etwa 200 kleinere und größere Dörfchen der Kolonie zugegeben. In Deutschland wurde dieselbe dem Marineamt unterstellt. Ein Gouverneur regiert dieselbe.



Kapitän z. S. Jäschke,
2. Gouverneur von Tsingtau. †

Tsing-tau, „grüne Insel", hat seinen Namen von einem kleinen Eilande, das in der Einfahrt zur Kiau-tschoubucht liegt.

Wenn man mit dem Dampfer in den Hafen einfährt, ist man anfangs entzückt über die herrliche romantische Scenerie des Platzes. Die schöne, blaue See umspült eine reich gegliederte Küste oder bricht sich hier und da rauschend und grollend an den steilen Felsen; kleine Dampfpinassen durchkreuzen eilig die Bucht, chinesische Dschunken, die ein und aus über die blauen Fluten schweben, segeln ruhig wie große Falter daher; dazwischen liegen majestätisch, still die großen Kriegsdampfer und Kauffahrteischiffe, die von unzähligen Nachen und Flößen und Leichtern umgeben sind. Vom Lande her winken die neuen, im freundlichsten Tropenstile mit bunten Steinen und bunten Dächern erbauten Villen, Kasernen und schmucken Warenhäuser uns entgegen; die runden Hügelkuppen des Vorgebirges, die zackigen Berge des Heinrichsgebirges, das mächtige Lau-schangebirge umgeben das Bild wie mit blauem, dunklem Rahmen.



Kapitän z. S. Truppel,
der neue Gouverneur von Tsingtau.

Aber je näher wir kommen, um so trostloser wird das Bild. Gelb und schmutzig-grau stechen die kahlen Felsen von dem kahlen Gebirge ab. Wir sehen dann, daß die Berge nur mit schwindsüchtigen, verkrüppelten Fichten bestanden sind, daß die Felder brachliegen und der Häuser noch zu wenig sind, als daß sie Leben in dieses Landschaftsbild bringen könnten. Nur die „grüne Insel", jetzt Ankonainsel, ist freundlich bewachsen.

Jahre werden noch vergehen, ehe diesem Gerippe wieder Leben eingeflößt ist und die öden Felsen mit frischem Waldesgrün und blühenden Blumen geziert sind. Dann aber kann Tsing-tau eine herrliche Stadt sein, die sich kühn mit ihren landschaftlichen Reizen neben die bewunderten älteren Kolonien Ostasiens stellen kann.

Über Tsing-tau ist schon viel geschrieben worden, für und wieder. Man hat es als ein Eldorado hinstellen wollen, wo man nur „Tischchen, deck dich!“ zu rufen brauche, um in üppigem Reichtum zu schwelgen. Man hat ihm auch schon jede Zukunft absprechen wollen. Das Klima wurde verschrieen, ein bedeutender Handelsumsatz sei unmöglich; und auch die Regierung daselbst wurde kritisiert. Nun, es ging und geht hier wie wohl überall, ehe man Erfahrungen hat, muß man solche gemacht haben.

Das Klima Deutsch-Chinas ist, wie ich im vorigen Kapitel gezeigt, nicht schlechter als im übrigen China. Tsing-taus Zukunft aber hängt ab von der Bahn, die man soeben ins Innere Schantungs baut und die bis Kiau-tschou-Stadt (etwa 75 Kilometer) schon in Betrieb ist. Sein Hafen ist gut, aber die Kommunikationswege ins Innere sind zu schlecht. Daher ist auch der Handel ins Innere einstweilen noch gleich Null. Durch die Bahn aber wird für Tsing-tau ein unermeßliches Absatzgebiet erschlossen, nicht nur in Schantung, sondern auch in den Provinzen Ho-nan, Schan-si, Schen-si, Kan-su. Freilich ist es notwendig, daß die Verhältnisse im Innern ruhiger werden, daß die deutschen Kaufleute es verstehen, durch reelle und billige Geschäftsführung und freundliches Entgegenkommen die chinesischen Kaufleute anzuziehen.

Eine ganze Reihe von deutschen Firmen hat sich schon in Tsing-tau niedergelassen, die aber bis jetzt noch fast nur von der Hoffnung leben, soweit sie nicht in der Kolonie unter Kolonisten und der Regierung Geschäfte machen. Schon gibt es drei Zeitungen in Tsing-tau: ein Amtsblatt in deutscher und chinesischer Sprache, das im letzten Jahre gegründet wurde, „die Deutsch-Asiat. Warte“, und eine chinesische Zeitung „Tsing-tau-pau“, die von der katholischen Mission herausgegeben wird.

Tsing-tau hat, seidem es im deutschen Besitz ist, eine gewaltige Metamorphose durchgemacht. Das armselige Dorf, in dem vorher fast nur unbemittelte Fischer wohnten und nur ein Regiment bezopfter Soldaten ihr Unwesen trieb, ist zum weltbekannten Hafenplatz geworden, in dem jetzt deutsche Kaufleute Geschäfte treiben und deutsche Soldaten „gedrillt“ werden. Die schmutzigen, einstöckigen Häuser mit den zerfallenen Thüren und den zerrissenen Papierfenstern sind fast alle abgerissen und dafür stattliche Villen und Häuser gebaut worden. Nur das alte Jamen, in

dem der chinesische General residierte, ist stehen geblieben, wenn es auch innen und außen europäisch zugestutzt wurde. Auch der schöne Tempel hat einstweilen noch standgehalten und wird noch immer wie früher zum chinesischen Theater benützt. Die neuen Paläste sind im vornehmsten Tropenstil gebaut. Die Regierung hat verschiedene öffentliche Bauten errichtet, so daß jetzt ganz gut für das gesundheitliche Wohl der Beamten und Soldaten gesorgt ist. Nördlich vom Tempel wurde von der Regierung auch eine protestantische Kapelle gebaut. Den Katholiken steht bis jetzt nur ein Bretterbau zum Gottesdienst zur Verfügung.



Khuli.

Auf den Straßen herrscht recht buntes Leben. Die Europäer hielten in den ersten Jahren fast alle Pferde, und konnte man manchem das Wohlbehagen ansehen, der vordem nie auf eines Rosses Rücken gesessen, wenn er im Galopp bergauf, bergab dahersprengen konnte. Chinesen aller Provinzen sind dort vertreten: da sieht man den einfachen, plumpen Schantungesen, der als schwarzer Khuli auf den Schiffen die schmutzigsten Arbeiten verrichtet oder wie ein Maulwurf den Boden aufwühlt und Fundamente und Kanäle gräbt; da findet man die verschmitzten Kantonesen oder Ningponesen, die meist als Diener, Köche und dergleichen fungieren. Da sind Schanghaier Kompradore und chinesische Architekten und Bauunternehmer aus Hong-kong vertreten. Gestriegelt und glatt wie Aale schleichen chinesische Dolmetscher und dergleichen Pack über die Straßen, in Lumpen schleppt sich der Arbeiter und Bettler einher. Zwischendurch aber leuchtet überall freundlich die Pickelhaube der deutschen Polizisten.

Respekt scheinen diese sich unter den Chinesen verschafft zu haben. Köstlich ist es, wenn sie einige chinesische Brocken, die sie gelernt, radebrechen oder das neu entstandene Deutschchinesisch sprechen. Mag's klingen, wie es will, die „Scheinimen" verstehen es. „Du Scheiniman, wek da!" „Du Schinos, das no gutsa, fort, ich schlag dir die Bein kaputsala." Der gemeinste chinesische Khuli versteht das und reißt aus. Das „wek da" übersetzt er sich mit „we ke da", d. h. „Platz machen oder ich schlage".

Ich habe oben die chinesischen Dolmetscher, Boys und dergl. „Pack" genannt. Dieselbe Bezeichnung scheint der Berichterstatter der Kölnischen Volkszeitung für richtig zu halten, wenn er am 16. Oktober 1900 schreibt:

„Bei den zahlreichen Arbeitern sind zunächst chinesische Aufseher, die man Batos nennt. Sie verstehen etwas Englisch oder Deutsch, übernehmen die Arbeit in Akkord oder spielen den Dolmetscher zwischen den Arbeitern und dem deutschen Arbeitsaufseher. Obwohl sie selber nicht arbeiten und doch einen höheren Lohn bekommen, erheben sie von den gemeinen Arbeitern noch eine gewisse Abgabe. Diese Menschen, die meist aus Schanghai herüberkamen, sind wahre Schurken. Die Arbeiter werden in rohester Weise wie Sklaven von ihnen behandelt und erbärmlich betrogen, ohne imstande zu sein, ihr Recht zu finden. Oft sah Schreiber dieses mit eigenen Augen, wie die Batos die Arbeiter mißhandelten oder ihnen den verdienten Lohn vorenthielten. Mit den erpreßten Geldern treiben sie dann selber Handel und Spekulationen. Ihre Kleidung ist so stutzerhaft, daß sie jedermann unangenehm auffallen. Die chinesische Kleidung ist anständig, ziemlich weit und steht dem Bezopften schön. Die halb civilisierten Schanghaichinesen tragen eine auffallend enge, halb europäische



Deutsch-chinesischer Polizist.

Kleidung in grellen Farben, fahren auf dem Zweirad, reiten auf Pferden oder Eseln, führen stets die Zigarrette im Munde und machen in ihrem ganzen Auftreten einen abstoßenden Eindruck. Ihr Dialekt ist von dem Nordchinesischen so verschieden, daß sie nicht von hiesigen Arbeitern verstanden werden und sich mit Zeichensprache behelfen müssen. Indessen thun sie doch wie große Machthaber, führen ein Notizbuch mit Bleistift in der Tasche und herrschen rücksichtslos unter den Khulis.

„Von den Betrügereien der Batos nur ein Beispiel. Der europäische Arbeitsaufseher kommt zur bestimmten Zeit, um seine Arbeiter abzuzählen. Um diese Zeit scheint die Gruppe vollzählig zu sein; allein der chinesische Aufseher hat für einige Sapeken eine Anzahl Müßiggänger oder anderwärts beschäftigter Arbeiter gedungen, damit sie sich abzählen lassen, um bald wieder ihren eigenen Geschäften nachzugehen. Den Lohn der wohlabgezählten, aber nicht arbeitenden Khulis steckt der chinesische Aufseher dann in seine Tasche. Auch die Diener der Europäer, sei es an der Bahn oder am Zollamt, haben Gelegenheit, ihre Landsleute auf Kosten des Auftraggebers zu betrügen, ohne daß es leicht ist, ihre Schliche aufzudecken. Nicht nur die gewöhnlichen Chinesen, selbst die Mandarine klagen über diese gewissenlosen Vermittler; ihrem Treiben ist zum Teil die Erbitterung der Bevölkerung gegen die Europäer zuzuschreiben. So z. B. haben beim Vermessen der Bahnlinie die verschlagenen Gauner vor chinesischen Wohnungen oder auf Friedhöfen scheinbare Vermessungen gemacht, um den Eigentümer glauben zu machen, die Bahn werde sein Grundstück durchziehen. Um das zu vermeiden, bot der reiche Eigentümer dem Gauner eine Summe Geldes, um durch seine Vermittlung die Abwendung des Schadens, den die Bahn dem abergläubischen Chinesen bringen soll, zu erreichen. Der Gauner nahm das Geld und versicherte den Eigentümer, daß die Bahnlinie sein Grundstück nicht berühren werde. Auch unter dem Landvolk hörte ich manche Klage, daß die Regierung ihr Feld eingezogen, aber keine Entschädigung dafür gegeben habe. Wenn diese Klagen auf Wahrheit beruhen, dann sind sie nur dadurch zu erklären, daß die chinesischen Unterhändler die betreffenden Gelder unterschlagen haben."

Jedenfalls wird es für die Kaufleute und Beamten sehr wünschenswert sein, daß sie mehr oder weniger sich die chinesische Sprache aneignen und daß sie die Sitten und Gebräuche des Volkes kennen zu lernen suchen. Dadurch, daß der chinesische Händler oder Khuli selbst mit dem Europäer verkehren könnte, würden viele Ungerechtigkeiten wegfallen. Jetzt wird jede Härte, jede Unterdrückung dem betreffenden Europäer zugeschrieben, bei dem der Dolmetscher oder Bato dient. Die zahllosen Arbeiter

gehen unzufrieden in die Heimat zurück und übertreiben dort natürlich noch in ihren Schilderungen der „europäischen Teufel“.

Das rege Schaffen und Treiben in Tsing-tau ist höchst interessant, so daß selbst Engländer sich lobend darüber ausgedrückt. Für Wohnung und Bequemlichkeit ist schon in mancher Beziehung gesorgt. Hotels ersten Ranges mit prachtvoller Ausstattung bieten Unterkommen, schöne Straßen wurden angelegt, elektrische Beleuchtung ist eingerichtet, wodurch am Abend der früher so elende Felsen ganz wundervoll beleuchtet wird. Ein schöneres Bild habe ich selten gesehen, als wenn ich am Abend in die Bucht einfuhr und Tsing-tau wie von tausend und aber tausend Lampions erleuchtet, von den dunklen, hohen Bergen umrahmt, mir entgegenstrahlte.

Die Umgebung der neuen deutschen Stadt ist schön und von Interresse. Manche Ausflüge sind geradezu herrlich. Von den Bergen, dem Diedrichsstein, Truppelberg und anderen, die schützend über die Stadt hinausragen, genießt man eine seltene Aussicht auf das weite, allgewaltige Meer, auf die Bucht mit den zahlreichen Dampfpinassen, Dschunken und Fischernachen, die dort kreuzen, auf die zerklüftete jenseitige Küste und die angrenzenden Berge, auf die jugendliche, aufblühende Stadt. Das Lau-schangebirge, das noch zum Teil im deutschen Gebiete liegt und himmelhoch seine zackigen Bergspitzen erhebt, bietet mit seinen wilden Felsenpartien und romantischen Thälern reichste Abwechselung. Die Segelfahrten auf der blauen Bucht sind reizend schön, — kurz, Tsing-tau hat alles, um einmal eine Perle unter den Hafenstädten Ostasiens zu werden.

Die Handelsaussichten Tsingtaus.

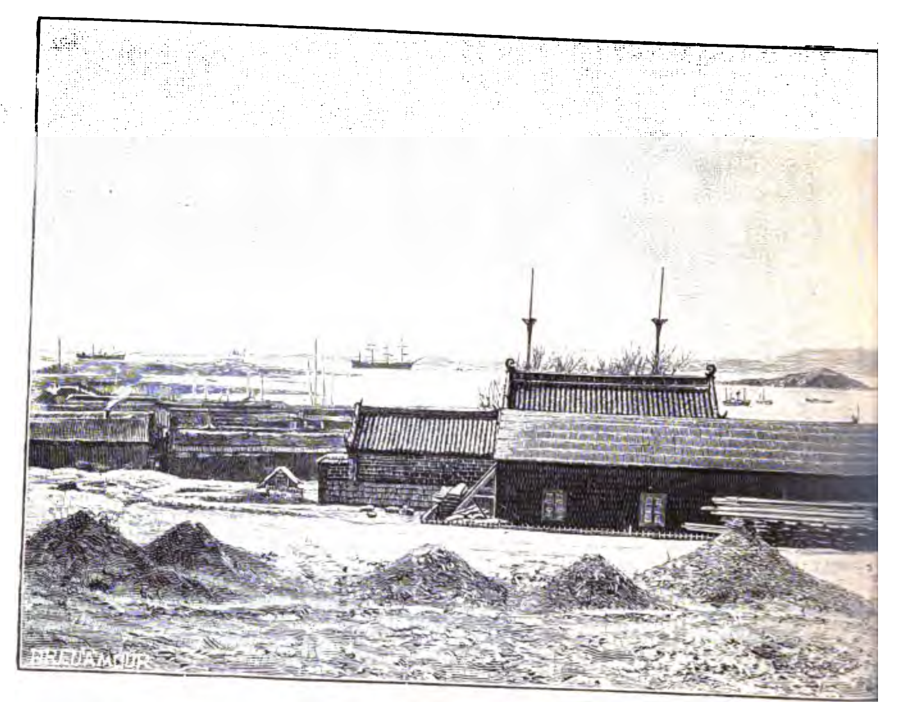
Hindernisse, Bahn, Abgeschlossenheit, Dschunkenhandel, Kohlen, Seide, Strohgeflechte, Import.

Ob sich die Hoffnungen, die sich die deutsche Handelswelt gemacht, auch erfüllen werden? Ob die Millionen, die Deutschland für den dürren Strand des Gelben Meeres opfert, auch Deutschland wieder zu gute kommen werden?

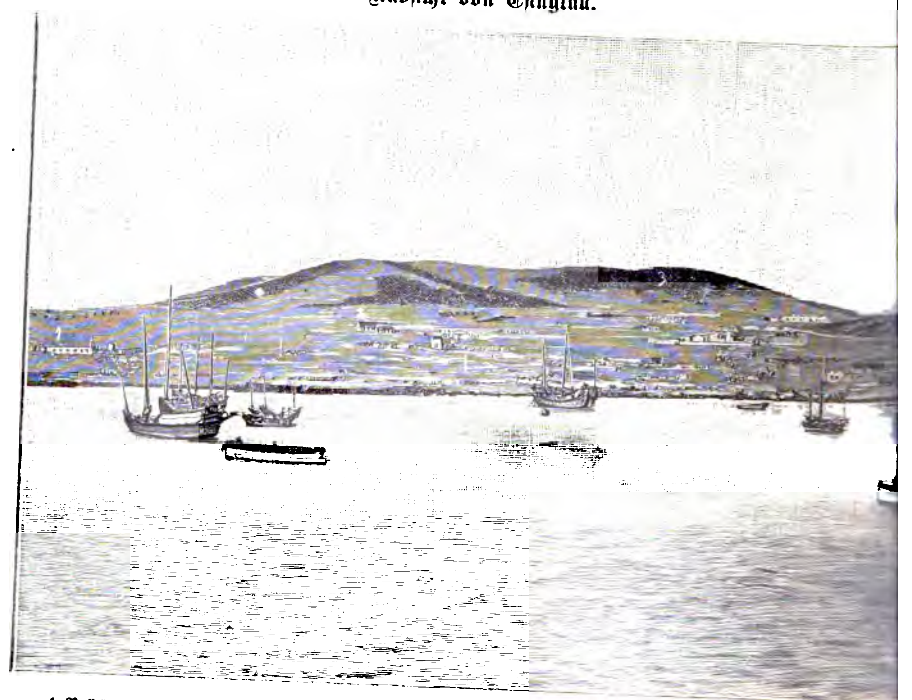
Das goldene Zeitalter ist für die europäische Handelswelt in China allerdings längst vorüber. Immerhin kann aber das unermeßliche Reich, das, fast noch unerschlossen, vierhundert Millionen Menschen beherbergt, für den Handelssinn der Europäer ein recht dankbares Arbeitsfeld werden.



Katholische Notkirche in Tsingtau.

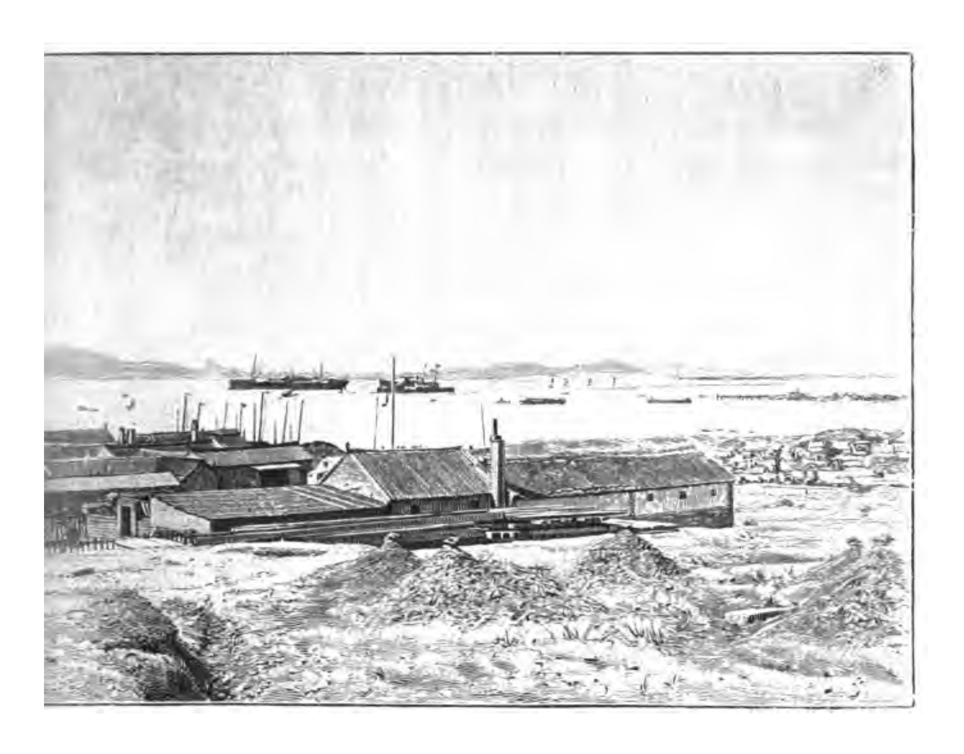


Aussicht von Tsingtau.



1 Brückenlager. 2 Provisorisches Militärlazarett. 3 Gouvernementsberg.

Tsingtau vom Meere aus.





4 Chines. Götzentempel, links kath. Not-
5 kirche und Wohnung der Missionare.

7 Truppelberg mit Signalstation, links unten
6 Diederichstein, wo die Besitzergreifung vollzogen wurde.

8 Dorf Tsingtau.

Tsing-tau kann besonders für den deutschen Kaufmann von großer Wichtigkeit werden. Sein Hafen ist gut; das Klima ist nicht ungesund und für den Deutschen ziemlich erträglich; und das Interessengebiet umfaßt bedeutende Länderstrecken: außer Schan-tung noch Ho-nan, Schan-si, Schen-si, Tschi-li und Kan-su. Zum Teil sind diese mit europäischer Kultur bis jetzt nur wenig in Berührung gekommen.

Das bedeutendste Hindernis für die Entwickelung der Kolonie sind die bis jetzt sehr schlechten Kommunikationswege in das Innere. Die Provinz ist durch schwierige Gebirge und große Flüsse von Tsing-tau getrennt. Der Weg zu dem industriereichen und fruchtbaren J-tschou-fu z. B. ist für Frachten kaum passierbar, er führt — wenn man ihn überhaupt noch Weg nennen kann — über hohe Berge, über Felsen und Steingeröll. Wei-hsien, Tschou-zuin, Tsi-nan-fu und andere bedeutendere Städte importieren und exportieren, so gut es geht, von und nach Tschi-fu und Tien-tsin, beschränken sich dabei aber auf das Allernotwendigste.

Tsing-taus Zukunft hängt deshalb zum großen Teil davon ab, daß eine günstige Verbindung zwischen der Kolonie und den Handelscentren im Innern hergestellt werde, in erster Linie, daß die deutsche Schantungbahn, die alle wichtigeren Industrie- und Handelsplätze berührt, schnell fertig werde. Ein schöner Anfang ist ja gemacht, da die Bahn schon bis Kiau-tschou-Stadt (etwa 75 Kilometer) in Betrieb gesetzt worden und bald bis Kau-mi gelangen wird.

Daß das nähere und entferntere Hinterland von Tsing-tau ein bedeutendes Absatzgebiet für den deutschen Handel werden kann und somit für die Kolonie vielversprechend ist, zeige folgende Ausführung. Es handelt sich zunächst um die Provinz Schantung.

Die Provinz Schantung, das nähere und eigentliche Interessengebiet der deutschen Kolonie, ist nicht arm, wie ich im ersten Kapitel gezeigt. Ein Land, das auf jedem Quadratkilometer durchschnittlich ungefähr 170 Menschen ernährt und zwar verhältnismäßig gut ernährt, kann nicht arm genannt werden. Aber die Provinz war bis dahin zu sehr von der Handelswelt abgeschlossen. Teilweise rührt das daher, weil die alten Verkehrsstraßen in trostlosem Zustande sind und weil die herrlichen Brücken über die mächtigen Flüsse vielfach zerfallen sind. Der Kaiserkanal und Hoang-ho sind wegen Versandung einen großen Teil des Jahres hindurch nicht zu gebrauchen, und die Regierung eifert fast nur dafür, möglichst viel Geld aus dem sklavischen Volke herauszusaugen. Dazu kam als europäischer Hafen nur Tschi-fu für Schan-tung in Betracht, das aber fast noch schlechter mit dem Hinterlande verbunden ist als Tsing-tau.

Ein wohlhabendes und kaufkräftiges Hinterland ist aber ein wichtiger Faktor für die späteren Handelsaussichten einer Kolonie.

Was speziell die nächste Umgebung Tsing-taus anbetrifft, so war dieselbe früher nicht reich gesegnet an Gütern. Gerade diese Gegend war durch ihre Armut in Schantung bekannt. Die öden Felsen lieferten nicht viel Bodenerträgnisse, und das Meer ist an Fischen oft sehr karg. Seither aber wurden Tausende von Menschen an den Stadtanlagen, Häuserbauten und an der Eisenbahn beschäftigt und das verdiente Geld setzte die Leute instand, weniger dürftig als früher zu leben. Die Wohlhabenheit ist entschieden gestiegen. Thatsächlich machen die Leute jetzt schon bedeutend mehr Ansprüche ans Leben wie früher. Statt der bisher gebrauchten rohen Baumwolle, die von Frauen und Mädchen gesponnen und gewebt wurde, mußten erhebliche Mengen Baumwollgarn und Baumwollzeug eingeführt werden. Die Nachfrage nach Petroleum war zeitweilig so stark, daß sie kaum befriedigt werden konnte.

Trotz der armen Bevölkerung betrug aber doch nach dem Berichte des chinesischen Zolldirektors der Handel, den früher chinesische Dschunken in den kleinen Hafenplätzen der Kiau-tschoubucht Ta-pu-t'ou, Nü-ku, Ts'an-k'ou vermittelten, ungefähr drei Millionen Tael (1 Tael etwa 2,40 Mark). Eingeführt wurden aus Südchina Baumwolle, Papier, Porzellan, Reis, etwas Zucker und Thee, ausgeführt wurden Bohnen und Erdnüsse, Bohnen- und Erdnußkuchen und Früchte. Mit dem Ausbau von Tsing-tau wird dieser Dschunkenhandel diesem zufallen.

Was die Provinz Schantung betrifft, so werden als die bedeutendsten Ausfuhrartikel Kohle, Seide und Strohgeflechte zu nennen sein.

Man hat in verschiedenen Distrikten, besonders in Wei-hsien, Po-schan, I-tschou, I-hsien, Kohlen von vorzüglicher Qualität und Quantität gefunden. Es wurden in Tiefen von 160, 163 und 166 m Flöze von 1, 1,50, 1,80 m Dicke gefunden, ja in 78 m Tiefe ein Flöz von 4 m Dicke. Die Kohlen Wei-hsiens liegen nur etwa 150 km von Tsing-tau entfernt. Sie können also sehr gut mit der Kai-pingkohle konkurrieren. Tsing-tau hat zudem den Vorzug vor Tong-u (wo die Kai-pingkohle verschifft wird), daß sein Hafen eisfrei ist. Wo aber die Kohle die Grundlage für das Aufblühen gibt, sind die Aussichten gut, besonders da auch Eisen, Kupfer und andere Erze in Schantung gefunden werden und in Tsing-tau verarbeitet werden können. (Ich kenne bedeutende Eisenlager mit einem Eisengehalt von 70 Proz.)

Ein anderer bedeutender Ausfuhrartikel wird die Seide werden. Maulbeerspinner und Ailanthusspinner spinnen eine feinere Seide, der

Eichenspinner produziert die grobere, „wilde" oder Tussahseide. Die wichtigsten Seidendistrikte Schantungs sind Tsch'ang-ji (Hauptort Liu-t'ung), Ts'ing-tschou-fu, Tschou-zuin. Die Berge, die nahe und fern Deutsch-China umgeben, zeichnen sich alle durch Seidenzucht aus. Die Händler von Liu-t'ung bereisen alljährlich besonders die östlich gelegenen Distrikte,



Bonzenkloster im Lau-schan.

wie Tschu-tscheng, Tjü-tschou, J-schui, und kaufen dort die Seidencocons auf, die sie dann auf Lasttieren über Kiau-tschou, P'ing-tu nach Hause bringen, wo sie verarbeitet und versandt werden. Liu-t'ung ist außerdem ein Hauptstapelplatz für einheimische Baumwollstoffe, die von hier in die benachbarten Provinzen verschickt werden. Nach den Angaben der chinesischen Zollbehörde soll ein Versand allein nach Pe-king monatlich 300 000

Tael betragen. Der Distrikt Ts'ing-tschou-fu produziert Seide im Werte von etwa 2 Millionen Tael. Der wichtigste Ort für den Seidenhandel ist aber Tschou-zuin. Er bezieht seine Seide großenteils aus den Distrikten Mung-jn, J-schui, T'ai-an, J-tschou, T'eng-hsien, Sin-t'ai und Lä-u. Sein Handel wird auf 15 Mill. Tael geschätzt.

Während nun früher alle Frachten auf den beschwerlichen Wegen mit Lasttieren und Karren verschickt wurden, teils in die benachbarten Provinzen, teils über Tschi-fu (Tschi-fu führt jährlich für etwa 3 Mill. Tael Seide aus) nach dem Auslande, wird in Zukunft Tsing-tau der Hauptausfuhrort werden. Während Liu-t'ung nämlich fünf, Ts'ing-tschou-fu sieben, Tschou-zuin acht Tagereisen von Tschi-fu entfernt liegen, wird das erstere nur eine kurze Tagereise von der Bahnstation Wei-hsien liegen und werden die beiden anderen Orte selbst Bahnstationen werden. Bei rationeller Behandlung scheint mir sogar Tsing-tau ein Hauptstapelplatz für Schantungseide werden zu können.

Ein dritter Artikel, der von Tschi-fu jährlich im Werte von etwa 1,5 Mill. Tael ausgeführt wird, sind Strohgeflechte. Ihre Hauptproduktionsgebiete sind Lai-tschou-fu, Tsi-mo und Kiau-tschou. Der wichtigste Markt ist Scha-ho, etwa 120 km von Tsing-tau entfernt. Der Weg von Scha-ho nach Tschi-fu beträgt vier Tagereisen, nach der Bahnstation Wei-hsien nur einen, gewiß ein Vorzug, der Tsing-tau zu gute kommt.

Außer diesen Artikeln werden besonders aus Schantung ausgeführt werden können Felle: Öl, Ölkuchen, Tabak, der in vorzüglicher Qualität in J-schui, Jen-tschou-fu, T'ai-an-fu gedeiht, Früchte, an denen Schan-tung bekanntlich sehr reich ist, Chinahanf, Wolle usw.

Was aber kann nach Schantung importiert werden? Ich möchte einfach antworten: Alles. Bis jetzt ist der Import europäischer Waren verhältnismäßig gering gewesen. Auf dem langwierigen Wasserwege des Kaiserkanals und Siau-ts'ing-ho oder auf den elenden Landstraßen wurden die Waren von Schang-hai, Tien-tsin und Tschi-fu befördert. Die Reise eines mir bekannten großen Kaufmanns aus Tsi-ning nach Schang-hai dauert jedesmal zwei bis drei Monate. Die Frachten wurden deshalb verhältnismäßig teuer und den Chinesen daher der Kauf verleidet. Sobald die Bahn die hauptsächlichsten Städte, wie Wei-hsien, Tsi-nan-fu, Jen-tschou-fu, Tsi-ning, J-tschou-fu, berührt, wird der Import gewaltig wachsen. Deutsche Waren können dann auch billiger ins Innere gebracht werden und mit den jetzt fast ausschließlich gangbaren japanischen Schundwaren konkurrieren.

Ich meine, nach den vorstehenden Ausführungen darf man die Handelsaussichten für Tsing-tau günstige nennen. Der Handel Tschi-fus, der

sich auf etwa 25 Millionen beziffert, wird zum großen Teil Tsing-tau zufallen, aber durch die mit der Bahn geschaffene Kommunikation ums Vielfache gesteigert werden können. Tschi-fu wird darunter leiden. Auch Schang-hai, resp. Tsching-kiang und Tien-tsin werden, wenigstens in Bezug auf Schantung und die Nachbarprovinzen, durch den Ausbau Tsing-taus Verluste haben.

Allerdings ist bei allen Aussichten die Hauptbedingung, daß es friedlicher im Innern werde als bisher. Unter diesen Wirren kann der Handel nicht gedeihen. Wenn die deutschen Kaufleute es verstehen, durch reelle und billige Geschäftsführung und freundliches Entgegenkommen die Chinesen an sich zu ziehen, und Sprache und Sitten der Bevölkerung kennen gelernt haben, können sie in Tsing-tau und Schan-tung einmal ihr Glück machen. Die Kolonie selbst sollte aber danach trachten, einen regelmäßigen und direkten Dampferverkehr mit der Heimat zu erhalten. Wir dürfen mit Recht hoffen, daß Tsing-tau in der Entwickelung fortschreitet.



III.

Von Tsingtau quer durch Nord-Schantung.

1. Vorbereitungen zur Reise.

Dolmetscher, Diener, Gepäck, Geld.

Will man „daheim" eine große Reise thun, so bedarf es dazu nicht vieler Vorbereitungen. Man „studiert" schnell den Bädeker, vielleicht durchstöbert man auch sonst noch ein Reisewerk und packt seine sieben Sachen in ein Köfferchen ein, das man bequem in der Hand tragen kann. Papierne Kragen und Vorhemden kann man ja jetzt überall kaufen, und vieler Hutschachteln bedürfen wir Deutsche wenigstens nicht, wenn wir auf Reisen gehen.

Im „blumigen Reiche der Mitte" ist das anders. Für den Europäer, der nicht wie die Missionare immer im Innern weilt und sich nicht vollständig den Sitten und Gebräuchen der Chinesen anbequemt hat, bedarf es allerdings größerer Vorbereitungen, wenn er nicht später in die größten Unannehmlichkeiten stürzen will.

LEE CHONG.

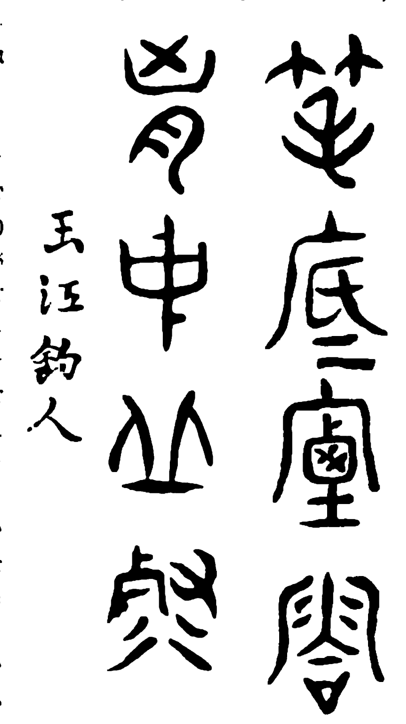
Auslandisches und Chinesisches
mobel fabrikant gebaude lieferant
und
Allgemeiner Kramer.
TAPAUTAU
TSINGTAU.

Firmenschild eines Chinesen in Tsingtau.

Notwendig ist ein Dolmetscher, wenn man nicht selbst chinesisch spricht. Gute Dolmetscher sind aber schwer zu finden. Wohl meldet sich auf Anfragen hin eine ganze Reihe dieser Menschen, die in den Hafenstädten

Sammlungern. In Amt und Würde stellen sie sich aber meist als verkommene Subjekte heraus, die ihre Untergebenen pressen und die auf den Reisen in Wirtschaften und auf den Straßen, in Kaufläden und anderen Häusern Ungerechtigkeiten verüben und das Ansehen ihrer europäischen Herren überall schmälern. Sie sind meist als Gigerl und Stutzer gekleidet und im Opiumrauchen und Schnapstrinken erfahren. Auf den Reisen verschmähen sie auch die Fleischtöpfe und Weinflaschen ihrer Herren und Gebieter nicht. Es wäre wirklich gut, wenn alle, die im Innern reisen, seien es Kaufleute oder Ingenieure, wenigstens sich soviel mit der chinesischen Sprache helfen könnten, daß sie der Dolmetscher nicht bedürften.

Der Kaufmann, der wirklich Geschäfte machen will, muß notwendig die *chinesische Sprache* erlernen und sich mit den Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt machen. Ein großer Teil der entstandenen Unruhen ist gerade den chinesischen Dolmetschern zuzuschreiben, die hinter dem Rücken der Europäer ihre Ungerechtigkeiten verübten. Wenn der Kaufmann die Sprache versteht, wird er selbst, ohne die Vermittlung der verschmitzten Unterhändler, die Hauptgeschäfte abwickeln können; ist er mit den Sitten und Bräuchen des Landes vertraut, wird er beim Volke weniger anstoßen und sich auf Reisen manche Unannehmlichkeiten sparen. Andernteils wird er auch die Bedürfnisse des Volkes besser erforschen können.



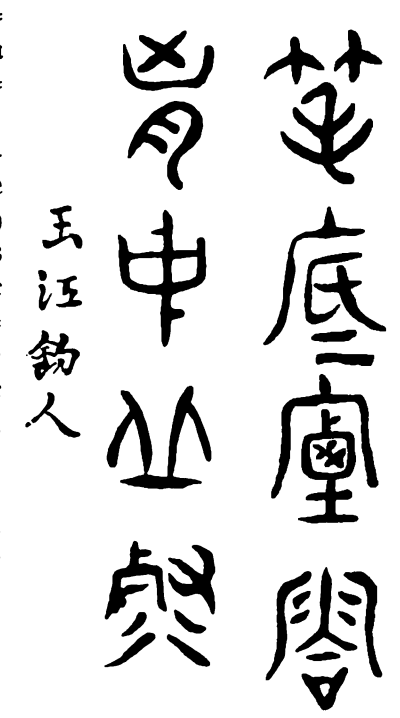
Altchinesische Schrift.

Außerdem sind ein oder zwei Diener notwendig, die auch kochen können. Die Missionare reisen allerdings nur mit einem Diener,*) da sie chinesische Kost genießen. Auch sie sind nicht leicht zu finden, und hat man sie gefunden, so müssen sie richtig behandelt werden. Der Chinese verlangt, daß man ihn immer gleichmäßig nach Recht behandelt. Zu große Freundlichkeit kann sein Charakter nicht vertragen, er wird dann

*) Es ist den katholischen Missionaren durch Bestimmungen der Bischöfe verboten, allein zu reisen.



herumlungern. In Amt nnd Würde stellen sie sich aber meist als verkommene Subjekte heraus, die ihre Untergebenen pressen und die auf den Reisen in Wirtschaften und auf den Straßen, in Kaufläden und anderen Häusern Ungerechtigkeiten verüben und das Ansehen ihrer europäischen Herren überall schmälern. Sie sind meist als Gigerl und Stutzer gekleidet und im Opiumrauchen und Schnapstrinken erfahren. Auf den Reisen verschmähen sie auch die Fleischtöpfe und Weinflaschen ihrer Herren und Gebieter nicht. Es wäre wirklich gut, wenn alle, die im Innern reisen, seien es Kaufleute oder Ingenieure, wenigstens sich soviel mit der chinesischen Sprache helfen könnten, daß sie der Dolmetscher nicht bedürften.



Altchinesische Schrift.

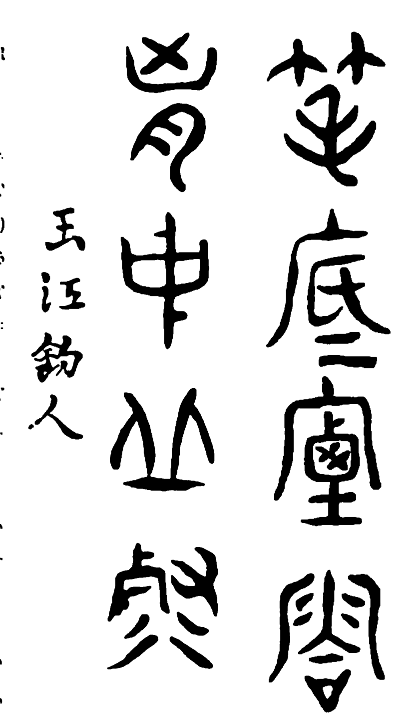
Der Kaufmann, der wirklich Geschäfte machen will, muß notwendig die chinesische Sprache erlernen und sich mit den Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt machen. Ein großer Teil der entstandenen Unruhen ist gerade den chinesischen Dolmetschern zuzuschreiben, die hinter dem Rücken der Europäer ihre Ungerechtigkeiten verübten. Wenn der Kaufmann die Sprache versteht, wird er selbst, ohne die Vermittlung der verschmitzten Unterhändler, die Hauptgeschäfte abwickeln können; ist er mit den Sitten und Bräuchen des Landes vertraut, wird er beim Volke weniger anstoßen und sich auf Reisen manche Unannehmlichkeiten sparen. Anderenteils wird er auch die Bedürfnisse des Volkes besser erforschen können.

Außerdem sind ein oder zwei Diener notwendig, die auch kochen können. Die Missionare reisen allerdings nur mit einem Diener,*) da sie chinesische Kost genießen. Auch sie sind nicht leicht zu finden, und hat man sie gefunden, so müssen sie richtig behandelt werden. Der Chinese verlangt, daß man ihn immer gleichmäßig nach Recht behandelt. Zu große Freundlichkeit kann sein Charakter nicht vertragen, er wird dann

*) Es ist den katholischen Missionaren durch Bestimmungen der Bischöfe verboten, allein zu reisen.



... zu Amt und Würde stellen sie sich aber meist als ... heraus, die ihre Untergebenen pressen und die auf ... und auf den Straßen, in Kaufläden und ander... Gemeinheiten verüben und das Ansehen ihrer europäische... schmälern. Sie sind meist als Gigerl und Stutzer gekleidet ... und Schnapstrinken erfahren. Auf den Reisen ... auch die Fleischtöpfe und Weinflaschen ihrer Herren und ... Es wäre wirklich gut, wenn alle, die im Innern reisen, ... Kaufleute oder Ingenieure, ... mit der chinesischen ... daß sie der Dol... nicht bedürfen.



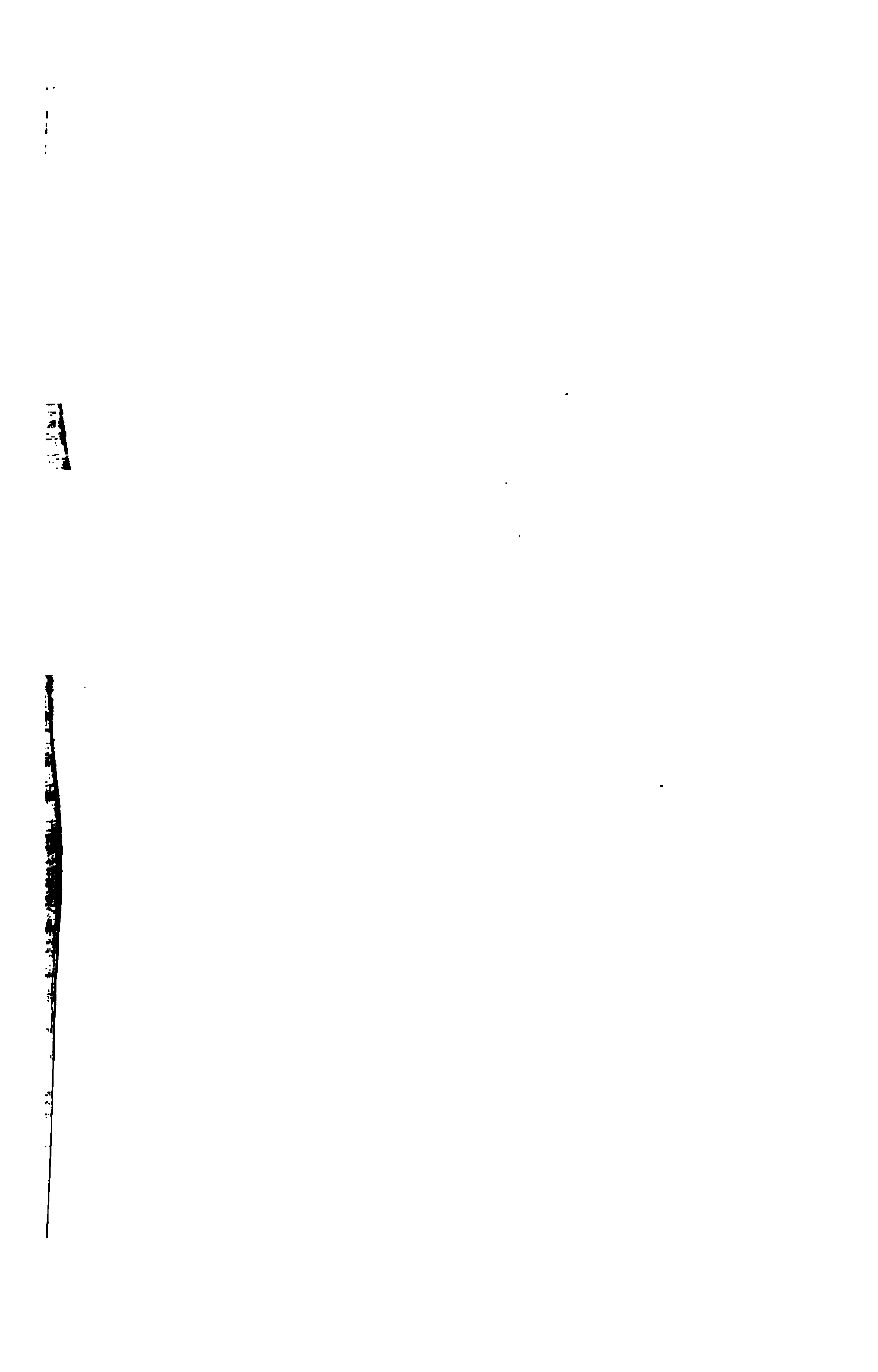
Altchinesische Schrift.

Der Kaufmann, der wirklich Geschäfte machen will, muß notwendig die chinesische Sprache erlernen und sich mit den Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt machen. Ein großer Teil der entstandenen Unruhen ist gerade den chinesischen Dolmetschern zuzuschreiben, die hinter dem Rücken der ... Ungerechtigkeiten verübten. ... der Kaufmann die Sprache ... ohne die Vermitt... Unterhändler, die ... können; ist er ... Sitten und Bräuchen des Landes ... wird er beim Volke ... und sich auf Reisen manche ... lichkeiten sparen. Andernteils auch die Bedürfnisse des Volkes ... können.

... sind ein oder zwei Diener notwendig, die auch kochen können. ... Missionare reisen allerdings nur mit einem Diener,*) da sie ... genießen. Auch sie sind nicht leicht zu finden, und hat ... funden, so müssen sie richtig behandelt werden. Der Chinese ... man ihn immer gleichmäßig nach Recht behandelt. Zu ... heit kann sein Charakter nicht vertragen, er wird dann

*) ... katholischen Missionaren durch Bestimmungen der Bischöfe ... reisen.





leicht zu vertrauensvoll, — aber fortwährende barsche und grobe Unfreundlichkeit kann er auch nicht vertragen, er wird dann seine angeborene Verschmitztheit gebrauchen, der die meisten Europäer nicht gewachsen sind. Man gestatte ihm auch nicht zu freie Verwaltung der Sachen, weil das für ihn eine Gelegenheit zum Stehlen wird, der er nicht lange Widerstand leisten kann.

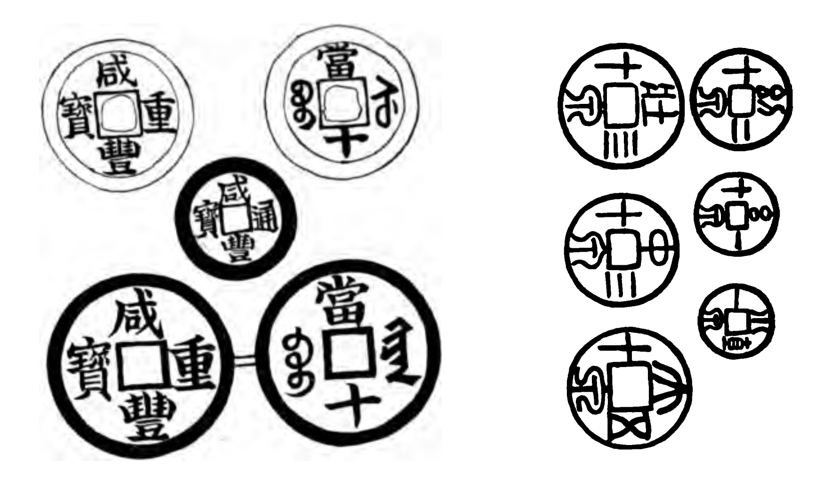
In den Herbergen im Innern findet man auch keine bequemen Betten. In den besten wird uns nur eine harte Pritsche zur Verfügung gestellt, in anderen dient der Boden als Lager. Bettzeug, Decken usw. muß deshalb jeder Reisende mit sich führen. Die katholischen Missionare, die meist zu Pferde reisen, gebrauchen wie die Chinesen einen weiten Sack, in dem die Decken eingepackt sind und der als Unterlage auf dem Sattel festgebunden wird. Am Abend rollt man sich in die Decke ein, nimmt die Kleider als Kopfkissen und schläft so auf der Pritsche oder dem Boden. Freilich schmerzen anfangs die Knochen, und schlaflos wälzt man sich von einer Seite zur andern, aber „der Mensch ist ein Gewohnheitstier“ und kann sich auch an die Pritsche gewöhnen. Andere Reisende nehmen ein Feldbett mit.



Neuchinesische Schrift.

Dann muß für die Einrichtung der Küche gesorgt werden, die man vollständig anschaffen muß, wenn man nicht in vielen Fällen mit den ungewaschenen chinesischen Tellern und Schüsseln vorlieb nehmen will. Für diejenigen, die nur eine einmalige Reise machen wollen, wird es auch notwendig sein, Konserven, Butter, Milch und Brot mitzunehmen. In Schantung gibt es keine Butter und Milch, die Speisen werden mit Öl angemacht, und das bekommt den meisten nicht gut, zumal wenn es Ricinusöl ist. Das Brot wird in Schantung nur gekocht und warm gegessen. Chinesischer Schnaps wird den meisten nicht munden, und vom heißen Thee kann der Deutsche nicht monatelang leben, daher —. Kann der Diener nicht selbst kochen, muß man sich auch noch einen Koch verschaffen.

Ohne Geld kann man auch im „Reiche des Himmels“ nicht weit kommen. Auf Reisen aber ist es eine Last, viel Geld mitzuschleppen. In Schantung, wie überhaupt im Innern Chinas, gibt es nur eine Münze, den sogenannten Cash, im Werte von $^{1}/_{4}$ Pfennig. Alle kleineren Ausgaben müssen mit dem Cash beglichen werden, die zu 500 gleich einer



Chinesisches Geld.

Bratwurst an einer Schnur zusammengebunden sind. Für größere Reisen muß man deshalb Silberklumpen und -klümpchen mitnehmen, die man in den Städten und in größeren Dörfern wechseln kann.

Sind diese Vorbereitungen getroffen, dann suche man ein Mittel fortzukommen.

2. Wie reist man in Schantung?

Sänfte, Wagen, Schubkarren, Pferd.

Am vornehmsten reist man mit der Sänfte, weniger nobel mit dem Wagen, am bequemsten mit dem einrädrigen Schubkarren, am schnellsten mit Pferd oder Esel.



Chinesische Sänfte.

Unter Sänfte versteht man einen Kasten, der nach der vorderen Seite offen ist. Je nach dem Rang des Besitzers ist derselbe mit grünem oder blauem Tuch bekleidet und



Auf der Reise mit Schubkarren.

mit verschiedenen Quasten behangen. An zwei langen Stangen wird die Sänfte von vier oder acht Mann getragen. Die Träger gehen in gleichmäßigem Schritt und schaukeln den Kasten. Höhere Mandarine reisen nur mit der Sänfte. Sie lassen die Träger abwechseln und kommen täglich 40—50 Kilometer weit.

Auch der Wagen kann noch von Vornehmen gebraucht werden. Wir nannten diese — Kutsche aber doch auch nur Marterkasten. Man denke sich einen zweiräderigen Wagen mit zwei Deichseln und einem hundehüttenähnlichen, mit grünem oder blauem Tuch behangenen Oberbau, so hat man einen Begriff von der chinesischen Kutsche. Als Gespann dienen meistens zwei Maulesel oder ein Maulesel und ein Pferd. Federn hat der Wagen nicht, und wenn man in diesem vorsündflutlichen Kasten auf den holprigen Wegen, über Berge, über Stock und Stein einherzieht, kann man versichert sein, am Abend einige Beulen, vielleicht sogar Löcher im Kopfe zu haben. Auf größeren Reisen muß man mit allerhand Zufällen dabei rechnen. Bald bricht die Achse, bald geht ein Rad entzwei, bald fällt die Kutsche um, bald reißen die unzähligen Riemen und Stricke des Pferdegeschirres, kurz an Abenteuern fehlt es nicht.

Als ich einmal krank in einem solchen Wagen fuhr, kamen wir durch ein Dorf, das am Eingang mitten auf der Straße eine tiefe Wasserpfütze hatte. Solche Pfützen sind häufig und werden nicht zugeschüttet, weil man glaubt, daß aus denselben gute Geister herauskommen. Ich machte meinen Kutscher aufmerksam, recht vorsichtig zu fahren. Mitten im Wasser versteckt lag ein schwerer Stein, über den das eine Rad ging, und ehe ich mich versah, war der Wagen umgeschlagen. Ich hatte Mühe, aus dem Wagen durchs Wasser herauszukriechen, meine weiße Sommerkleidung war von dem schmutzigen Wasser gefärbt, meine Sachen alle durchnäßt, und fast wäre uns der Maulesel, der zwischen der Deichsel lag, in der Pfütze ertrunken. — Ein anderer Missionar kollerte mit Wagen und Tieren in einen tiefen Graben hinein. — Auf solchen Reisen versteht man die allgemein übliche Begrüßungsformel der anständigen Zopfmänner: „Sin ku liau muju?" — „Hat dein Herz Schmerz und Leid ausgestanden?" Dieselben sind immer damit verbunden, wenn man auch aus Anstand sagen muß: „Bu sin ku." — „Ich habe kein Leid ausgestanden."

Das dritte Beförderungsmittel, den Schubkarren, nannte ich das bequemste. Der chinesische Schubkarren hat ein großes Rad; rechts und links von demselben sind Sitze angebracht. Ein Mann schiebt und ein Mann zieht. Geübte Schubkarrenfahrer können täglich 40—50 Kilometer weit kommen. Bequem ist's, weil man sich gemütlich, lang ausstrecken,

sitzen und schlafen kann und weil man nicht so entsetzlich wie in der Kutsche gerüttelt und geschüttelt wird. Auf allen größeren Wegen sind Schubkarrenfährten, da die Karren möglichst immer in demselben „Geleise“ fahren. Trotz der Bequemlichkeit habe ich es nie geliebt, per Schubkarren zu reisen, weil ich einmal beinahe verunglückt wäre. Auf einem längeren, mehrtägigen Ritte war ich sehr müde geworden und hatte mir deshalb einen Karren gemietet. Der Karrenführer wollte sich Arbeit sparen und spannte mein Pferd vorn an den Karren. Mein Diener ritt auch zu Pferde voraus. Eben wollte ich's mir gemütlich machen, als der Wagen in unheimlicher Schnelle vorwärts ging. Wir waren auf einem schmalen, hohen Damm. Kaum hatte ich mich aufgerichtet, als ich auch schon den Damm herunterrollte. Das erste Pferd war durchgegangen, mein Pferd, wohl erfreut über den ihm neu bestimmten Beruf, ging demselben nach, der Karrenführer bremste, schrie, aber umsonst — unaufhaltsam eilten wir dem Verderben entgegen. Tief unten am Damm angekommen, stand ich auf, der Führer lag unweit von mir mit einem zerbrochenen Beine, das Pferd rannte noch immer mit dem Wagen querfeldein. Als es meinem Diener gelungen war, dasselbe zu beruhigen, konnte ich mein Hab und Gut zerstreut im Felde wiedersuchen, und meine Rosinante schaute ganz verwundert zu. Der Karrenschieber fuhr nun seinen verunglückten Kollegen zurück in die Stadt, und ich setzte meine Reise zu Pferde wieder weiter. „Sin ku liau muju?“ — „Bu sin k'u.“

Am schnellsten und einfachsten reist man zu Pferd oder Esel. Auf den großen Pferdemärkten Schantungs kann man sehr billig gute Pferde kaufen, die herdenweise aus der Mongolei dorthin getrieben werden. Für 50—60 Mark kann man ein gutes Tier kaufen. Legt man 100—200 Mark an, kauft man schon ausgezeichnete Tiere. Dieselben sind klein, aber ausdauernd. Der Chinese liebt es, den Tieren den sogenannten Paßgang anzugewöhnen, wobei diese Tiere mit dem Vorder- und Hinterfuße zugleich auftreten. Unser gewöhnlicher Tagesritt ist 60 Kilometer. Ich habe auch schon täglich 90—100 Kilometer, mehrere Tage lang, zurückgelegt. Der vornehme Chinese verwendet viel Geld auf das Sattelzeug.

Ich rate jedem, der längere Reisen ins Innere machen will, zu Pferde zu reisen. Man kann ja Proviant 2c. in einem Wagen sich nachfahren lassen.

In den Hafenstädten sieht man die Chinesen auch schon radelnd mit fliegendem Zopfe durch die Straßen sausen. Besonders eilig hat er's, wenn „Leute vom Lande“ ihn sehen und anstaunen. Aber im Innern hat das Zweirad noch wenig Eingang gefunden. Die Wege sind dafür

auch meistens zu schlecht. Ich glaube jedoch, wenn europäische Kultur mehr ins Innere vorgedrungen ist, daß das Zweirad auch dort Triumphe feiern wird.

3. Von Tsing-tau bis Kau-mi.

Abschied, katholische Missionsstation, Kiau-tschou, unfreundliches Volk, chinesische Kleidung der Missionare, Kau-mi, Hotel „zum langen Leben".

In frühester Morgenstunde saß ich im Sattel, galt es doch, an einem Tage die 70 Kilometer nach der Stadt Kiau-tschou zu reiten. Mein Gepäck hatte ich mittels Dschunke über die Bucht bringen lassen, ich war allein mit meinem Diener, dem treuen Franz Jang,*) der mir während sieben Jahren ein unzertrennlicher Begleiter war. Er war mir Diener, Koch, Pferdeknecht, Läufer und öfters sogar Lehrer, bezog dabei einen Jahresgehalt von 20 Mark. Ich habe ihm in all den Jahren keine Ungerechtigkeiten nachweisen können, und er behütete und bediente mich wie seinen Augapfel.

Die Stadt war noch ruhig. Das Rauschen des Meeres allein unterbrach die friedliche Stille. Im Osten rötete sich schon der Himmel. Als ich auf dem Berge hinter Tsing-tau mich befand, wo ich zum letztenmal die Stadt überblicken konnte, tauchte jenseits der Bucht hinter den Bergen der blutrote Sonnenball auf und entzündete glitzernde, goldene Lichtpunkte auf der Halbinsel, die in den Fensterscheiben und Glaslaternen spielten. Das blaue Meer umspülte ruhig die felsige Küste. Fern am Horizont war die See von einer leichten Nebelbank wie mit einem silbernen Bande umschlungen. — Mein Jang wußte, daß er die ersten Stunden auf Morgenritten mich niemals stören durfte, und so ritten wir denn stillschweigend in scharfem Trabe auf den damals noch schlechten Wegen einher. Die schöne, breite Fahrstraße, die der unglückliche letzte chinesische General von Tsing-tau, Tschan, noch hatte bauen lassen, lief bald in unfahrbare, steinige und holperige Fußpfade aus. Die Gegend, durch die wir zogen, war öde und unfruchtbar, die Dörfchen ärmlich und klein. In Tsan-k'ou traf ich die letzten deutschen Soldaten, die auf Übung auszogen. Ein letzter deutscher Gruß dem Offizier, den ich kannte — und ich hatte Abschied genommen für einige Monate, vielleicht auf Jahre von lieben Landsleuten, von europäischen Sitten und europäischem Leben. — —

Ich war abends schon früh in Kiau-tschou und stieg dort in der katholischen Missionsstation ab. Fast alle Reisenden, die in den letzten

*) „Jang" heißt zu deutsch Schaf.



Gebirgslandschaft aus dem Lauschan.

Jahren Schantung besucht, haben die Gastfreundschaft der katholischen deutschen Missionare genossen, die im südlichen Schantung in allen größeren Orten beinahe Stationen errichtet. Den Herren that die freundliche Aufnahme wohl. Hier konnten sie sich über Land und Leute erkundigen, von hier aus konnten sie Ausflüge machen in die Gegenden, die ihnen als mineralreich, als gewinnversprechend angegeben wurden. Wie überall die Missionare die Pioniere der Kultur geworden, so auch in Schantung. Ich bin überzeugt, daß jeder Ingenieur und Kaufmann, der mit ihnen zusammengekommen, das selbstlose Wirken der katholischen deutschen Missionare achtet und lobt. Mancher hat ja auch in der Öffentlichkeit diese seine Gesinnung kundgethan. Wenn man auch in den katholischen Missionsstationen nicht mehr die Bequemlichkeiten der europäischen Hafenstädte findet — die Häuser sind meistens chinesisch, die Einrichtung ist chinesisch, das Essen ist chinesisch, auch das Bett, die Pritsche, ist chinesisch —, so ist man doch bei Landsleuten, zu denen man sich in fremden Landen immer hingezogen fühlt.

Die erste Nacht auf der Pritsche ist nicht angenehm. Die müden Glieder ruhen auf den harten Brettern nicht aus.

Kiau-tschou ist die erste chinesische Stadt, die wir betreten. Obgleich dieselbe aber nun schon so lange von der Sonne Deutsch-Chinas beschienen wird, hat sie doch ihr chinesisches Aussehen behalten. Eine hohe Mauer mit vier festen Thoren umgibt die innere Stadt, weite Vorstädte mit Lehmwällen umlagern dieselbe. Die Straßen sind eng, schmutzig, holperig, die Häuser klein, alle einstöckig und nicht wohlhabend und schön. Interessant sind einige Götzentempel und das Jamen (Regierungsgebäude) des Präfekten. Die Missionare wie die Bahningenieure haben sich in den Vorstädten angesiedelt.*)

Kiau-tschou war früher bedeutend durch seinen Handel. Seitdem aber die Bucht sehr versandet ist, hat der Handel gelitten. Bekannt in ganz China sind die Silber- und Kupferschmiede aus Kiau-tschou, sowie die Papiertapeten, die hier gedruckt und in ganz Schantung und weiter hinaus verschickt werden. Die Kunstfertigkeit der Kupferschmiede ist bewundernswert. Hier werden die Opiumpfeifen, die Wasserpfeifen gemacht, hier werden die künstlichen Räuchergefäße aus Weißkupfer geschlagen. Ich habe seiner Zeit versucht, europäische Silberservice, Messer, Gabeln, Serviettenringe und dergl. machen zu lassen. Dieselben erregten allgemeines

*) In neuester Zeit hat man mit dem Baue von Kasernen begonnen, in welche deutsches Militär gelegt wird. Von Seiten der Eisenbahn wurden ebenfalls neue, europäische Bauten aufgeführt.

Staunen in Tsing-tau, zumal damals der Geldwert noch ein größerer und die Preise deshalb sehr gering waren.

Am folgenden Tage setzte ich meine Reise über Kau-mi fort. Mein Gepäck ließ ich auf einem Wagen nachfahren. Des Wagens herrliches Gespann bestand aus einem Maulesel, einem Pferde, „das sich auf dieser Tour herausfressen sollte", und einem Esel, der sich gar zu oft durch jämmerliches Schreien über die Hiebe beschwerte, die seinem Gesellen gebührten. Es fiel mir auf, daß das Volk in den Dörfern, die ich passierte, recht unfreundlich war. Vor mir waren mehrmals deutsche Ingenieure und Bergbeamte hier angegriffen worden, und deutsches Militär hatte hier schon mit den Gewehrkolben Ordnung schaffen müssen. Auch der Bahnbau hat hier böses Blut gemacht. Das Volk war nicht aufgeklärt genug und suchte sich deshalb dem Bahnbau zu widersetzen. Es war das deshalb ausgezeichnetes Terrain für die Boxer, die denn auch später in diesen Gegenden gründlich aufblühten und hausten.

Die schönen Kosenamen, die man uns Europäern gewöhnlich gibt, „Jan-kui-tze" — „europäischer Teufel", „Jan-kou" — „europäischer Hund", waren in den Dörfern die Begrüßung. Wie uns die Chinesen anfangs als unschön vorkommen, so wir auch den Zopfmännern. Die enge europäische Kleidung, das kurz geschnittene Haar, der starke Bart, die vielfach großen Gesichtserker und die schwarzen Stiefel oder Gamaschen erinnern den phantasie- und blumenreichen Drachensohn an gewisse Tiere. Wenn er nur nicht dieser Phantasie manchmal zu viel Luft machte! Die katholischen Missionare schützen sich etwas gegen die Schimpfreden, indem sie vollständig chinesische Kleidung tragen. Selbst der Zopf darf nicht fehlen, und wenn auch manchmal einer ist, „dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf von hinten hing", in den meisten Fällen ist es doch angenehm und gut für den Missionar, daß er sich chinesisch kleidet. Auch ich trug mich chinesisch und konnte auch darüber öfter bei besseren Leuten auf meiner Reise günstige Urteile hören.

Als ich mittags in einer Herberge abstieg, hatte man heimlich in einem Bündel, das hinten auf dem Wagen festgebunden war, Feuer angelegt, und als ich eine Strecke weit gefahren, schlug die Flamme plötzlich lichterloh an dem Wagen empor. Man hatte aber das Gepäck des armen Lohnkutschers angezündet anstatt des meinigen.

Die Felder sind hinter Kiau-tschou besser bestellt und fruchtbarer als in der Nähe Tsing-taus. Das Land ist anfangs hügelich, dann aber eben und wird in den Sommermonaten vielfach unter Wasser stehen. Die Bauern haben hier ihre Felder erhöht, indem sie rings um dieselben



Tempel in Kiautschou.

tiefe Gräben aufgeworfen haben. Der See, der auf vielen Karten dieser Gegend gezeichnet ist, existiert nicht. Wahrscheinlich hat ein Reisender zur Regenzeit diese Gegend gesehen und deshalb den See gezeichnet. Ich mußte einige Flüsse durchreiten, die ein riesiges, mehrere Kilometer breites Überschwemmungsgebiet hatten, das durch die angeschwemmten Sandmassen vollständig unfruchtbar geworden. Solcher Flüsse gibt es in Schantung viele. Für die Eisenbahn bilden sie sicher einen Grund mancher Sorgen und großer Kosten. Im Winter sind sie fast ausgetrocknet, im Sommer schwellen sie zu reißenden Strömen an.



Wirt.

Die Präfekturstadt Kau-mi ist in jeder Beziehung unbedeutend. Ich durchritt dieselbe und übernachtete 20 Kilometer jenseits in einem kleinen Dörfchen.

So wäre ich denn auch einmal in einem chinesischen Hotel angekommen, von welchem ich früher in Schanghai schon so viel Schönes gehört. Gasthaus „zum langen Leben" hieß dasselbe sogar.

Kommt man nach China, so möchte man gern schon in den ersten Tagen alles wissen, was man von dem geheimnisvollen Lande wissen kann, wenigstens mir ging das so. Was ich auf dem Schiffe von China gesehen, die armseligen Hütten und die schwarzen Khulis, die unsern „Bayern" mit Kohlen versahen, hatte mir nicht recht gefallen. Wie diese Kerle so verschmitzt und verschlagen ausschauen konnten! In Schang-hai aber mußte ich die sauberen Burschen bewundern, die wie bunte Schmetterlinge flink und geräuschlos durch die properen Straßen huschten. Die Thore des „himmlischen Reiches" gefielen mir ganz gut.

Auf meinen Exkursionen durch die Stadt begleitete mich meistens ein lieber alter Herr, der mir alles zeigte und erklärte, was zu sehen war. Ich hörte ihm so gerne zu, wenn er aus dem Märchenreiche erzählte, und dachte gar nicht daran, daß der gute Mann wegen seines langen Aufenthaltes im „blumigen Reiche der Mitte" auch gern in Blumen

sprach. „Gibt's denn im himmlischen Reiche auch Hotels? Und wie sehen sie aus?" fragte ich ihn eines Tages.

„Ja, es gibt Gasthäuser in China," gab mir der Herr zur Antwort. „Jedes größere Dorf hat sein Gasthaus. Und diese Häuser sind praktisch gebaut. Kommt man in solchem Hause an, so fährt oder reitet man direkt durch das weitgeöffnete Thor mitten in einen geräumigen Hof. Rings um diesen Hof liegen im Viereck die verschiedenen Gastzimmer. Die Stallungen sind äußerst luftig. Schon unter dem Thore weht Ihnen meist ein angenehmer Duft von lukullischen Gerichten entgegen, die vielfach in zierlicher und bunter Form auf dem Buffet rechts und links vom Thore aufpostiert sind. Wirt und vielleicht auch Wirtin empfangen den Gast mit ausgesuchtester Freundlichkeit; ein süßes, holdes Lächeln umspielt stets den Mund der braven Leute. Züchtig steht das jüngste Töchterlein am Buffet und bereitet mit zierlichen Händchen die Speisen. Sie wagt es nicht, die Augen aufzuschlagen. Angekommen im Hofe, eilen sofort ein oder zwei Kellner herbei, die Serviette auf der Schulter, und mit Bücklingen der verschiedensten Art helfen sie dem Gaste, dem „großen Manne" oder „großen alten Großvater" vom Wagen absteigen. Als Europäer erhalten Sie das beste Zimmer. Geschäftig wird Ihnen ein Kellner voraufeilen und noch einmal schnell mit seiner sauberen Serviette Tisch und Stühle reinigen. Alles glänzt und blinkt. Der Tisch glitzert im Sonnenschein, der freundlich durch die meist aus hygienischen Rücksichten geöffneten Fenster hineinlugt. Dann bringt ein anderer den aromatischten Thee, ein Thee, wie man ihn nur hier im Lande der Theestaude kennt. Zum Essen kann man 20, 30, ja 50 verschiedene Gerichte bestellen. Ein süßer Schlaf wird endlich Sie umfangen auf den biegsamen Sorghostengeln, und Sie werden nur träumen von dem Unterschiede zwischen dem „ungebildeten Europa" und dem „großen Reiche des Sohnes des Himmels". Rechnung und Preise sind mäßig."

Wem sollte da das Herz nicht aufgehen, zumal man China nur als Barbarenland kennt, wo man Kinder mordet und den Eltern zu ihren Lebzeiten — Särge kauft.

„Halt!" rief ich also, „ich fahre heute nicht weiter." Die Thore öffneten sich auch sofort und — ich fuhr hinein ins „lange Leben". Ein Teil meiner Schmerzen war jetzt schon vergessen. Wirklich, da lachten mir die vielen Gerichte entgegen unter dem Thore: Ochsenbraten, Hammelfleisch in Öl schwimmend, Kalkeier, Meertange, Seerosenwurzeln, Kohl, Zwiebeln, Knoblauch usw. Aber, aber — und damit fühlte ich auch schon wieder die Schmerzen in meinen geräderten Knochen — das reinliche Buffet?



Landschaft im Lauschangebirge.

Allerdings, alles glänzte in dem matten Scheine einer schmutzigen Öllampe; aber glänzte vor Schmutz. Der Wirt lächelte — grinste mir entgegen, sein Gesicht war in einem Jahre wohl mit Wasser nicht mehr in Berührung gekommen, und die Hände — na! Hinten in einer Ecke kauerte auch die „freundliche“ Wirtin, schmutzig wie ihre Umgebung, ein Bild, mit dem man Vögel hätte verscheuchen können.

Der Wagen hielt im Hofe. Ein „Kellner“ mit seiner „Serviette“ sprang mir entgegen: ein ungewaschener Bengel mit seinem Schnäuztüchlein auf der Schulter. Eilig lief er mir voran in den feinsten Salon. Es regnete noch, und der Hof stand unter Wasser. Gegen 50 Maulesel und Esel, die auch Gäste gebracht, trieben darin, das ist in dem „luftigen Stall“, ihr Unwesen und schrieen und balgten sich. Der Kellner rieb den Tisch ab mit seinem obigen Tüchlein, kratzte eiligst mit seinen Fingernägeln den dicksten Schmutz weg, und als das nicht half, holte er die Schaufel. All der Glanz von Öl und Schmutz und übriggebliebenen Speiseresten wurde abgekratzt. Dann kam ein zweiter Kellner und fegte den Boden mit einem mächtigen Reiserbesen, so daß ich ganz unsichtbar wurde mitten im Staube. Die „offenen Fenster“ fand ich vor, das Papier hing in Fetzen herunter. Die Tapete war schwarz und braun vom Rauch, und mitten auf der Wand hatten schlaflose Gäste ihre Malerkünste probiert. In der einen Ecke des Zimmers konnte ich abends durchs offene Dach astronomische Studien machen. Das „schöne Bett“, auf das ich mich so sehr gefreut, war hart, hart wie eine Pritsche. — Ach, um diese blumige Sprache des guten Schanghaier Herrn! Ich verlangte Thee. Sofort sprang der erste Kellner in seiner ölglänzenden Livree herbei und servierte den Thee. Schnell fegte er mit seiner obigen Serviette, die er, wie ich soeben gesehen, noch gerade draußen im Hofe in dem schmutzigen Regenwasser, in dem die Esel sich herumtrieben, gewaschen, in einer Tasse herum und wollte den Thee ausschütten. Aber jetzt war's mir genug. Appetit hatte ich keinen. Die Preise waren mäßig. Aber in diesem Hotel möchte ich nicht gerne „lange leben“.

4. Von Kau-mi bis Tsi-nan-fu.

Kohlenfelder, Wei-hsien, Rasttag, Ts'ing-tschou-fu, Tze-tschuän, Po-schan, Tschou-zuin.

Nicht weit hinter Kau-mi ist die Wasserscheide; die Landschaft ist hügelich. Ich mußte am folgenden Tage zwei mächtige Flüsse (Wei-ho und Pei-tang-ho) durchreiten. Die Vegetation wird immer üppiger, die Felder sind wohlbestellt und fruchtbar.

Gegen Abend kam ich in die Nähe der Stadt Wei-hsien, eine der bedeutendsten Handelsstädte Schantungs. Die Gegend hat für Tsing-tau besonderes Interesse wegen ihres Kohlenreichtums. In der Provinz hat man bis jetzt fünf größere Steinkohlenreviere nachgewiesen, von denen allein drei längs der Bahn von Tsing-tau nach Tsi-nan-fu, zwei im südlichen Schantung liegen. In der Umgegend von Wei-hsien sind durch europäische Ingenieure schon eine größere Anzahl Bohrlöcher und Versuchsschächte niedergebracht worden, durch welche abbauwürdige Kohlenflöze nachgewiesen wurden. (Siehe Kapitel 2, S. 59.) Die Kohle ist gut und



Auf der Reise mit Wagen.

sowohl für Hausbrand als Kesselfeuerung und sonstige industrielle Zwecke geeignet.

Hier sowie in anderen Kohlengegenden haben auch die Chinesen schon längst die schwarzen Diamanten gekannt und aus der Erde gewühlt. Ihre Methode ist aber so primitiv, daß großer Gewinn sich nicht erzielen ließ, und zugleich für europäischen Bergbau sehr hinderlich. Obgleich das Land so kohlenreich ist, werden dieselben doch nur wenig gebraucht. Die Kommunikationswege sind zu schlecht, daher der Transport zu beschwerlich und teuer. Daß wir im Kohlenreviere sind, sieht man an den schwerbeladenen Schubkarrenkarawanen, die ächzend und knarrend mühsam fortgeschoben werden. Ganze Herden von Mauleseln und Eseln werden an uns vorübergetrieben, die alle mit Säcken voll Kohlen befrachtet sind.

Am nächsten Vormittag ritt ich in Wei-hsien ein. Blühender Handel hat die Stadt reich gemacht. Sie ist eine der Hauptfabrikstädte für Pongees

und Baumwollenzeug, die sie in die Nachbarprovinzen versendet. Ihr Absatz nach Pe-king allein soll monatlich etwa 300,000 Tael (7—800,000 Mark) betragen. Sie ist auch ein Hauptstapelplatz für Tussahseide. Ihre ausländischen Waren bezieht die Stadt von Tschi-fu, dorthin schickt sie auch die inländischen Produkte, die viel nach Japan verschifft werden, besonders Strohflechtereien, Öl und Ölkuchen. Ich machte den Gastwirt, bei dem ich abstieg, darauf aufmerksam, daß man doch schneller die Waren von Tsing-tau beziehe (nach Tsing-tau $3^1/_2$ Tage, nach Tschi-fu 6 Tage). Er erwiderte, daß die Wege zu schlecht seien und man in Tsing-tau nicht alles und so billig kaufen könne. Er meinte auch, die Kaufleute fürchteten sich, nach Tsing-tau zu gehen. Mit der deutschen Bahn, die hier vorbeifährt, fällt der bedeutende Handel sicher Deutsch-China zu.

Ich hielt einen Rasttag hier, damit der Kutscher seinen Wagen wieder flicken konnte, der viel gelitten und die Weiterfahrt übers Gebirge nicht mehr aushalten konnte.

Am nächsten Tage erreichte ich T s'i n g-t s ch o u-f u. Ich mußte wieder durch mehrere Flüsse reiten. Der Weg war oft sehr schlecht, für den Wagen manchmal gefährlich. Ich hatte Mühe und Not, den Kutscher zu bewegen, daß er die 60 Kilometer fuhr. Hier und da, wenn der Wagen zu bedenkliche Schwankungen machte, mußte mein Diener denselben stützen. Ich hätte dann nicht Insasse des Wagens sein mögen.

Die Oberpräfektur Ts'ing-tschou-fu mit der gleichnamigen Stadt ist eines der interessantesten und längst kultivierten Distrikte der ganzen Provinz. Von hier ist die Mingdynastie ausgegangen, hier befinden sich noch die pyramidenähnlichen Grabhügel der ältesten Fürsten. Die alte Stadt, deren Wälle man noch hier und da erblickt, muß bedeutend größer gewesen sein als die jetzige, die etwa 30—40,000 Einwohner zählt. Im Südwesten sieht man noch die Ruinen des alten Mingpalastes. Die herrlichen Steinfiguren, die einst in diesem Palaste gestanden haben, liegen jetzt zerstreut und verfallen umher. Die Stadt trägt sonst, wie fast alle Orte des „blumigen Reiches“, den Stempel des Verfalles an sich: Ruinen, eingefallene Häuser, vernachlässigte Tempel. Und doch könnte sie blühen wie kaum eine andere Stadt! Das Land ist reich, seine Berge und Hügel bergen unermeßliche Schätze. Basalt, Granit, Marmor, Eisenstein und Kohlen liegen unberührt im Schoße der Erde. Sehr gutes Obst gedeiht hier und die Seidenraupenzucht ist hier im Schwunge. Woher doch diese Ruinen und dieser Verfall?

Ich machte einen Besuch bei dem katholischen Bischof, der hier seine Residenz und hauptsächlichsten Anstalten hat. Die Mission ist den franzö-

sischen Franziskanern zugeteilt. Auch die protestantischen Missionen, Engländer und Amerikaner, haben blühende Anstalten hier.

Als nächstes Reiseziel hatte ich mir die Stadt Tze-tschuän gesteckt, was ich auch leicht erreichte. Wieder mußte ich gewaltige Flußbette durchreiten. Unweit von Ts'ing-tschou-fu kam ich an einer Stadt vorbei, die nur von Mandschu bewohnt ist und als Garnison dient. So hat es die jetzige Herrscherfamilie verstanden, mitten im Lande zerstreut sich feste, sichere Punkte zu bilden, die mit ihren eigenen Leuten besetzt sind. Ähnlich vergibt sie auch die bedeutendsten Beamtenstellen gern an Leute ihres Stammes.

Von hier ist ein Abstecher in das Po-schanthal sehr lohnend. Da ich dasselbe schon früher einmal besucht, ritt ich diesmal geraden Weges auf Tsi-nan-fu zu. Für den Reisenden, der Schantung sehen will, ist aber gerade dieses Thal mit seiner reichen Industrie wichtig. Hier werden sehr gute Kohlen gegraben. Das kleine Städtchen Po-schan erinnerte mich an Industrieorte Deutschlands. Hier kennt man die Glasfabrikation, hier werden Töpferwaren in großen Öfen verfertigt. Krystallhelles Wasser treibt die klappernden Mühlen; eine künstliche Bogenbrücke, schöne Tempel, die reizend, wie Villen an die Berge angebaut sind, zeugen von Kunstsinn und Wohlhabenheit. Ein einziger fast ununterbrochener Zug von Schubkarren und Mauleselkarren bringt die Waren und Kohlen in die benachbarten Städte.

Zu den bedeutendsten Orten auf der Strecke nach Tsi-nan-fu gehört Tschou-zuin, der Seidenmarkt Schantungs, den ich am folgenden Tage erreichte. Für Tsing-tau wird dieser Ort einmal große Bedeutung bekommen.

Tschou-zuin bezieht seinen Bedarf an Seide, besonders gelber Seide, aus den Bezirken Mung-jn, J-schui, T'ai-an, J-tschou, T'eng-hsien, Sin-t'ai und Lä-u. In unmittelbarer Nähe wird die Seide des Eichenspinners, in vorzüglicher Qualität fabriziert. Die Seide wird bis jetzt meistens nach Tschi-fu gebracht, geht aber viel von hier in die westlicheren Provinzen. Außer Seidengeweben produziert Tschou-zuin viel Baumwollstoffe, Seidengarn, Schnüre, ferner Filzmützen, Schuhe zum Gebrauche für Chinesen. Anderntteils ist das „Dorf" auch wieder der Stapelplatz für europäische Waren, wie Baumwollgarn, Eisen, Petroleum, Zündhölzchen u. a. Sein Handel soll sich auf c. 15 Millionen Tael (c. 40 Millionen Mark) jährlich belaufen. Für Tsing-tau wird der Ort große Bedeutung bekommen, da er eine Station der Schantungbahn werden wird.

Noch eine Tagereise und ich war in die Nähe der Hauptstadt gekommen.

5. Tsi-nan-fu, die Hauptstadt Schantungs.

Ankunft, Jung-fu, katholische Missionsstation, die Stadt, Mandarinate, Ämter in China, Handel, See.

Sechs Tage hatte ich gebraucht, um von Kiau-tschou nach Tsi-nan-fu zu kommen. Die Sonne neigte schon sehr zum Westen, als ich mich der Hauptstadt näherte. Ich hatte meinem Wagenführer ein Trinkgeld versprochen, wenn er mich noch vor Sonnenuntergang nach der Stadt bringen würde, und unbarmherziger als sonst schlug er deshalb auf das Dreigespann los. Umsonst, es gelang dem Chinesen nicht, mit der Peitsche größere Geläufigkeit in die Maulesel- und Eselbeine zu bringen. Ich war des Reitens müde und setzte mich deshalb in aller Ruhe außerhalb des überdachten „Marterkarrens“ auf die Deichselstange und genoß die frische Abendluft. An dem belebteren Straßenverkehr konnte man merken, daß wir nicht weit mehr von der Stadt uns befanden. Schwerfällige Bauern, gestriegelte Studenten, ehrwürdige Gelehrte zogen eilends an uns vorüber; sie hatten Geschäfte und Einkäufe in der Stadt besorgt und trugen die gekauften Waren in dem auf Reisen unvermeidlichen Sacke (ta-tze) auf den Schultern. Auch einige „Droschken“, noch schlechter als die meinige, rumpelten an mir vorüber, dichtgedrängt voll Menschen, die sich ihrer Oberkleider entledigt und wie Schweinchen zusammengepfercht lagen. Khulis, Schubkarrenzieher, Lastenträger strengten sich noch einmal gründlich an, um vor dem Dunkel der Nacht die Stadt zu erreichen. Auch ein Häuflein „Kavalleristen“ schlenderte an uns im Gänsemarsch vorüber. Die mageren Streitrosse ließen die Köpfe fast bis auf den Boden hängen, und mancher ihrer Reiter schlief im Sattel den Schlaf der Gerechten. Immerhin kamen sie mir noch zuvor.

Endlich war Tsi-nan-fu selbst in Sicht. Noch ein für mein Gespann fast unüberwindlicher Sandweg, dann waren wir vor den Mauern der östlichen Vorstadt. Ich wollte in der westlichen Vorstadt absteigen und wählte, um die holperigen Straßen der Stadt und Zusammenstöße in der Abendstunde zu vermeiden, den schöneren Weg außerhalb der Stadtmauern.

Wie in europäischen Hafenstädten und Bahnhöfen die Hoteldiener auf Gäste warten, so auch hier. Ein gerade nicht appetitlich aussehender Mensch stellte sich als Diener des „größten Hotels“ — „Jung Fu“, „Zum ewigen Glücke“, hieß es — vor und begleitete mich dorthin. Ich stieg denn auch im „Ewigen Glücke“ ab. Ja, das war einmal wieder chinesische Höflichkeit, wie man sie nur in den Großstädten findet! Ein ganzes Rudel schmutziger Boys empfing mich am Thore, das beste Zimmer wurde

mir eingeräumt; schnell wurde gekehrt, der Tisch gesäubert, die Bettmatte ausgestäubt; überall sah man die ölglänzenden Livreen der hin- und hereilenden Diener.

Ich war mir bewußt, daß ich für solche Höflichkeit auch höflich bezahlen mußte, aber als „großer Mann“ mußte ich entsprechend leben und besonders gut essen. Ich bestellte dann ein Essen zu 8 Gerichten für 1,50 Mark, das ich aber meinem Diener und Kutscher anbot, die sich auf dieser Reise sehr angestrengt hatten. Wie funkelten dem alten Kameraden die kleinen Schlitzäuglein ob all des Guten, das ihm heute zu teil wurde!



Herberge in Tsinanfu.

Ohne ein Wort zu sprechen, weltvergessen, schlürften sie alles herunter.

In Tsi-nan-fu ist der Sitz des katholischen Franziskanerbischofs Mgr. de Marchi. Ich hatte absichtlich am späten Abend nicht dort vorfahren wollen, um nicht zu stören. Aber der liebe, freundliche Bischof hatte doch von meiner Ankunft gehört und schickte mir um 9 Uhr abends noch einen Diener, um mich abzuholen. Ein echter Sohn des hl. Franziskus, dieser greise, ehrwürdige italienische Bischof! Er ist schon mehr als 30 Jahre in China thätig und niemals während dieser Zeit in Europa gewesen. Wieviel Arbeit und Sorgen und Leiden bergen diese Jahre! Soeben waren die ersten Vorstöße der „Großen Messersekte“ in seinem Vikariate

gegen einzelne Christengemeinden geschehen, und mit tiefbekümmertem Herzen erzählte mir der greise Vater von den schweren Leiden seiner geistigen Kinder. Einige Wochen später war schon ein großer Teil seiner Mission völlig zerstört. Obgleich selbst so arm, daß er nur das Notwendigste zum Lebensunterhalte hat, mußte er viele Hundert flüchtiger Christen noch bei sich aufnehmen. Er schrieb mir damals, daß er 3000 Tael (etwa 8000 Mark) habe leihen müssen. Sein sonst schon schwaches Augenlicht ist seitdem vor Kummer und Thränen fast erloschen.

Für mich war es angenehm, wieder einmal bei freundlichen Menschen, in freundlicher Wohnung zuzubringen. Am folgenden Morgen zeigte mir ein Pater die Residenz. Die Kathedrale ist recht schön und geräumig, aber ärmlich. Neben der Kirche befindet sich die Wohnung des Bischofs, nebst einigen Zimmern für Missionare und ein großes Seminar, in dem etwa 20 Seminaristen sich auf die Priesterweihe vorbereiten. (Die Mission hat nur wenige europäische Missionare und ist dazu sehr arm, so daß sie sich unmöglich sehr entfalten kann.) Unweit, jenseits der Straße, befindet sich ein Mädchenwaisenhaus, das von chinesischen Jungfrauen geleitet wird und mir durch seine Reinlichkeit imponierte. Europäische Schwestern sind nämlich bis jetzt noch an keinem Ort im Innern Schantungs, und für sie müssen deshalb chinesische Mädchen, die zwar keine Gelübde ablegen, aber doch unter bestimmter Regel leben, die Stelle von Lehrerinnen und Erzieherinnen einnehmen.

Nach dem Mittagessen machte ich in Begleitung eines Chinesen einen Ausgang in die Stadt.

Tsi-nan-fu ist die Hauptstadt der ganzen Provinz Schantung. (Sie liegt 36 Gr. 50 M. nördl. Breite und 117 Gr. östl. Länge.) Ich hatte erwartet, hier, wo der Gouverneur und ein ganzes Heer von Beamten sich aufhalten, mehr Ordnung und Reinlichkeit zu finden. Aber nein, dieselben holprigen Straßen, dieselben Häuser, derselbe Schmutz wie in anderen Städten des „blumigen Reiches“ sind auch hier zu finden. Und doch könnte diese Stadt ein kleines Paradies sein. Das schönste Wasser quillt überall aus der Erde, wo man danach gräbt, das Klima ist gesund, die Lage am Fuße der malerischen Li-schanberge und in der Nähe des Hoang-ho entzückend. Das Land ist auch fruchtbar, Getreide, Gemüse wachsen reichlich, und alle Arten von Obst kann man dort in Hülle und Fülle ziehen. Im Missionsgarten sah ich reife Feigen, die Pfirsiche, Aprikosen und Mandarinen sollen ausgezeichnet gedeihen, den Wein ziehen die Patres selbst. Die beste Birne Chinas, die Phei-tsch'engbirne, wächst dort, Maulbeerbäume gedeihen gut, Baumwolle wird viel gezogen. Un-



Der Präfekt von Kiautschou und seine Beamten.

verzeihlich ist es, daß die Chinesen einen solchen Ort derart verkommen lassen. Für Reize der Natur hat aber der Durchschnittszopfträger wenig Sinn.

Die Stadt hat 70 Mandarinate. Hier residiert der Gouverneur (jetzt der in letzter Zeit oft genannte Juen-schi-k'ai), der Provinzial-Schatzmeister, -Richter, -Examinator, ein Tau-tai, ein Präfekt usw. Eine unheimliche Zahl von Stellenjägern hat sich hier niedergelassen, schmiedet Intriguen und jagt nach Ämtern. Daher wohl auch die große Zahl von blühenden Pfandhäusern, in denen dieser vornehme Pöbel Hab und Gut verpfändet und pumpt, so lange bis er eine Goldmine in irgend einem Amte gefunden. Bekanntlich sind in China fast alle Stellen käuflich, und nur käuflich. Ein mittelmäßiger Präfektenposten kostet 10—20,000 Tael. So kommt es, daß unermeßliche Silberberge gerade in den Provinzialhauptstädten aufgehäuft sind, wo alle höheren Ämter verteilt werden. Ein Glück, daß man auch in Pe-king Geld braucht und von Zeit zu Zeit hier etwas „leiht".

Das alte, schöne System, das Verdienst und Fähigkeit belohnte, steht nur noch auf dem Papier. Leute, die sich vom gewöhnlichen Arbeiter oder Bauern zu den höchsten Ämtern und Würden emporschwingen, sind sehr selten geworden. Und auch sie müssen in den höheren Regionen Geld haben, sonst nützen ihnen alle Fähigkeiten nichts. Im allgemeinen werden also die Ämter verkauft. Daher gibt es denn auch nur wenige Beamten, die sich nicht selbst wieder bestechen lassen. Sogar der frühere Gouverneur L., der überall, besonders bei der Kaiserin, den Namen eines ehrlichen Menschen hatte, „der nie Geld erpreßte", war ein Erzschurke in dieser Beziehung. Als ich einmal bei einem Mandarin über die bekannte Redlichkeit dieses Gouverneurs sprach, sagte mir dieser: „Jawohl, er nimmt selbst kein Geld an, aber er will, daß man dasselbe seiner Familie zusende, die dann Briefe schreiben mit den erbetenen Empfehlungen."

Dieses Bestechungswesen ist einer der Gründe des heutigen Verfalles des Reiches. Jeder Beamte ist nämlich dadurch wieder gezwungen, Geld aus dem Volke zu erpressen. Er hat als Mandarin zwar den Namen „Vater und Mutter des Volkes" (Fu-mu), aber diese Väter und Mütter leben auch nicht von der Luft. Das Jahresgehalt, das der Kaiser ausbezahlt, reicht nicht für einen Monat aus. Und dieses gelangt gar nicht mehr in die Hände der Mandarine, mit Ausnahme der Soldatenmandarine, die wenigstens den Soldatentribut erhalten. Das Silber bleibt unterwegs an den langen Nägeln der Vorgesetzten hängen. Der betreffende Beamte hat nur eine Quittung für erhaltenen Lohn einzureichen. Ebenso muß er



Pagode in Tsinanfu.

bei Antritt seines Amtes Silber an alle höheren Vorgesetzten bezahlen, die er besuchen muß; desgleichen bei dem Wechsel der vier Jahreszeiten, an Geburtstagen usw. Wenn ein schweres Verbrechen, z. B. ein Mord, in seinem Distrikte vorgekommen ist, so kann er seine Absetzung wieder nur durch Silber verhüten. Wird er von höheren Beamten besucht, muß er „Reisegeld“ stellen.

Woher aber all dieses Silber nehmen? Aus dem Volke. Drei Jahre Mandarin sein genügt für gewöhnlich, um sorgenlos leben und sterben zu können. So hat z. B. ein hoher mir bekannter Mandarin ein Gehalt von 3—5000 Tael und ein Jahreseinkommen von 60—100,000 Tael. Der Mandarin erpreßt ungerechte Steuern, läßt sich in Prozessen bestechen und verkauft seine Unterbeamtenstellen. Die Soldatenmandarine, die schlechter gestellt sind, weil sie kein Volk zu regieren haben, unterschlagen die Lohngelder der Soldaten. Sie sollen z. B. 100 Soldaten haben und erhalten dafür Tributgeld, haben aber in Wirklichkeit nur 30—50.

Es wäre ein Glück für das arme Volk, wenn es von diesen „Vätern“ befreit würde. Ein weniger sklavisch gesinntes Volk würde längst gegen solche Erpressungen sich erhoben haben. Die verschiedenen regierungsfeindlichen Sekten gewinnen daher auch leicht Mitglieder.

An all das erinnerte ich mich, als ich hier die vielen Mandarine oder Volkschinder sah, die mit mehr oder weniger großem Aufzuge durch die Straßen zogen und ihre Ehrentitel auf Holztafeln gemalt vor sich hertragen ließen. Überhaupt herrschte reges Leben hier. Die Menschen scheinen sich gegenseitig Preise ablaufen zu wollen, so eilig, so beschäftigt waren sie. Das Leben scheint auch vornehmer zu sein als in anderen Städten. Stutzer und Gigerl stolzierten häufiger als sonst an mir vorüber.

Handel und Industrie sind in Tsi-nan-fu bedeutend. Ich sah da neben allen chinesischen Gewerben und Handelshäusern die schönsten „europäischen Geschäfte“, d. h. Geschäfte, in denen man europäische Sachen, wie Champagner, Bier, kondensierte Milch, Butter, Früchte, Baumwollstoffe, Lampen, Uhren, Spieldosen, Waffen, Cigaretten, Zündhölzer, Schirme usw., kaufen konnte. Fast überall fand ich aber zu meinem Erstaunen das „made in Japan“ an den Waren.

Besonders reich ist die Stadt, wie ich schon oben sagte, an Herbergen; ebenso zahlreich sind die feinsten Theehäuser und die gemeinsten Garküchen. Die vielen Stellenjäger, die vielen Prozeßbrüder, die hier an den höheren Instanzen Recht suchen, finden darin ihr Unterkommen.

Den schönsten Ausflugsort, der auch von vornehmen Chinesen besucht wird, bildet ein kleiner See im Norden der Stadt. Wenn wir an chine-

sischen Vergnügungsorten keine Reinlichkeit und Ordnung erwarten dürfen, so war ich um so mehr erstaunt, hier etwas mehr zu finden. Ich fuhr einige Zeit auf dem krystallhellen Wasser umher zwischen kleinen grünen Inselchen und weißen Seerosen, unter Brücken und Pavillons hindurch, um dann in einem der niedlichen Pavillons mitten im See eine Tasse Thee zu trinken.

Wenn in einigen Jahren die deutsche Schantungeisenbahn bis Tsi-nan-fu geht, wird diese Stadt und ihre Umgebung ein besuchter Ausflugsort für Europäer werden, die hier ebensogut wie in Japan ihre Gesundheit wiederherstellen können. Ich konnte diesmal die umgebenden Berge Tsi-nan-fus nicht besuchen. Im Kreise einiger chinesischen Missionare verbrachte ich den Abend und reiste am frühen Morgen gen Süden weiter nach Jen-tschou-fu.



IV.

Im südlichen Schantung.

1. Zum heiligen T'ai-an-schan.

Christliche Gemeinde, Pilger, kleines Abenteuer, Lampenfest, Tai-an-Stadt, kaiserlicher Tempel, englische Missionsanstalt, Aufstieg auf den Berg, Bonzen und Bonzinnen, Abstieg, Bettler.

Einer der interessantesten Punkte in der Provinz Schantung ist unstreitig der „T'ai-an-schan", der heilige Berg Chinas, wörtlich der „erhabene Berg". Während der Neujahrszeit des Jahres Kuang-sü 25 machte ich die Reise von Jen-tschou-fu nach Tsing-tau, und da der südliche Weg über Mung-jn, J-schui, Tjü-tschou unruhig war, entschloß ich mich zu dem nördlichen über T'ai-an-fu, um auch zugleich den berühmten T'ai-an-schan zu sehen.

Am ersten Tage legte ich 80 Kilometer zu Pferde zurück und traf abends in der katholischen Christengemeinde Maen-tschuang ein. Ich war vorher nie in einer alten christlichen Gemeinde gewesen; hier hatte ich Gelegenheit, eine solche zu sehen. Dieselbe besteht schon seit mehreren hundert Jahren und hat sich in allen Stürmen der Verfolgung und Rebellion gut gehalten. Die Kinder spielten auf der Straße, als sie mich mit meinem Pferd gewahrten. Welch eine Freude erweckte mein Erscheinen, die ganze Gemeinde eilte herbei, mich zu begrüßen. Ich mußte erzählen bis gegen Mitternacht.

Ich wollte am folgenden Tage weiterreisen, doch das wurde mir unmöglich gemacht. Die guten Leute baten mich inständig, bei ihnen noch einige Tage zu ruhen, so daß ich bleiben mußte, wenigstens bis zum folgenden Tage. Es gefiel mir sehr gut bei diesen Leuten. Aus ihren

Unterredungen, aus ihrem ganzen Benehmen konnte ich etwas Solides, Gediegenes herauslesen, das ihnen der christliche Glaube seit Jahrhunderten gegeben. Die Leute sehen nur selten ihren Missionar, einen chinesischen Franziskaner, der viele Gemeinden zu pastorieren hat und deshalb einzelne Stationen nur selten besuchen kann. Aber ich staunte über die Ordnung beim Gottesdienst, über die Erfahrenheit in religiösen Dingen. Ein Vorsteher regiert in Abwesenheit des Missionars die Gemeinde. Jeder Morgen und jeder Abend eint die Gemeinde zum Morgen- und Abendgebet in der Kirche. Sonntags wird eine geistliche Lesung gehalten. Jedes Jahr hält der Missionar eine Mission ab, in der die Sakramente gespendet werden. Die Knaben besuchen eine Schule, in der sie neben Katechismus auch chinesische Klassiker studieren. Die Mädchen erhalten von einer der Katechistinnen aus dem Dorfe Unterricht. Man sagt so oft, der Chinese könne kein guter Christ sein; solche gedankenlose Schwätzer sollten das Leben dieser Altchristen einmal studieren, ehe sie ein solches Urteil sprechen. Ich wundere mich nur, wie diese einfachen Leute, die viel zu leiden hatten im Laufe des Jahrhunderts, so standhaft geblieben in ihrem Glauben und so treu die Gebote Gottes und der katholischen Kirche halten.

Als ich dann am zweiten Tage aufbrach, begleiteten mich alle Männer bis vors Dorf und nahmen dort von mir Abschied. In der Nähe des Dorfes kam ich an dem Hügel vorbei, auf dem vor etwa 40 Jahren ein italienischer Franziskanerpater von den „langhaarigen" Rebellen ermordet wurde. Schon sobald ich das Dorf verließ, sah ich mich inmitten einer ganzen Schar Leute, die ebenfalls nach T'ai-an-schan zogen. Es waren Pilger. (Der erste Monat ist der Monat der Pilgerfahrten.) Müde und abgemattet zogen die Leute einher, über und über mit Staub bedeckt. Ganze Karawanen von Schubkarren, mit Gepäck und alten Weibern beladen, wurden hinterher geschoben. Viele dieser Pilger waren schon seit zehn Tagen auf der Reise. Ein Büßer fiel mir am meisten auf, der sich eine eiserne Schlinge mit langer Kette in die Brust geschlagen. Mit offenen Kleidern zog er daher, während ein kleiner Knabe vor ihm laut den Tamtam schlug und seine Tugenden pries.

Von weitem sah ich den T'ai-an-schan vor mir liegen, der sich wie ein gewaltiger zottiger Riese, 4500 Fuß hoch, mitten auf der Ebene erhebt. Er hatte heute einen grauen Nebelhut schief und wetterwendisch auf den Kopf gesetzt und schien etwas zu grollen, vielleicht weil dieses Jahr nur wenige Pilger ihn besuchten. Wie weiße Haarkränze quollen unter dem filzigen Hute einzelne Schneemassen und zu Eis erstarrte Wasserfälle hervor.



Inschriften auf dem T'aianschan.

Tröste dich, Alter, die deutsche Eisenbahn ist bald gebaut, und dann werden Besucher selbst von den kleinen Tributstaaten und Inseln aus dem Westen zu dir kommen, fröhliche Gäste, die unter deinem ehrwürdigen Schutz Erholung und Abspannung suchen! Je näher ich der Stadt kam, um so größer wurden die Volksmassen. Die jungen Mädchen und Frauen aus der ganzen Gegend schienen heute in die Stadt zu trippeln; alle im Sonntagsstaat, mit knallroter Hose, blauen Röcken, buntgestickten Schuhen und Blumen im pechschwarzen Haar. Sie hatten in der Einsamkeit ihrer Dörfer wohl auch nie einen „europäischen Teufel" gesehen und scheuten sich auch nicht, einmal gründlich dieses Meerwunder anzuschauen. Mir wäre



Kinder mit Fakel.

es bei all dem Schwatzen und Kichern beinahe schlecht gegangen; mein Pferd hatte noch nie einen solchen Aufzug gesehen, scheute vor den roten Hosen, und ehe ich mich's versah, ging es in gestrecktem Galopp mit mir durch. Da ich ganz sorglos geritten war, selbst ohne die Füße im Steigbügel zu haben, verlor ich die Schuhe, die Mütze flog in großem Bogen ins Feld und ich selbst rutschte dem Pferde auf den Hals. Im letzten Augenblick konnte ich das Tier noch halten; einige Schritte weiter und ich wäre abgefallen. — Doch was war denn eigentlich los heute am 15. des 1. Monats? Es war Lampenfest, eine Art Kirmes oder religiöser Karneval. Ich merkte dies, als ich das Stadtthor betrat. Männer in Frauenkleidern, Kinder mit Tierfratzen, Jünglinge mit roten Verbrecherkleidern lie-

fen umher; die Straße war mit Papierfetzen überhangen; papierne Triumphbogen waren errichtet, an denen komische Lampen hingen. Jedes Haus war mit einer Laterne geschmückt, eine reizender und komischer als die andere. Da zappelten hoch in der Luft zwei weiße Böcke, die abends beim Anbrennen der Kerzen immer mit den Köpfen aneinanderstießen, dort hingen Hampelmänner, die beim Lampenschein Grimassen schnitten. Ein Heidenlärm herrschte auf der Straße und ein Gedränge, daß ich Mühe hatte, mich ungeschoren bis zum katholischen Missionshause durchzudrücken.

Ich fand auch hier sehr gastliche Aufnahme, leider war der chinesische Pater am Tage vorher zu einem Kranken, 100 km. von dort entfernt, gerufen worden. Ein alter chinesischer Katechist leitete das hiesige Haus. Am Nachmittage machte ich in Begleitung des Katechisten den Sehenswürdigkeiten der Stadt einen Besuch. Die Stadt T'ai-an-fu liegt am Fuße des heiligen Berges und ist Sitz eines Präfekten und Unterpräfekten. Die Stadt will eine 4000jährige Chronik besitzen, Kaiser Jau soll sie erbaut haben und von ihm will man auch noch Denkmäler besitzen. Die Stadt ist, schmutzig, wie fast jede Stadt des „himmlischen Reiches", hat aber Berühmtheit erlangt durch den Sitz der „alten Großmutter" „Nene", die auf der Spitze des Berges thront. Es ist dies die Mutter des chinesischen Götzen Jü-huan. Sie ist auch die Zuflucht der unzähligen Pilger, die in den ersten 4 Monaten des Jahres hierhin wallen. In früheren Jahren zählte man oft 300—400,000 Menschen, die den Berg bestiegen, jetzt ist ihre Zahl auf 100,000 und weniger heruntergegangen. Die Stadt hat Hunderte von Tempeln, die augenblicklich geziert und geschmückt sind. Ich besuchte zunächst den kaiserlichen Tempel, ein kaiserliches Schloß, wie es deren in Schantung mehrere gibt, aber selten so gut erhalten wie dieses. Der chinesische Kaiser, als Sohn des Himmels, muß immer in eigenen Wohnungen übernachten, und überall dort, wo die alten Kaiser Reisen gemacht, sind solche Schlösser gebaut, oft mit ganz kolossalen Ausgaben. Jetzt zeigen meist nur elende Ruinen die Reste von Prunk und Macht vergangener Zeiten. Ich nenne dieses Schloß den kaiserlichen Tempel weil es jetzt mit einer Unmasse von Götzenbildern, überladen ist, vor denen auch in dieser Zeit geopfert wird. Der Bau ist großartig und zeigt uns wieder die hohe Entwickelung chinesischer Kunst früherer Zeiten. Er ist dem Kaiserpalast in Pe-king nachgeahmt und nur 1 Fuß niedriger als dieser. Aber wie alles in China verfällt, so auch seine Kunstdenkmäler. Im gemeinen Sinnen nach Geld und Reichtum hat der gelbe Zopfmann jedes Ideal verloren, und so wird denn

auch dieser Bau nicht lange mehr zusammenhalten; schon sind mehrere Häuser ruinenartig, das gelbe Porzellandach ist schadhaft und läßt Regen durch, manche Balken und Säulen scheinen morsch zu sein, und alles ist mit Jahrhunderte altem Schmutz bedeckt. Unwillkürlich bedauert man dieses Volk und sagt sich wieder, daß es selbst wie diese Altertümer dem Verfall geweiht ist.

Eine hohe Mauer umgibt das Schloß mit einem 25 Morgen großen Park. Alte Cypressenalleen führen zu den Hauptgebäuden hin, 5—6 m hohe und 2—3 m. breite Denksteine, auf mächtigen Schildkröten ruhend, stehen dazwischen und erzählen uns in zierlicher, zum Teil alter Schrift gar traurig von den Alten. Schon mancher ist der Zeit zum Opfer gefallen und liegt nun wie ein Leichnam zwischen den Cypressen. Heute herrscht munteres Leben hier. Die ganze haute volée ist versammelt. In besten Kleidern, mit dem Knopfe auf dem Hut schreiten da die Gelehrten einher, ehrwürdig, Schritt für Schritt, ganz nach den Regeln der Kunst. Muntere Konfuzeschüler treiben sich dazwischen umher, von Schaubude zu Schaubude, von Tingeltangel zu Tingeltangel gehend. Hier wird Thee verkauft, dort steigen aus dem unendlichen Chaos chinesischer Garküchen ambrosische Düfte zum Himmel, und da ist auch das unvermeidliche Jan-pien aufgeschlagen, ein europäischer Guckkasten mit schmutzigen Bildern. Mehr wie alles wird dieser Schundkasten belagert von neugierigen Zopfträgern, ja selbst von jungen Mädchen, die sonst in der Öffentlichkeit sich nicht blicken lassen. Dieser „europäische Schmutz", wie die Chinesen sagen, ist Futter für die Leute. Aber ein elendes Beweisstück europäischer Kultur ist dieser Kasten. -- Wohin ich komme, läuft alles zusammen; ich glaube, ich hätte auch Geld verdienen können heute. Eigentümlich, der Chinese sieht doch jetzt so viel Europäer, und dennoch muß er ihn immer wieder angaffen.

Hier hätte man chinesische Damenmode studieren können, wenn man dafür nur etwas mehr Interesse hätte, als ich es gerade habe. Die Frauen dürfen sich an diesem Tage auch einmal öffentlich sehen lassen und gründlich ausschwatzen. Es waren meist vornehme Damen hier vertreten. Manche Mädchen mußten von der Wärterin beim Gehen gestützt werden. Ganz unbeabsichtigt hatte ich einer auf die Füßchen gesehen, aber wie schlug sie da „züchtig" die verschämten Augenlider nieder. Diese Scheinheiligen! Trotz alledem bewegt sich alles in gemessener Ruhe und Würde. Nicht wie bei uns in der Heimat, die Mädchen fröhlich spielend und lachend, sondern steif, zierlich geschminkt, wie Klötze saßen diese hier zwischen den alten Matronen. Ja, auch das „Altertum" war hier genügend vertreten. Ob

sie sich auch noch wollten sehen lassen? — Nein, da nützte selbst Schminke nichts mehr. Das schwarze Haar ist gräulich geworden; die Augen liegen tief im Kopfe, und Furchen haben sich gebildet, daß man ganze Finger hineinlegen könnte. Ich prägte mir hier auch einige Hexentypen ins Gedächtnis ein für meine Zeichenmappe. Aber so geht's halt mit der Schönheit; hier etwas schneller als daheim.

Ich ging in den Hauptpalast. Hohe Treppen führten hinauf, mächtige Löwen hielten davor Wache. Beim Eintritte stand ich einem feisten Götzenbild gegenüber, das ganz vergoldet und mit papiernen Kleidern angezogen war. Ein langer chinesischer Bart hing in 3 Zipfeln vornehm unter dem Kinn und den beiden Ohren herab auf die Brust. Der dienende Bonze begrüßte mich recht freundlich, und ich unterhielt mich etwas mit demselben.



Kuen-jn P'ussa (Chinesisches Götzenbild).

Der Palast ist ausgemalt, nach chinesischem Geschmack recht künstlich und zierlich. Die Balken, Säulen, das vordere Bretterwerk sind mit schönen Schnitzereien geschmückt. Aber über allem liegt ein Trauerflor des Schmutzes und Verfalles.

Ich hatte eben alles besichtigt, als auf der Straße ein riesiger Tumult entstand, das Zeichen, daß der „Zug" in Bewegung war. Ich

eilte hinaus und glaubte mich plötzlich in einen Karnevalszug versetzt. Ein langer Zug kostümierter Zopfträger hatte sich gebildet und zog durch die Hauptstraßen zu einer großen Pagode. Junge Männer waren vielfach mit Frauenkleidern angethan und gingen in zwei Reihen auf hohen Stelzen dem Zuge voran. Dann folgten verkleidete Polizisten mit Marterwerkzeugen, Verbrecher in roten Kleidern, mit Ketten (hölzernen) behangen, mit Foltern beladen, Mandarine usw. Kleine Kinder, ebenfalls maskiert, wurden von ihren Vätern auf den Schultern getragen. Zum Schlusse folgte ein Götzenbild, sehr reich geziert, von einer Ehrenwache umgeben. Das Ganze hatte den Anschein des Komischen, ist aber ein religiöser Gebrauch. Die verkleideten Personen haben Gelübde gemacht, ein oder mehrere Jahre an dem Zuge teilzunehmen. Die Zuschauer fielen beim Erscheinen des Götzen, der, in eine Wolke von angenehmem Rauchwerk gehüllt, einhergetragen wurde, auf die Kniee und gaben die Verehrung (K'o-t'ou).

Schon war es spät geworden, aber ich machte doch bei der anglikanischen Mission einen kurzen Besuch, die hier nebst einer amerikanisch protestantischen vertreten ist. Die beiden Herren, die ich hier traf, waren äußerst freundlich und zuvorkommend und, wie es schien, von ihrem Berufe recht durchdrungen.*) Sie machten mir am folgenden Tage einen Gegenbesuch im katholischen Missionshause.

Ich hatte eigentlich vorgehabt, den T'ai-an-schan zu Fuß zu erklettern. Ein Glück, daß mir davon abgeraten worden war, 6000 Treppenstufen führen auf die Spitze hinauf, und wir hätten bei gutem Marsch einen ganzen Tag gebraucht. Ich mietete mir zwei Sänften, auf denen ich mich und meinen chinesischen Begleiter hinauftragen ließ. Die Sänfte ist ein gar einfaches Gestell; zwei Mann tragen dieselbe. „Au!" rief der eine, als ich aufgesessen und er mich auf die Schultern hob, „hätte ich nur den Gast gesehen, bevor ich den Vertrag geschlossen, ich hätte nicht gewagt, ihn für so wenig Geld zu tragen." Ich kannte meine Pappenheimer und auch mein Gewicht und wußte, daß sie durch diesen Jammerruf mir nur ein größeres Trinkgeld abpressen wollten. „Nur guten Mut," rief ich ihnen zu, „wir kommen schon hoch."

Anfangs ging es denn auch fast im Laufschritt, bis an den Fuß des Berges. Dort wurde zum ersten Male Halt gemacht, und dann ging es im langsamen Tempo bergauf. Der Weg war gut. Überall waren Treppenstufen angebracht, nicht aus dem Fels gehauen, sondern aus Quadern gebildet. Der Weg beträgt 20 Kilometer, eine Cypressenallee führt

*) Der eine, Mr. Brook, wurde 1900 ermordet.

denselben entlang bis in die höheren Regionen, wo überhaupt fast keine Sträucher mehr wachsen. Ich mußte die Träger bewundern. In gleichmäßigem Schritt ging es aufwärts, oft ganz steil, so daß schon mancher Neugierige schwindlich in die Tiefe gestürzt sein mag. Auch diese Treppe ist ein grandioses Werk chinesischer Machthaber, wie wir ein ähnliches in seiner Art in Europa nicht aufweisen können.

Manche Bergpartien waren prächtig. Rechts oder links vom Wege rauscht ein Gebirgsbach, manchmal keck von Felsen zu Felsen springend, manchmal wie wütend im hohen Falle brausend und schäumend in den Abgrund stürzend. Dann wieder schlängelt er sich krystallklar zwischen den mächtigen Felsblöcken einher, als ob er müde geworden von seinem lustigen Springen, oder sprudelt, nachdem er sich eine Zeitlang schelmisch versteckt, wie ein neuer Quell mächtig aus der Erde hervor. Rechts und links in den Schluchten des Berges sind kleine Wasserfälle nichts Seltenes. Jetzt ist es kalt, und manche Fälle sind zu langen Eiszapfen gefroren; manche aber konnte auch die Kälte nicht bezwingen und eifern sie ihren größeren Brüdern nach, in keckem Spiel über Felsen und Steine sich stürzend.

Die Vegetation ist anfangs noch lebhaft, verkümmert aber, je höher wir steigen; die Bergformation ist oft wild und grotesk, oft aber auch wieder recht lauschig und anmutig.

Bei dem ersten „Himmelsthor" machten wir Halt.

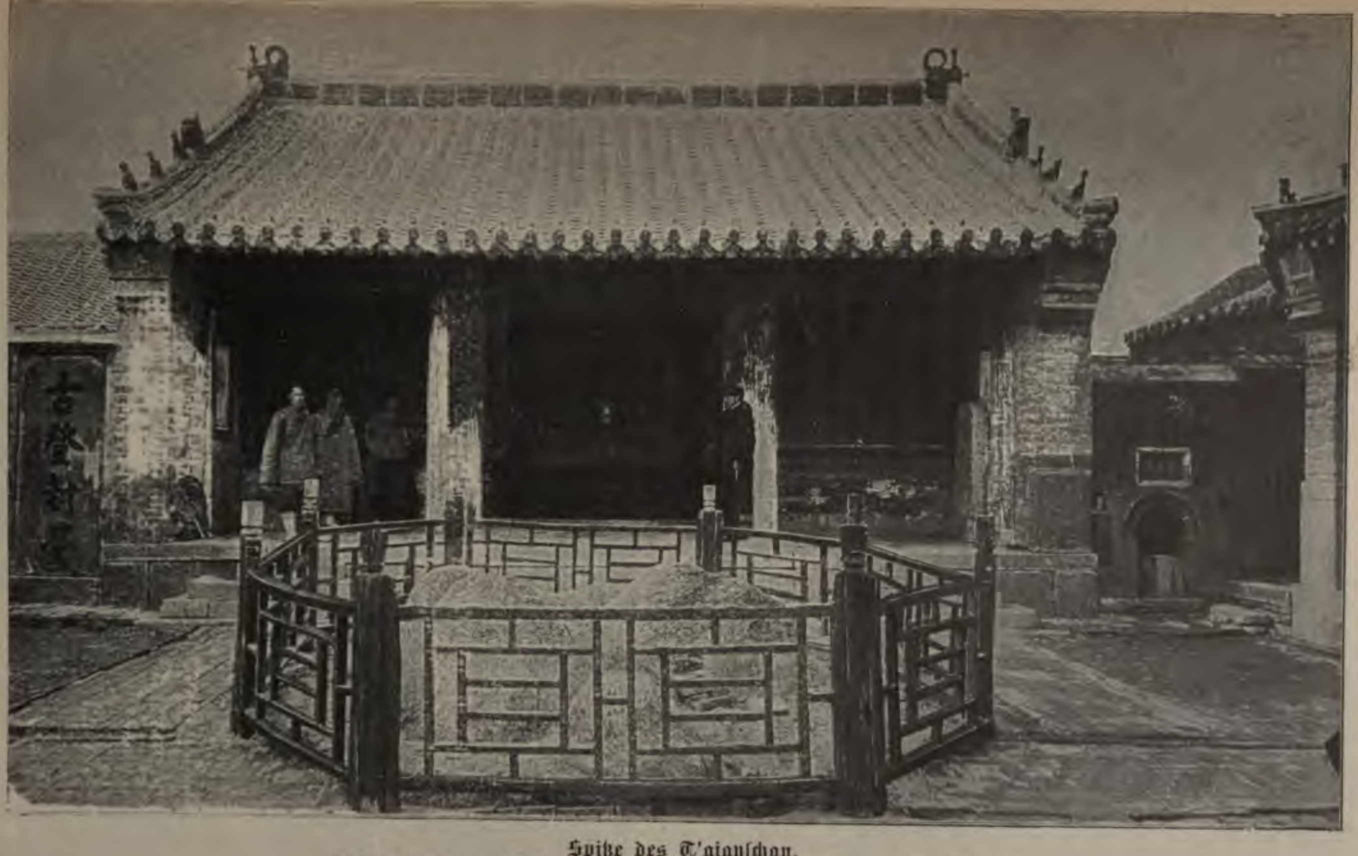
Es ist dies ein großer steinerner Bogen mit der Inschrift „I-t'ien men" — „Erstes Himmelsthor", durch das alle Pilger ziehen müssen. Ich begegnete ungefähr 1000 auf meinem Auf- und Abstieg. Sie gehen meist abends hinauf und kommen morgens zurück.

Rechts und links vom „Himmelsthor" waren stattliche Pagoden. Das Innere ist allen größeren Tempeln ähnlich, jetzt nur etwas reinlicher und für Gäste eingerichtet. In der einen Pagode fielen mir die vielen jungen Leute auf, die in feinen Seidenkleidern wie Studenten sich herumtummelten oder schwatzend ihre Wasserpfeifen rauchten. Ihre Stimme macht mich stutzig. Es waren Bonzinnen, die bekanntlich Männerkleidung tragen. Da der junge Chinese überhaupt ein mädchenhaftes Gesicht hat, so sind denn diese Bonzinnen nicht leicht zu erkennen. Sie benahmen sich mir gegenüber so frech und anmaßend, daß ich beinahe mit der Reitpeitsche hineinhauen mußte, um sie mir vom Halse zu schaffen. Das Gesindel hat einen schlechten Ruf; die Pagode steht im Ruf eines öffentlichen Hauses und mußte vor einigen Jahren polizeilich vom Mandarin geschlossen werden.

Der Weg wurde von nun an immer steiler und schwieriger; dazu wurde es empfindlich kalt. Der Riese setzte wieder seinen grauen Filzhut auf. Sollten wir noch Schnee bekommen? An unzähligen Pagoden vorbei stiegen wir höher und höher. Hier auf diesem Berge haben fast alle chinesischen Heroen ein Plätzchen gefunden. Manche haben sich in tiefe Höhlen versteckt, als ob sie das Tageslicht scheuten. Die Scenerie wechselt vielfach ab.

In die Felsen sind Inschriften eingehauen, Denkmäler alter Kaiser und berühmter, reicher Pilger. Ich konnte mir zufällig einen Abdruck einer solchen Inschrift verschaffen, die mehrere tausend Jahre alt ist und eine Fläche von mindestens 20 qm bedeckt.

Wir durchschritten das zweite und das dritte „Himmelsthor"; die Witterung wurde immer schlechter; wir befanden uns mitten in einer Wolke. Wahrhaftig, die alte „Großmutter" dort oben hat mir keinen kleinen Jux gespielt. Was sie wohl bewogen hat, so launig ihr Flaumenbett über mich auszuschütten, — und so naß? Ob sie wohl böse ist, weil ich ihr kein Opfer bringe? Die Treppenstufen werden glitschig, und die Träger wollen nicht mehr weiter. Ich schimpfe, spreche gut; endlich bewegt ein Trinkgeld ihr verschmitztes Chinesenherz. Um ihnen den fast senkrechten Weg zu erleichtern, steige ich aus der Sänfte und gehe selbst hinauf, mich mit beiden Händen an der für Fußgänger angebrachten Kette festhaltend. Nach sechsstündigem Marsche langten wir oben an. Aus dem Regen war Schnee geworden, und ich mußte mich beeilen, die Pagode zu besichtigen, wenn ich noch glücklich am Abend zurückkehren wollte. Es wurde mir freundlichst alles gezeigt. Auch die schlafende „Großmutter" durfte ich sehen. Sie schläft in einem besseren Zimmer, in einem schönen Himmelsbett, von 2 hölzernen Kammerzofen bedient. Das Plateau des Berges ist mit Pagoden bebaut, die teilweise recht kostbar eingerichtet sind. Die höchste Spitze ist mit einem Zaun umgeben. Es ist das die Stelle, von der die „lau Nênê" einst als blühendes Mädchen zum Himmel gefahren sein soll. Die prachtvolle Aussicht, nach Osten bis zum Meere, nach Westen bis zum Gelben Fluß, war mir verdorben worden. Ich überraschte die armen Bonzen nicht wenig, sie hatten bei diesem schlechten Wetter auch keinen „europäischen Teufel" hier oben erwartet. Ohne mich anzumelden, sprach ich vor. Die einen lagen auf dem Boden, ganz pläsierlich die Beine in der Luft bewegend, die anderen schliefen den Schlaf der Gerechten, andere spielten Karten oder hockten und standen da mit dem stumpfen, nichtssagenden Gesichtsausdruck, der ja allen Faulenzern und ideallosen Menschen eigen ist. Mein unerwartetes Erscheinen elektrisierte die Herren; nach eini-



Spitze des T'aiauschan.
Auf den umzäunten Felsen soll die „Großmutter" in den Himmel aufgefahren sein.

gen Anstandsphrasen zog ich es vor, die knoblauchduftende Stube wieder zu verlassen. Übrigens ist das Leben auf diesem wetterwendischen Berge doch nicht ohne Opfer, wenn auch die Bonzen vor Entbehrung reichlich geschützt sind. Die Pagode ist reich. Auf dem Boden des einen Tempels konnte man die Cash zu Hunderttausenden aufgetürmt sehen. Auch Silberklumpen lagen dazwischen. Jedes Jahr schickt die Kaiserin einen hohen Mandarin, der diese Gelder abholen muß. Solange bleibt die Pagode auch versiegelt. Man kann sich denken, daß von den Hunderttausenden auch etwas für die Bonzen abfällt.

Auch an Wirtschaften fehlt es nicht hier oben. Ich trank einige Tassen Thee und aß den mitgebrachten Proviant und stieg darauf wieder ab. Aber in meinem Leben vergesse ich diesen Abstieg nicht wieder. Die Träger liefen geradezu die steilen Treppen hinab; ich durfte nicht in die Tiefe schauen; mir wurde ganz schwindlich im Kopfe. Ein Fehltritt auf diesen nassen Steinen und wir waren alle verloren. Ich ermahnte die Leute, vorsichtig zu sein, doch diese hatten Freude an meiner Angst und liefen noch schneller, übersprangen sogar einzelne Stufen. Aber zuletzt war doch ich der Sieger. Sie hatten meine Bürde zu leicht gerechnet und ganz jämmerlich lief ihnen der Schweiß vom Rücken, bald gingen sie langsamer und blieben endlich bei einer günstigen Stelle stehen. Drei Stunden dauerte der Abstieg, wobei ich unterwegs mich mindestens noch eine Stunde mit Besichtigung der Pagoden aufgehalten. Auf halbem Weg schneite es nicht mehr, und bald hatten wir wieder trockenen Fuß.

Als ich aufwärts gestiegen, hatte mein Diener den unzähligen Bettlern, die diesen Weg belagern, versprochen, ihnen auf dem Rückwege Cash zu geben. Bei unserm höllensturzähnlichen Herabrennen war aber der Arme sehr weit zurückgeblieben, und nun verlangten die Bettler ihr Geld von mir. Jedoch mir war geraten worden, keinem Menschen etwas zu geben. Das sind keine Armen, das sind oft reiche Leute, die hier unter Lumpen und dem Deckmantel des Schmutzes die dummen Pilger betrügen. Ihre Einnahme soll an manchen Tagen 3—4000 Cash betragen. Gibt ihnen der Pilger nicht willig, so braucht das Gesindel Gewalt. Ich habe selbst gesehen, wie einige junge Burschen von solch frechen Dirnen in Lumpen geradezu angefallen wurden. Meine Träger, zwei Mohammedaner, zwei abgefeimt schlechte Subjekte, machten mit den Weibern ihre schlechten Witze, bis ich mir das entschieden verbot. Als ich ankam, rief man mir in allen Tonarten die schönsten Glückwünsche entgegen: „Guter, großer Mann, erbarme dich meiner!“ — „Gib mir Geld, daß du gute Prüfung machst!“ — „Erbarme dich einer alten, blinden Frau, die Großmutter dort oben

wird dir's lohnen!" „Deine Kinder und Kindeskinder werden große Mandarinen werden!" usw. Als ich aber meine Tasche nicht öffnete, ergoß sich auch ein unendlich schmutziger Strom von Schimpfwörtern und Flüchen über mein armes Haupt, wie sie eben nur aus ungewaschenen schmutzigen Chinesenmäulern hervorsprudeln können.

Es wurde dunkel, als ich das Thal von T'ai-an-fu wieder betrat. Neue Scharen frommer Pilger zogen eben zur „Großmutter" hinauf. Am folgenden Morgen trat ich meine Weiterreise an.

2. K'ü-fu, die Stadt des Konfuzius.

Besuch beim „hl. Mann", Tempel des Konfuzius, sein Grab.

„Konfuzius, Konfuzius, wie groß bist du, Konfuzius!
Vor Konfuzius gab es keinen Konfuzius,
Und nach Konfuzius wird es keinen Konfuzius geben!
Konfuzius, wie groß bist du, Konfuzius!"

Durch freundschaftliche Beziehungen, die ich seit längerer Zeit mit einem Gelehrten der Stadt K'ü-fu unterhalten, gelang es mir, Eingang in das Heiligtum Chinas zu finden. K'ü-fu ist der Ort, an welchem der „hl. Mann" Chinas, Konfuzius, einer der größten Philosophen, gestorben und begraben ist und wo heute noch ein direkter Nachkomme desselben (in der 76. Generation) als „Herzog" Khung diesen herrlichen Tempel bewacht.



Visitenkarte des Herzogs Khung.

Die Soldaten des Herzogs empfingen mich am Thore der Stadt, um mich vor Verunglimpfungen zu schützen. Hier sind nämlich Europäer nicht gern gesehene Gäste. Manche Reisende, die die Stadt besuchten, hatten große Schwierigkeiten und mußten mit Beschwerden an ihre Konsuln und Gesandten drohen, um überhaupt zum Tempel zugelassen zu werden. Ich wohnte in dem Jamen, Palast des „hl. Mannes", und nahm dort auch ein Essen von 48 Gängen ein, das der Herzog selbst gegeben und an welchem alle Honoratioren der Stadt teilnahmen. Mir war das eine recht willkommene Gelegenheit, diesen vornehmen Chinesen manche Vorurteile gegen das Christentum und die Europäer zu nehmen. Der Herzog, der früher versprochen hatte, an dieser Mahlzeit teilzunehmen, ließ sich entschuldigen. Er schickte mir zunächst seine Visitenkarte und einige recht wertvolle, seltene Geschenke, Blumen vom Grabe seines Urahnen, die sonst nur an die höchsten Würdenträger verschenkt werden, Bilderbücher mit

Bildern aus der Lebenszeit des Konfuzius und zwei prachtvolle Papierrollen, auf die er mit eigener Hand einige schöne Worte geschrieben.*) Beim Dunkel der Nacht erschien der „Heilige“ auch persönlich. Es war das erste Mal, daß er mit einem „Fremden“ sprach. Der junge Mann macht einen nichtssagenden Eindruck. Seine Reden berührten ganz nichtssagende Dinge; von europäischen Sitten, Wissenschaften und dgl. wußte er fast nichts. Dabei ist er sehr korpulent und ein vollendeter chinesischer Lebemensch. Man erzählte mir auch Wunderdinge von diesem jungen „Heiligen“. Als ich einen Herrn bat, aus der Umgebung des Herzogs hier und da etwas für unsere chinesische Zeitung zu schreiben, rümpfte er die Nase und weigerte sich, „weil er nichts Gutes schreiben könne“. Der Herzog hat großartige Einkünfte aus den unermeßlichen Gütern, die ihm von Kaisern geschenkt wurden, aber diese bringt er mit tsche (Essen), ho (Trinken), p'iau (Unsittlichkeit), du (Spielen) durch.



Bild des Konfuzius.

Früh am Morgen erschienen zwei Gelehrte, die mich zum Besuche

*) Die Sachen befinden sich im Museum des Missionshauses St. Gabriel bei Wien.

des Tempels und des Begräbnisplatzes der Familie abholten. Zehn Soldaten in roter Galauniform und zehn Polizisten in roter Mütze gaben mir das Geleite. Kein Mensch wagte diesmal den „europäischen Teufel" zu beschimpfen. Die Stadt ist schön. Breitere Straßen als in anderen Städten fand ich hier. Die öffentlichen Tempel, Jamen und andere öffentliche Gebäude sind mit uralten Cypressen umgeben. Fast die Hälfte der Stadt nehmen der Palast und der Tempel des Herzogs ein.

Vor einem großen Thore mußte ich vom Wagen absteigen. Zwei Diener empfingen mich dort und führten mich durch eine lange, alte, schattige Cypressenallee unter mächtigen, künstlerisch gearbeiteten, steinernen Triumph- und Ehrenbogen hindurch zum zweiten Thore, das sonst für gewöhnliche Sterbliche meist verschlossen ist. Einige Sapeken öffnen aber auch die festesten Thore in China.

Auf 6 Stufen trat ich in das „Thor der goldenen Sterne", eine Vorhalle oder Empfangszimmer für den Kaiser, und durch dieses in den Vorhof des Tempels. Ich muß sagen, es befiel mich eine gewisse Scheu in diesem geheimnisvoll, von uralten Cypressen dunkel beschatteten Raume. Tiefe Stille und Ruhe herrschte in diesen majestätischen antiken Bauten. Ich mußte die gewaltige Großartigkeit bewundern, mit der die alten Chinesen hier gebaut.

Eine hohe Steintreppe führte mich zu dem Haupttempel, in dem die 5 Meter hohe Statue des „Heiligen", der „Ruhesitz des heiligsten, erhabensten Weisen Konfuzius" sich befindet. Die Augen hat er aufwärts gerichtet, das Antlitz nach Süden gewendet, in der Rechten hält er eine Papierrolle. Nach konfuzianischer Auffassung sollen Opfer nicht vor Statuen, sondern nur vor den Ahnentafeln dargebracht werden. Dieser Tempel macht eine Ausnahme, in allen andern Tempeln K'ü-fus waren nur Ahnentafeln aufgestellt. Vor dem Bildnisse standen große, künstlerisch gearbeitete Bronzegefäße für den wohlriechenden Weihrauch und die Kerzen, die der Enkel mehrere Male im Jahre hier verbrennen muß. Der Herzog trägt dabei eine altertümliche Kleidung, die sonst außer Brauch ist, und ein Musikchor, das der Herzog unterhalten muß, spielt dabei seine tausendjährigen alten Melodien. — Auf einer Erhöhung in der Mitte des Tempels standen alte bronzene Elefanten, Löwen, Ochsen.

Das Innere des Tempels, so sehr es auch vernachlässigt ist, macht einen überwältigenden Eindruck. Cirka 15—20 Meter hohe Holzsäulen von $1^1/_2$ Meter Durchmesser stützen das Dach. Die Balkenlage ist künstlich durch Schnitzwerk und Vergoldung verziert, die Tribüne mit dem Baldachin, auf der die Riesenstatue steht, ist ein Muster chinesischer Bildhauer-



Tempel des Konfuzius in Jitschoufu.

kunst, zu beiden Seiten des Hauptaltares stehen die Tribünen der ersten Schüler und Heroen des Konfuzianismus Tse-ze, Jen-ze, Zi'eng-ze, Mung-ze, ebenfalls künstlich verziert und mit einem kostbaren Seidenbaldachin verhüllt. Die Decke ist getäfelt und reich vergoldet. An den Wänden sind Ehrentafeln angebracht, die Konfuzius' Tugend und Weisheit loben und ihn als „Lehrer und Vorbild für 10000 Jahre", d. h. für immer, rühmen. Die ganze Umgebung, die Gemälde, die uralten Bronzesachen führen uns in eine tausendjährige Vorzeit zurück.

Rings um den Tempel läuft eine 5 Meter breite Veranda, deren Dach auf Steinsäulen ruht. Jede dieser Säulen ist ein Kunstwerk. Die Front entlang sind es ca. 4 Meter hohe Monolithen, auf denen Drachen und Blumen 5 Zoll tief eingemeißelt sind; auf der anderen Seite sind es ebenfalls Monolithen, die schwarz poliert und von unten bis oben mit eingravierten Schriftzeichen, Blumen und Symbolen verziert sind. Die Dachkonstruktion ist eigenartig. Es ist ein doppeltes Dach von ca. 20 Meter Höhe. Zum Schutze für die 2—3 Meter hohen Gesimse ist dasselbe mit Drahtgeflecht versehen. Die Dachziegel sind bunt glasiert. Jeder Ziegel trägt den Stempel des Kaisers. Man kann sich einen Begriff von der Schwere und Kunst dieses Daches machen, wenn man hört, daß jeder Ziegel etwa 20 Pfund wiegt. Und dieses Gebäude steht schon mehrere hundert Jahre.

Aus diesem Tempel führte man mich durch verschiedene Höfe in mehrere andere Tempel, den seiner Mutter, seines Vaters, seines Sohnes, Enkels und seiner Hauptschüler, die aber alle nur die Ahnentafeln der Betreffenden enthalten, sonst fast dem ersten an Pracht und Kunst gleichkommen. In einem dieser Tempel sind die Bildnisse sämtlicher 72 Schüler und Hauptheroen des Konfuzianismus in Stein gemeißelt zu sehen. Es gelang mir, alle abzeichnen zu lassen. Rechts und links vom Haupttempel laufen zwei Hallen, die die Ahnentafeln der 72 Schüler enthalten. Man führte mich auch zu dem Brunnen, aus dem der „Heilige" Wasser geschöpft, und zu der Cypresse, die er gepflanzt haben soll.

Ich hatte bei dieser Wanderung Gelegenheit, meinen beiden Ciceronen und dem ganzen Gefolge ein Wunder zu erklären, an das Chinesen schon 1000 Jahre geglaubt. Die Verandas sind nämlich ringsum mit kleinen Steinsäulchen eingefaßt. Während nun fast alle Säulchen einzeln dastehen und nur lose mit einer Steinplatte verbunden sind, stehen unmittelbar vor dem Haupttempel zwei Säulchen, die mit ihren Verbindungsstücken aus einem Stein gehauen sind. Ich sah, wie mein Freund fast alle Säulchen mit der Hand berührte, und fragte ihn, was das zu bedeuten

habe. Er sagte nur, es seien unter allen Säulchen nur zwei, die klingen, diese suche er. Endlich hatte er sie gefunden. Es war das Säulenpaar vor dem Haupttempel. Ich konnte ihm natürlich dieses physikalische Wunder leicht erklären und forderte ihn auf, irgendwo ähnliche Säulchen zu suchen. Wirklich fand sich noch ein Paar und wirklich klangen die Säulchen. Allgemeines Staunen über die Wissenschaft der Europäer! „Kein Wunder," murmelte ein Alter in den Bart, „daß diese Europäer die Welt erobern."



Grab des Konfuzius.

Nachdem ich den Tempel besichtigt, fuhr ich zur Begräbnisstätte des Konfuzius und seiner Nachkommen. Eine zwei Li lange Cypressenallee führte dorthin. Die Totenstadt ist wie K'ü-fu selbst mit einer hohen, festen Mauer umgeben und umfaßt nicht weniger als 8000 Morgen Land. Wahrhaftig eine Totenstadt! Hügel reiht sich an Hügel. Alle Nachkommen des großen Mannes werden hier begraben. Unheimlich rauschten die hundertjährigen Baumriesen über uns. Elstern und Krähen krächzten und schrieen, als ob sie sich beschweren wollten, daß ich ihre Ruhe störte.

Fast in der Mitte dieser Stadt kam ich vor ein kleines Thor, das mir aber geöffnet wurde, und ich konnte in die innere Stadt eintreten, in der Konfuzius mit seinen Eltern, seiner Frau und seinem Sohne unter mächtigen Hügeln begraben liegen. Ein einfaches Haus links neben dem Grabe ist der Ort, wo die ersten Schüler des „Heiligen" drei Jahre lang um diesen trauerten. Große Denksteine, riesige Steinfiguren stehen am Wege. Sonst aber alles Verwilderung und Unordnung.

Ich war etwas enttäuscht über diesen Ort, an dem unstreitig einer der bedeutendsten Männer, den je die Welt gesehen, begraben liegt. Konfuzius hat durch seine Lehren und Schriften dem ganzen chinesischen Staats- und Volksleben einen Stempel aufgedrückt, der ihm heute noch eigen ist. Er hätte, als der „unvergleichliche Lehrer, Weise und Heilige aller Zeiten", einen anständigeren Begräbnisplatz verdient.

Ich dankte dann meinen beiden freundlichen Führern, wir gaben uns gegenseitig den Zuoi und schieden als gute Freunde auseinander. Ich reiste nach Jen-tschou-fu, sie gingen zurück zur Stadt. Schon am folgenden Tage übersandten sie mir als Geschenk einen Papierabdruck sämtlicher Denkmäler und Altertümer des „Heiligtums". Damals konnte ich hoffen, daß es uns bald gelingen würde, in diesem chinesischen Mekka ein katholisches Kirchlein zu gründen. Herzog Khung und die vornehmsten Leute der Stadt hatten mir versprochen, mich in jeder Weise zu unterstützen. Leider mußte ich meiner geschwächten Gesundheit halber die Reise in die Heimat antreten.

Für die chinesische Geschichte wird K'ü-fu einmal eine Fundgrube werden, denn hier bestehen alte Archive und Denkmäler, wie sie nur selten gefunden werden. Der Herzog hat Kunstschätze, die großartiger und wertvoller sind als die im kaiserlichen Palast zu Pe-king. K'ü-fu selbst ist klassischer Boden. Es ist die Hauptstadt des alten Reiches Lu, in dem Konfuzius als Lehrer und Minister gewirkt. In der Nähe der Stadt sind die alten Gräber der Jen-ze, des Kaisers Schan und des Tschou-kung. Überall an Wegschluchten und Bergeinschnitten schauen alte Steingräber heraus. Totentempel und Totenhaine bedecken das Land.

3. Jen-tschou-fu.

Stadt, Turmpagoden, P. Ad. Schall und P. Ricci als Götzen, Tabakland, Bischof v. Anzer und die Stadt, Sühnekirche.

Jen-tschou-fu, der Sitz eines Tau-tais, ist eine in ganz China berühmte Stadt. Sie gehört noch zum „hl. Lande", in dem Konfuzius hauptsächlich gelehrt und gearbeitet hat, und ist damit das Centrum der chinesischen Gelehrtenwelt. Hier sind die sogen. Litteraten noch stolzer und aufgeblasener als im Reiche draußen, als ob sie mit den Heiligtümern des alten Weisen auch die Wissenschaft gepachtet hätten.

Als Handelsstadt hat Jen-tschou-fu einstweilen nicht viel Bedeutung. Sie macht mehr den Eindruck eines gewaltigen Dorfes. Die hohen, mächtigen Mauern umfassen ausgedehnte Gärten und Felder und besonders



Thurmpagode in Jentschoufu.

viele Tabakpflanzungen. Der Jen-tschou-fuer Tabak ist berühmt und wird in vielen tausend Centnern jährlich in das Reich verschickt. An Sehenswürdigkeiten besitzt die Stadt nicht viele. Nennenswert ist nur ein zehnstöckiger Turm, der in seinem obersten Stockwerke einen kleinen Tempel hat und der das Glück auf die Stadt herabziehen soll.*) Die Mandarinate sind Jahrhunderte alte Bauten und meist verfallen. Die Tempel sind ähnlich in ruinenhaftem Zustande. In einem dieser Tempel fand ich zwei Götzen aufgestellt, die den andern in Gesicht und Kleidung nicht ähnlich waren. Der eine hatte einen Rosenkranz um den Hals, der ganz genau wie unser Rosenkranz in zehn und zehn Perlen eingeteilt war, nur daß ihm das Kreuzchen fehlte. Auf meine Frage nannte man mir als Namen dieser Götzen Li-ma-tou und Tan-guo-hän, die chinesischen Namen der Jesuitenpatres M. Ricci und Ad. Schall (letzterer aus Köln am Rhein), die im 17. Jahrhundert in Pe-king eine großartige Missionsthätigkeit ausgeübt. Sie waren ihrer ausgezeichneten Gelehrsamkeit wegen in den Götterhain versetzt worden.

Mitten in diesem Centrum des konfuzianistischen Lebens wird augenblicklich an einer katholischen Kirche gebaut, die nach ihrer Vollendung vielleicht das schönste Gotteshaus in ganz China sein wird. Es ist das eine der drei Kirchen, die als Sühne für den Mord der beiden Missionare P. Nies und P. Henle (1897) erbaut wurden. Für das Christentum bedeutet diese Kirche unstreitig einen bedeutungsvollen Sieg. Eines vieljährigen Kampfes hat es bedurft, um an diesem Heiligtum des konfuzianistischen Heidentums diese monumentale Kreuzkirche errichten zu können.

Man hat es dem Bischof von Anzer, der diesen Kampf geführt hat, verargen wollen, daß er diese Stadt in hervorragender Weise in den Kreis seiner Missionsarbeit hineingezogen hat. Mit demselben Rechte muß man es auch den Aposteln verargen, daß sie nach Rom gegangen. Es zeugt gerade für den Scharfblick des Bischofs, daß er die Bedeutung dieser Stadt für die Ausbreitung des Christentums erkannte.

Es dürfte nicht uninteressant sein, die Schwierigkeiten kennen zu lernen, die der Bischof hatte, bevor er Eingang in die „hl. Stadt" gefunden.

Als Bischof von Anzer im Jahre 1882 die Mission Südschantung zum ersten Male betrat, fand er nur einige christliche Familien in dem Dörfchen Puo-ly, die vor Jahrhunderten in einer Verfolgung dorthin verschlagen worden waren. Von hier ausgehend, zog er immer weitere Kreise. Rastlos eilte er mit seinem Mitarbeiter, dem hochw. P. Freinademetz, von

*) Nach chinesischem Glauben läßt das Glück sich immer auf die höchsten Punkte nieder.

Ort zu Ort, allenthalben neue Saat ausstreuend. Die Arbeit wurde erschwert durch die sogen. Litteraten oder Gelehrten, die das Volk gegen die neue Lehre aufhetzten. Der Chinese ist Sklave seiner Vorgesetzten und Sklave seiner uralten Kultur. Um das Volk zu gewinnen, muß man die Vorgesetzten auf seiner Seite haben, um auf dem Lande mit Erfolg arbeiten zu können, muß man in der Stadt Ansehen besitzen. Der Bischof strebte deshalb danach, in Jen-tschou-fu einzudringen. Seine Bemühungen schlugen aber anfangs fehl.

Da wurde er auf einer Missionsreise in der Stadt Tſ'au-tschou-fu ganz furchtbar geschlagen. Man hielt ihn für tot und ließ ihn vor der Stadt liegen. Sein Diener aber bemerkte noch Leben an ihm und trug



Brücke über den Tsauho bei Jentschoufu.

ihn im Dunkel der Nacht zu einem wohlwollenden befreundeten Heiden, wo er ihn pflegte.

Die That, die den Bischof vertreiben sollte, bewirkte das Gegenteil; sein Name wurde dadurch überall bekannt, und es wurde ihm Gelegenheit geboten, in allen Teilen der Mission neue Verbindungen anzuknüpfen. Es meldeten sich nun auch einige Gelehrte aus Jen-tschou-fu zum Christentume. Der Bischof ließ dieselben in Puo-ly ausbilden, um sie später für seine Propaganda gebrauchen zu können.

Vor jetzt etwa 14 Jahren schien ihm der Augenblick günstig, in der Stadt Jen-tschou-fu ein Haus zu kaufen. Der Kauf wurde bald ruchbar, obgleich er in aller Stille vor sich gegangen, und damit war denn der Kampf entbrannt, der 10 Jahre lang tobte. Die Gelehrten machten den

Kauf gewaltsam und ohne jedes Recht rückgängig — der Bischof hatte schon viel Geld darauf ausbezahlt — und erbauten auf demselben Platze ein Prüfungsgebäude. Der Protest des Bischofs hatte keinen Erfolg. Auch die französische Gesandtschaft in Pe-king, an die sich der Bischof wandte, erlangte keinen Rechtsspruch. Man sagte, Jen-tschou-fu sei von der Missionsarbeit ausgeschlossen. In den Verträgen, die früher geschlossen waren, stand aber diese Ausnahme nicht, in den Pässen, die den Missionaren mit ins Land gegeben werden, wird allgemein versichert, daß sie überall missionieren und Kirchen bauen dürfen. Der Bischof gab sich deshalb nicht zufrieden.

Im Jahre 1890 mußte er nach Europa reisen, und bei dieser Gelegenheit stellte er auch seine Mission unter deutschen Schutz. Als der deutsche Kaiser dann von den Bedrängnissen des Bischofs hörte, gab er sofort Befehl, dem Bischof Recht zu verschaffen. Der Gesandte schickte zu diesem Zwecke den Konsul in Tien-tsin, von Seckendorff, nach Schantung und Jen-tschou-fu. Freiherr von Seckendorff kam unter großen Strapazen in die Mission und unterzog sich mit aufopfernder Energie seiner schwierigen Aufgabe. Er hat bei Missionaren und chinesischen Christen sich einen ehrenvollen Namen erworben, und noch heute, nach 10 Jahren, sprechen die Chinesen von jenem „ersten Europäer“, der im 16. Jahre des Kaisers Kuang-sü nach Schantung gekommen, voll Ehrfurcht und Liebe. Der Herr Konsul, der selbst der chinesischen Sprache mächtig war, ritt von Tsi-ning in Begleitung des Herrn Provikars Freinademetz und des später ermordeten P. Henle in die Thore Jen-tschou-fus ein. P. Freinademetz schreibt über diesen Einzug:

„Die Kunde unserer Ankunft war uns längst vorausgeeilt, und wir fanden die Thore der Vorstadt verschlossen. Herr von Seckendorff öffnete dieselbe ohne viel Umstände und ritt hinein durch die Hauptstraße der Vorstadt, nach einem Wirtshause oder Absteigequartier spähend; aber die Gasthäuser waren verbarrikadiert und fest verschlossen. Ein Mann aus der Begleitung des Herrn Konsuls mußte unter einer Hausthüre durchkriechen und die vorgestemmten Holzblöcke entfernen, und wir konnten absteigen. Das Volk blieb ruhig; ein paar chinesische Schriftzeichen, welche die von Tsi-nan-fu mitgegebenen Soldaten auf dem Rücken trugen und die sie als Soldaten des Vizekönigs legitimierten, hielten die Stadt in Schranken. Ungeschoren konnten wir sogar durch die lange Hauptstraße ziehen, um ein anderes Wirtshaus, das indessen vom Unterpräfekten recht komfortabel eingerichtet war, zu beziehen.

„Alle Behörden wurden nun besucht, von oben bis unten, zunächst der Tau-tai (der höchste Beamte von Südschantung), ein junger Mann von 32 Jahren, ein überaus klarer Kopf, der leider wohl seiner Jugend wegen nicht durchzugreifen wagt und von den Gelehrten abhängig ist; hierauf der Tschin-t'ai (General), ein Mann, freundlich wie selten ein chinesischer Mandarin,*) gut bekannt mit europäischen Zuständen, ungemein interessiert für Persönlichkeiten wie Krupp, Moltke usw. Er hatte die Aufmerksamkeit, dem Herrn Konsul frische Milch, Champagner, Cigarren, nebst seiner wunderhübschen Photographie zum Geschenke zu bringen; endlich der Präfekt und Unterpräfekt, ersterer mit ein Paar Luchsaugen im Gesichte, die die ganze Bosheit, welche sein Herz vergiftet, ziemlich gut zum Ausdruck bringen; letzterer ein ganz alter, kaum zurechnungsfähiger Haudegen, der, wie die Chinesen zu sagen pflegen, vielleicht besser daheim Kindsmagd spielte, als draußen in der Welt den Mandarin machte. Die Gegenbesuche gestalteten sich sehr feierlich. Es war eine Lust, die stattliche



General T'ien in Jentschoufu.
(Mohammedaner.)

*) Ist heute noch in Jen-tschou-fu, s. Bild.

Mannschaft des Generals in ihrer roten Galauniform zu durchmustern mit ihren wuchtigen Lanzen, Messern und verrosteten Hinterladern, sowie die Prachtexemplare von Pferden und Mauleseln mit goldstrahlendem Geschirre; dazu die unzähligen Ober- und Unterbeamten mit weißen, blauen und anderfarbigen Knöpfen auf ihrem Ceremonienhut und endlich die höheren Mandarine selbst in ihrem reichen, buntseidenen, blumigen Galaornate, dem gegenüber die einfache, schwarze Kleidung des Herrn Konsuls recht sehr in den Hintergrund trat.

„Nach den Höflichkeitsbesuchen begannen die gegenseitigen Verhandlungen und Beratungen. Die Forderungen des Konsuls gingen dahin,



Chinesische Soldaten.

es müsse das vom hochwst. Herrn Bischof innerhalb der Stadt rechtlich erworbene Grundstück herausgegeben werden, wenigstens ein anderes gleich großes, günstig gelegenes. Die Mandarine stutzten und schützten vor, augenblicklich die Sache unmöglich so weit erledigen zu können, da das Volk die Fremden absolut nicht in der Stadt dulden würde. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, bis endlich eines schönen Morgens die ganze Stadt mit roten Schmähschriften übersäet war folgenden Inhaltes: „Wir, der Magistrat der ganzen Stadt, haben den 15. dieses 12. Monates als Termin angesetzt, an dem die europäischen Teufel geprügelt und vertrieben werden sollen; Sammelplatz: Si-ma-ti.“

„Der 15. kam, und die Straßen füllten sich mit einer unabsehbaren Menschenmenge, die wie wild aufgeregte Meereswogen hin- und herstürmte. Si-ma-ti war wie ein Wespennest, in das man unsanft hineingebohrt hat, allda war die Waffenverteilung und wurden alle Ränke geschmiedet. Es ist da nämlich das vom hochwst. Herrn Bischof erworbene Grundstück, wo man unser Haus niedergerissen und nun ein prachtvolles Tschung-tscheng-juen (Akademie zur unverfälschten Lehre) erbaut hat. Wie kampfeslustig und löwenmutig die Menge sein mochte, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß man 48 Sektionen, jede Sektion 500 Krieger, stellen mußte, wie uns nachher hinterbracht wurde. Um 12 Uhr sollte losgeschlagen werden. Und richtig, es war eben Mittag, als von ferne ein wildes Brausen sich vernehmen ließ und immer näher kam. Wilde Hurras und rohes Geschrei erfüllte die Straßen, und unter Trommelschlag und Paukenschall war die Rotte schon daran, das von der Behörde eben verschlossene Gasthausthor zu sprengen. Eine Besatzung von etwa 30 Mann, welche im Laufe des Vormittags von den verschiedenen Mandarinaten uns zur Deckung geschickt worden, lauter harmlose Leute, weder Rute noch Peitsche in der Hand, stemmten sich, als wären sie ebenso viele Holzklötze, an das Thor des Wirtshauses, um das Eindringen des Pöbels zu verhindern.

„Um die ganze Komödie zu Ende zu spielen, erscheint ganz plötzlich jener alte Unterpräfekt in seinem Tragsessel. Das Thor geht auf, und während die Menge draußen zuwartet, tritt er herein, beruhigt uns und versichert den Konsul, der Pöbel müsse ihn erst totschlagen, bevor er dem Konsul etwas anhaben könne. Der Konsul seinerseits versichert den Mandarin, mit dem blanken Revolver in der Hand, er werde die ersten sechs, die von der Rotte hereinzustürzen wagten, in den Staub hinstrecken; dann sei er auch bereit, mit der Reichsfahne in der Hand für den Kaiser zu sterben. . . . Der Konsul hatte das Spiel gut durchschaut. Abends schrieb er dem Tau-tai einen Brief, in dem er den Präfekten für alle Skandale verantwortlich machte. P. Rich. Henle kratzte mit einem Griffel in die schwarz berauchte Wand des Wohnzimmers die Worte, die heute noch dort stehen: „Wir gehen, aber wir kommen wieder. Henle." Am nächsten Tage ging es fort nach Tsi-ning. Als der Konsul das Westthor erreichte, stürmte noch plötzlich eine mit Stöcken bewaffnete Rotte hervor, fürchterlich brüllend: „Scha, scha!" — Schlagt zu, haut ihn tot! die aber wie ebenso viele Hasen in alle vier Winde flogen, als der berittene Europäer Umkehr machte und ihnen den blanken Sechsläufer entgegenhielt, lauter gedungenes Gesindel, das um einige Sapeken in die Hölle spränge."

Der Konsul telegraphierte von Tsi-ning an den Gesandten in Pe-king, reiste dann über Puo-ly, wo ihm von den Waisenkindern und Missionaren ein herzlicher Empfang bereitet wurde, wieder zurück nach Tien-tsin.

Zunächst ersah man in der Mission keinen Erfolg aus dieser Reise. Auch habe ich niemals gehört, daß Deutschland eine Genugthuung erhalten hat für diese doch recht unehrenhafte Behandlung seines Konsuls. Kurz die Dinge standen noch immer im alten Stadium. Die Thore Jen-tschou-fus wurden wieder verschlossen, und die Chinesen lachten hinter denselben sich gehörig ins Fäustchen. Bischof von Anzer kam von Europa zurück und



Tempel Simati in Jentschoufu.

setzte auch sofort wieder die Hebel ans Werk. Nach vielen Verhandlungen seitens der Gesandtschaft und des Bischofs wurde ihm endlich erlaubt, selbst noch einmal in Jen-tschou-fu mit den dortigen Behörden den Versuch zu machen. Er reiste abermals dorthin, wurde aber nicht im Jamen empfangen, sondern in der oben angegebenen Pagode Si-ma-ti. Die Verhandlungen wurden absichtlich von den Mandarinen, die sämtlich zugegen waren, durch unnützes Geschwätz in die Länge gezogen, bis sich die Menge draußen gesammelt hatte. Plötzlich ertönt wieder das dumpfe Tamtamgeräusch, immer näher, immer stärker, bis endlich eine zahlreiche Menge,

in Lumpen und Fetzen gekleidet, in den Vorhof des Tempels einzog und dort unter Flintenschüssen und wüstem Geschrei den europäischen Teufel herausverlangte. Die Mandarine spielten ihre Rolle gut. Ganz erschreckt sahen sie sich einander an, als ob sie selbst nichts geahnt von diesem Akte. Der Tau-tai trat auf die Veranda und sprach von dort aus die zuckersüßesten Worte zu seinem „geliebten“ guten Volke. Alles wurde ruhig, da liefen die Gelehrten zwischen dem Bettelvolke durch und schürten von neuem, und wiederum brach das Johlen und Schreien los. Diesmal sollte der Bischof wirklich Schläge erhalten, wie wir später erfuhren, um ihm so zu zeigen, daß das Volk wirklich keine Europäer haben wollte, und ihm das Wiederkommen ein für allemal zu verleiden.

Der Bischof war sich seiner Lage bewußt, und als nun sogar der Tau-tai sich von ihm verabschieden wollte, ließ ihn Bischof von Anzer nicht gehen, sondern faßte ihn beim Arm und schritt schnurstracks schnell, Arm in Arm mit diesem, durch die verdutzte Menge seinem Wagen zu. Dieser Akt war in der Komödie der Mandarine nicht vorgesehen, gehörte nicht dazu, und die Spieler fanden sich für einige Augenblicke nicht zurecht. Der Bischof stieg in seinen Wagen und setzte den Tau-tai dann als Schutzwehr vor sich auf den Wagen. Unterdessen hatte die Menge sich wieder besonnen und kam mit Knütteln und Lanzen heran. Doch der arme Tau-tai wehrte mit Händen und Füßen das Volk ab, der Wagen ging voran und fuhr im Galopp zur Herberge hin.

Eine interessante Episode erlebte dabei auch ein Diener des Bischofs, Namens Li, ein baumlanger, kräftiger Ts'aufuer, der mit seinem Bischof schon manchmal im Feuer gestanden. Als der Bischof entronnen, wollte die Menge an ihm ihr Mütchen kühlen. Li erkannte die Gefahr, lief sofort, mit starkem Arm sich Bahn brechend, auf den Stadtmandarin zu und umarmte denselben. Von allen Seiten regnete es Stockstreiche auf ihn; da ließ er sich fallen und riß den hohen Herrn Präfekten mit sich zu Boden. Er sorgte aber dafür, daß er auf den Boden kam und der Mandarin über ihm lag. Das Volk unterschied im ersten Trubel nicht, und so empfing der liebenswürdige Herr an Stelle seines Opfers eine ganz gründliche Tracht Prügel. Endlich wurde das Klagen und Jammern des „Vaters des Volkes“ vernommen und der schlaue Li zugleich mit seinem freundlichen Schildherrn aus der Gewalt des Pöbels befreit.

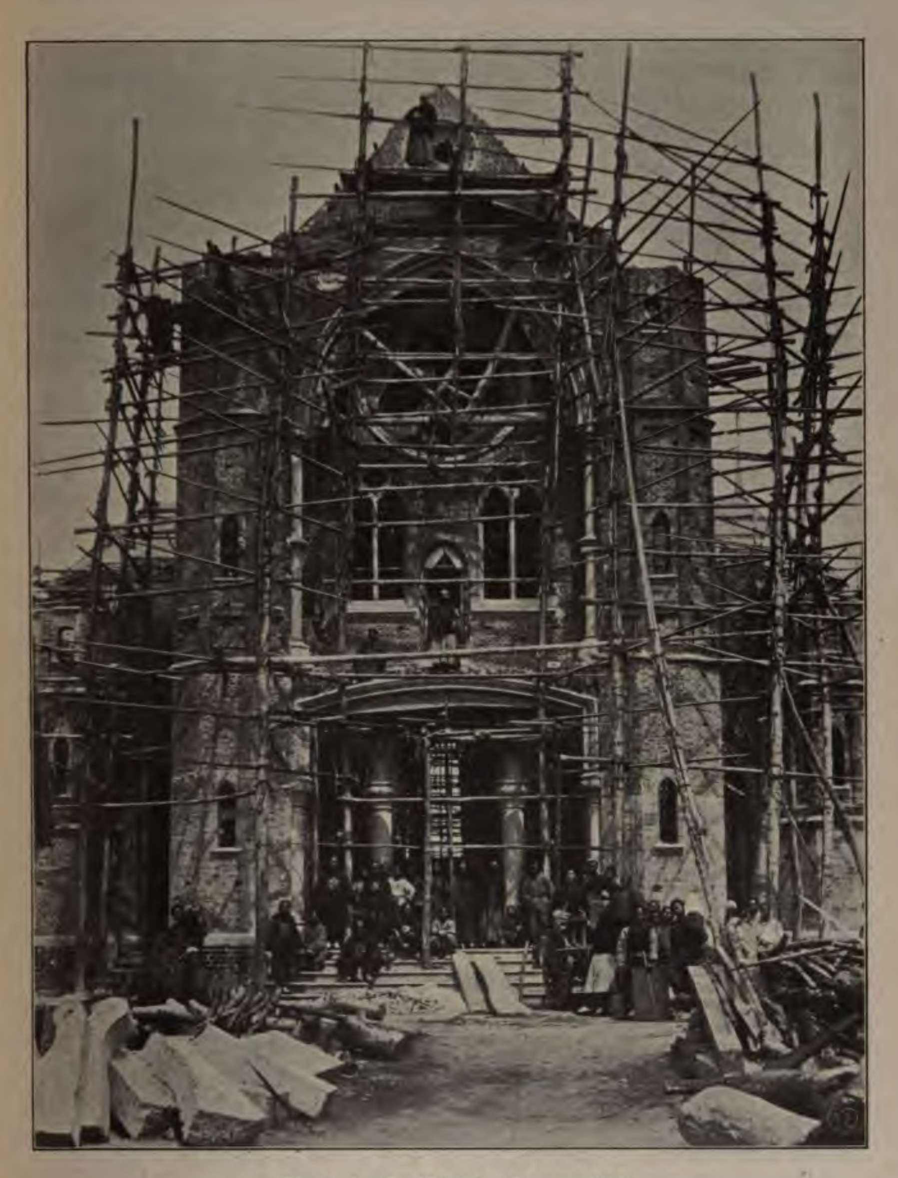
Bischof von Anzer ging noch am selben Tage nach Tsi-ning zurück, nachdem vorher alle Mandarine, auch der geschlagene Stadtpräfekt, der der eigentliche Urheber der ganzen Mache war, ihm persönlich ihr Bedauern ausgedrückt hatten. Jetzt könne er doch sehen, daß das Volk die sonst so

guten Europäer nicht haben wolle. Von Tsi-ning reiste der Bischof nach Tsi-nan-fu und Pe-king, und endlich wurde dann aus dieser Niederlage ein vollständiger Sieg. Die deutsche Gesandtschaft verlangte nun unerbittlich ihr Recht und erhielt es auch. Es wurde feierlich dem Bischof erlaubt, in Jen-tschou-fu sich anzukaufen, anstatt des früheren Platzes erhielt er einen neuen gleichwertigen; die Gelehrten sollten ihm Abbitte leisten und einen Denkstein, der diese ganze Affaire erzähle, errichten. Auf die letzten Punkte verzichtete der Bischof, um sich nicht für immer die Gelehrten zu verfeinden. Er zog denn im Jahre 1897, von den Mandarinen empfangen, in sein neues Haus ein.

Daß der ganze Kampf nur von einigen geführt wurde, leuchtet daraus hervor, daß von da ab vollständig Ruhe in Jen-tschou-fu herrschte. Das Volk hat die Missionare liebgewonnen, die Gelehrten gehen ein und aus in der katholischen Kirche.

Es war immer ein Plan des Bischofs gewesen, in Jen-tschou-fu seine Residenz aufzuschlagen und dort auch eine größere Kirche, Schulen, Waisenanstalten usw. zu errichten. Schon vor vielen Jahren legte er öffentlich in Blättern seinen Plan vor, in Jen-tschou-fu eine höhere chinesische und deutsche Schule zu gründen. Als deshalb im November 1897 die PP. Henle und Nies in so grauenhafter Weise ermordet wurden, verlangte der Bischof unter anderem auch eine Sühnekirche in Jen-tschou-fu, die das „Tschi-t'ien T'ien-tschu-t'an" trage, ein Schutzschild des Kaisers, die deshalb nie zerstört werden darf.

Die Kirche ist eine dreischiffige, gotische Kreuzkirche, 53 m lang und 18 m breit. Plan und Ausführung stammen von P. Erlemann. Man kann sich denken, daß es keine kleine Arbeit war, im Innern Chinas, wohin niemals vorher europäische Kultur gedrungen ist, einen solchen Bau aufzuführen. Der Chinese kennt ja z. B. den Kreuzgewölbebau nicht. Und doch hat P. Erlemann es fertig gebracht, ein untadelhaftes Gewölbe zu bauen. Die Kirche ist bis zum Schlußstein der Gewölbe 14 m hoch. Die 20 Säulen (5 m hoch) sind Monolithen, die Kapitäle (1,80 m) sind mit Blumenwerk verziert. Säulen, Fenster, Treppen, Gewölberippen sind aus Stein, während der ganze übrige Bau aus Ziegeln besteht. Es gelang dem Pater, mit Hilfe eines Laienbruders auch bunte glasierte Ziegel selbst herzustellen und damit Gesimse und Pfeilerrippen usw. mit grünen, roten und gelben Farben zu zieren. Das Dach hat rote, glasierte Pfannen, die Wasserspeier (in Drachengestalt) sind ebenfalls aus glasiertem Thon gebrannt. Unter dem Altarpodium ist eine recht geräumige, gewölbte Krypta angelegt. Die Türme konnten leider des chinesischen Aber-



Kirche in Jentschoufu (Frontansicht).
Im Bau begriffen.

glaubens halber nicht sehr hoch gebaut werden. Die Turmhöhe beträgt 21 Meter.

Hoffen wir, daß von dieser Kirche ein reicher Segen christlicher Kultur ausströme und daß sie zur Mutterkirche vieler neuen Gemeinden werde.*) Schon jetzt haben sich ringsum die Stadt einzelne kleine Christengemeinden gebildet.

4. Tsi-ning-tschou.

Leben und Treiben einer Chinesenstadt.

Lage, Handelscentrum, Straßenleben, Arme, Bettlergilden, Blinde, der chinesische Kaufmann, Geschäfte, Industrie, Pfandhäuser, Opium, Erholungsplatz, Aussetzen der Kinder.

Ein Jahr lang war ich in China von Krankheit verschont geblieben, da packte mich aber das Typhusfieber und zwar in einem ganz elenden Dörfchen, wo ich durchaus gar keine Pflege hatte. Dem Tode sehr nahe, wurde ich endlich auf einer Bahre, die mit Segeltuch überspannt, Ähnlichkeit mit einem Sarge hatte, am Abende des 20. Dezembers in die bischöfliche Residenz nach Tsi-ning-tschou gebracht. Ein verrücktes Weib lief in der Stadt ständig vor mir her und schrie in allen Tonarten: „Wieder einer, der begraben wird.“ Mir wurde es ganz gruselig zu Mute. Da aber überzeugten mich die Thorwächter der inneren Stadt,



die den Sarg untersuchen wollten, daß ich noch Leben in mir hatte. Zehn Minuten schon hatten meine Träger schreiend und schimpfend nach chinesischer Weise

*) In der letzten großen Verfolgung (1900) ist die Kirche verschont geblieben. Die umliegenden Häuser hat man teilweise verbrannt.

vergebens erklärt, sie seien keine Schmuggler, ohne jedoch, der herbeigeströmten Volksmenge wegen, zu sagen, daß ein todkranker Europäer auf der Bahre liege, und mich unterdessen in der eisigen Kälte auf der Straße stehen gelassen. Zuletzt ging mir die Geduld aus, und ich rief in deutscher Sprache: „Vorwärts!“ Damit öffneten sich denn auch die Thore. In der Residenz angekommen, erholte ich mich schnell, und ich hatte Zeit, die Stadt und deren Umgebung nach allen Richtungen hin zu durchstreichen.

Das Bild einer chinesischen Stadt ist geeignet, mancherlei Stimmungen im Menschen hervorzurufen, komische und ernste, traurige und freudige, Stimmungen des Mitleides und des Dankes gegen Gott, daß Er uns im Christentum hat geboren werden lassen. Viel Reizendes ist nicht zu sehen, großartige Prachtbauten, wie die europäischen Großstädte sie aufweisen, sind nicht zu schauen, herrliche Anlagen mit grünen Rasen und duftenden Blumen und schattigen Bäumen, an denen Herz und Verstand sich ergötzen könnte, verlangt der in Silberklumpen vernarrte Chinese nicht, Kunst und Wissenschaft sind ihm gleichgültig, wenn er nur Silber und Sapeken hat.

Einstens war es freilich anders. Doch was die Vorahnen durch Kunst und Fleiß gebildet, wird jetzt dem Moder der Zeit anheimgegeben. Die herrlichen Anlagen der großen Kaiser der Vergangenheit sind fast ohne Ausnahme im Zerfalle. Einstens mochte ein Sommerpalast des Kaisers Kien-lung zu Wan-schou-schan, ein kaiserlicher Park wie der zu Jüan-ming-jüan, ihresgleichen auf der Welt an Pracht und Schönheit vergeblich suchen, jetzt sind es nur Trümmer, die weinen und klagen über das ins Irdische versunkene, der Ahnen unwürdige Volk. Im Staube kriecht der Chinese jetzt, dazu noch physisch und moralisch geknechtet, was ihn zu idealem Streben, für Kunst natürlich untauglich macht; physisch geknechtet, indem ein despotisches Beamtentum den Fuß auf seinen Nacken setzt und ihn zum Sklaven erniedrigt — zum gelben Sklaven von Sitten und veralteten Gebräuchen; moralisch, indem er den gemeinsten Leidenschaften frönt, die ihn für Ideale kaum noch fähig machen und häufig unter das Tier erniedrigen.

Tsi-ning-tschou, eine der bedeutendsten Großstädte Nordchinas, liegt etwa 120 Wegstunden von Tsching-kiang, am großen Kaiserkanal. Das Klima ist nicht ungesund, auch für Europäer erträglich, obgleich die Wasserverhältnisse sehr schlecht sind und nur das filtrierte Wasser aus dem mit allem Schmutz angefüllten Kaiserkanal getrunken wird. Die Stadt hat Berühmtheit erlangt durch ihren Handel und wird in Zukunft ein Handelscentrum im Norden Chinas werden.

Steht man auf der etwa 20 Meter hohen Stadtmauer, so liegt die ganze Stadt vor uns. Gleichmäßig wie eine Schafherde liegen die Ziegeldächer der zahlreichen Häuser zu unsern Füßen, an allen vier Ecken überragt von mächtigen Thorbauten. Nur einzelne Häuser übersteigen das durch Aberglaube vorgeschriebene Höhenmaß, darunter der „eiserne“ Turm, eine Pagode, und die beiden Türme der mohammedanischen Moscheen. Die innere Stadt, die mit einer Steinmauer umgeben ist, ist nicht sehr groß, dagegen liegen die Vorstädte, die im Jahre 1896 der Revolutionsgefahr wegen mit Lehmmauern umgeben wurden, weit in die Ebene hinaus. Die Einwohnerzahl ist natürlich nicht genau anzugeben. Selbst der Stadtmandarin scheint darüber im unklaren zu sein. Man schätzt sie auf 500000 bis eine Million.

Das Handelscentrum befindet sich in der südlichen Vorstadt und am Südthore, weil hier der Kaiserkanal vorbeifließt. Dieser Kanal ist es, der Tsi-ning das Leben gegeben, und mit ihm steigt und sinkt auch, solange noch keine Eisenbahnen bestehen, die Bedeutung der Stadt.

In vornehmeren chinesischen Kleidern, um nicht allzusehr der schimpfenden Gassenjugend ausgesetzt zu sein, und in Begleitung eines Katechisten machte ich gewöhnlich meine Ausgänge in die Stadt. Auf hundert Schritte kannte man mich dennoch als Europäer, und an manchen Plätzen, die besonders zur Zucht des losern Gassenvolkes geeignet waren, regnete es förmlich „Jan-kui-tze“. Der „europäische Teufel“ war noch die schönste Titulatur, die mir zu teil ward, ganz andere, die ich nicht auf dem Papier verewigen will und wie sie nur ein im Schimpfen sehr geübter Chinesenmund vorrätig haben kann, wurden mir an den Kopf geworfen, ohne daß ich etwas dagegen thun konnte. Der „europäische Teufel“ scheint schon mit den kleinen Zopfträgern auf die Welt zu kommen; auch im abgelegensten Dörfchen kennt man das Wort.

Die Straßen Tsi-nings, Großstadt des „blumigen Reiches der Mitte“, strotzen von Schmutz. Aller Unrat ist dort aufgehäuft. Und inmitten dieses Chaos wirken die schwarzen, Nilpferden ähnlichen Schweine, hungrige Hunde, Hühner, Enten, Ratten, Raben und Elstern als Reinigungspolizei. In der Luft kreist krächzend der Aar, um sich von Zeit zu Zeit ebenfalls unter die grunzende, schreiende Schar zu mischen. Wehe, wenn man während der Regenzeit diesen Schmutz durchwaten muß, wenn selbst der schmale Fußsteig an den Häusern vorbei an der allgemeinen Unreinlichkeit teilnimmt.

Das Parfüm, das auf diese Weise erzeugt wird, indem Kloaken ꝛc. in die oft metertief ausgegangenen Straßen ausgeleert, die Überreste der

Speisen auf dieselben ausgegossen werden, die Metzger ihr Handwerk treiben und die Fischläden ihre Ware feilbieten, die Köche in Garküchen mit Knoblauch, Öl usw. schmoren und braten, alles auf offener Straße, ist geradezu oft pestilenzialisch für europäische Nasen. Ja, nicht mit Unrecht ist das „blumige Reich" der „gewaltigste Schmutzplatz des Erdballs" genannt worden. —

Die Straßen der Stadt sind bei Tag und bis in die Mitternacht hinein stets belebt: Fußgänger und Reiter aller Stände und Konfessionen, Städter und Bauern, Kaufleute in Seide und Sammet und Arbeiter in Lumpen gekleidet, Bonzen mit ihren geschorenen Schädeln, Ausschreier und Bettler, zu Pferd und zu Esel, sogar auch Frauen mit ihren Bocksfüßchen oder, wie Chinesen lieber sagen, „Lilienfüßchen" winden sich auf den nur c. 2 Meter breiten Straßen durch. Nicht selten macht auch ein Soldat in rotem Frack mit einer 5 Meter langen Engelsposaune auf der Straße seine Übungen. Einen Menschen sah ich, der soeben seine letzte Hose, die er durch Kartenspiel (eine Hauptleidenschaft der Chinesen) verloren, ins Pfandhaus gebracht und nur mit kurzem Röckchen bekleidet, den Witzen der Vorübergehenden ausgesetzt war. Dazwischen fuhren chinesische Kutschen, mit Mauleseln bespannt, Frachtwagen, nicht selten mit einem Pferd, einem Ochsen, einem Maulesel und einem Esel bespannt, Schubkarren, schwer mit Waren beladen oder von Menschen besetzt, oft mit einem Eselvorgespann und mit aufgehißtem Segel, unaufhörlich unter ohrenzerreißendem Geschrei der Führer straßauf und straßab. Nicht das erste Mal wäre es, daß dabei Wagen umschlügen und eine allgemeine Stockung des Verkehrs einträte. Vor längerer Zeit schlug beim Umbiegen um eine Ecke der Wagen eines unserer Missionare um, und erst nach einer halben Stunde, nachdem viele gute Worte gegeben und ein großes Trinkgeld versprochen war, fanden sich einige Müßiggänger, die in Scharen



Lasttragende Frau.

natürlich herbeigeströmt, bereit, dem „europäischen Teufel" zu helfen, den auf der Erde strauchelnden Maulesel aus seiner Lage zu befreien und den Wagen aufzurichten. Die Polizei, an die wir Europäer dabei mit so liebeglühendem Herzen stets denken, ist bei solchen Auftritten nicht nötig. Im höchsten Falle gibt's eine kleinere oder größere Schimpferei (in dem „Reiche der Mitte" nichts Seltenes) und eine daraus entstehende „nichtssagende" Schlägerei, zuletzt geht man doch meist mit freundlichen Worten, „den großen Bruder" belästigt zu haben, wieder seines Weges weiter.

Daß ich so viele Frauen traf, allerdings meist bejahrt, wunderte mich sehr, da ich früher in Europa stets nur von dem eingezogenen Leben der chinesischen Damen gehört. Meine Ansicht über die Abgeschlossenheit derselben hat sich seitdem sehr geändert. In den niederen Ständen ist fast kein Unterschied zwischen chinesischen und europäischen Frauen, und nur in den höheren Ständen ist die Frau ins Haus verwiesen. Überhaupt ist es den Frauen, der kleinen Füße wegen, nicht möglich Spaziergänge zu machen. Daß durch die Abgeschlossenheit im übrigen die Sittlichkeit gefördert werde, finde ich nicht bestätigt.

Überaus lästig bei Spaziergängen durch die Stadt sind die Bettler. Nackt oder mit einigen Lumpen bedeckt, voll Unrat und Ungeziefer, mit stierem, verwildertem Blicke oder halb erloschenen Augen, aufgelöstem Haare liegen sie oft mitten in Schmutz und Kot, die armseligsten, traurigsten Gestalten, die ich je im Leben gesehen. Die „wandelnden Leichen" der großen Städte Europas, Londons, Wiens, Berlins, die Armen in den Straßen Italiens, ja selbst die Aussätzigen vor den Thoren Jerusalems sind glücklich zu schätzen im Vergleich zu diesen. Verstümmelt an Gliedmaßen, liegen sie vollständig verwahrlost da und schreien die Vorübergehenden in den jämmerlichsten Tönen an. Alle möglichen Phrasen, alle Titulaturen werden ihnen da an den Kopf geworfen: „Großer, alter, stets Gutes thuender Großvater, erbarme, erbarme dich meiner!" — „Alte, liebenswürdige Tante, sei mir gnädig!" Im großen Ganzen darf man dabei sich nicht zu sehr erweichen lassen als Ausländer; die ganze Schar, der man nichts gegeben, folgt einem schreiend und schimpfend nach.

Um die Vorübergehenden zu erweichen, gebrauchen diese Menschen — fast kann man sie nicht mehr Menschen nennen — die entsetzlichsten Mittel. Mit Messern zerschneiden sie sich das Gesicht, mit spitzen Steinen zerschlagen sie sich die Brust, so daß Blut den ganzen schmutzigen Körper bedeckt und oft die Vorübergehenden bespritzt, ja ich habe sogar im strengsten Winter einen Bettler gesehen, der völlig unbekleidet am Boden lag, blau vor Kälte, zu einem Klumpen zusammengekauert, — ein Bild zum Entsetzen.

Mir kamen unwillkürlich die Thränen; ganze Tage lang stand die Schauergestalt mir vor den Augen, ja selbst nachts erschien der Bettler mir im Traume. Ach, armes, armes China, wann wird einmal der Tag deiner Erlösung kommen? Wann wird doch der milde Hauch des Christentums deine eiskalten Herzen beleben und Blüten der Liebe, der Barmherzigkeit treiben?

Ein großer Teil der Bettler bildet übrigens eine Gilde und steht unter einem Oberhaupt, „dem Bettlerkönige", welcher nur in Sammet und Seide einhergeht. Zu dieser Gilde liefert größtenteils das vielleicht verkommenste Pack, das unter dem Antlitz der Sonne einhergeht, der Abschaum des Menschengeschlechtes, das Kontingent. Diese Gildenbrüder verhungern nicht, treiben dagegen die schlechtesten Laster. Sie bilden eine Macht in der Stadt und zwingen die Städter, ihnen Almosen zu spenden, oft mit den erbärmlichsten Mitteln. Vor einiger Zeit durchzogen 30 Aussätzige die Stadt und belagerten thatsächlich jedes Gasthaus und jede Kirche. Solange nicht der Wirt für jeden Gast 8 Sapeken bezahlte, zogen sie nicht weiter und verpesteten das Haus mit ihrem Gestanke. Natürlich wagten neue Gäste nicht das Haus zu betreten, bis diese Menschen fortgezogen, und der Wirt war gezwungen, ihre Forderung zu bewilligen.



Bettler mit einem Blinden.

Exner erzählt in seinem Werke „China", er habe „bei einem Ritte durch die Chinesenstadt (Pe-king) einen solchen schmutzstarrenden Bettler gesehen, welcher — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — Brust und Rücken in widerlichster Weise mit seinem eigenen Unrate beschmiert

hatte; er hielt einen großen Eßtopf in der einen Hand und hatte sich vor einem großen chinesischen Kaufladen aufgestellt. Solange er sich hier aufhielt, wagte selbstredend kein Käufer das Haus zu betreten, und ich bin überzeugt, daß erst durch eine bestimmte Gabe es dem Ladeninhaber möglich wurde, diese ekelerregende Gestalt zum Weitergehen zu bewegen." In einem andern Falle ist mir bekannt, daß ein Bettler sich aus Rache darüber, daß der Kaufmann ihm nichts gab, selbst den Dolch ins Herz gestoßen und dadurch nach chinesischen Gesetzen den Kaufmann um die Hälfte seines großen Vermögens gebracht.

P. Huc erzählt folgende Geschichte. Einer dieser Vagabunden kam eines Tages in ein größeres Geschäft und verlangte Geld. „Geldmann, ich brauche Sapeken und habe keine und bin gekommen, von dir einige zu leihen." Der freche Ton und der noch frechere Blick des Bettlers reizten den Geschäftsherrn, anderntеils fürchtete er auch zu beleidigen und gab nur einige Sapeken. Damit war dieser nicht zufrieden, und schimpfend ging er von dannen. Folgenden Tages erschien der Mann wieder, ein kleines Kind in seinen Armen haltend. „Geldmann! Geldmann!" rief er. Der Kaufmann ging lächelnd hinaus und sagte: „Ah, du bist also doch gekommen, deine Sapeken zu holen, nicht wahr?" „Nein, durchaus nicht", erwiderte dieser, „ich bin vielmehr gekommen, dir ein Geschenk zu machen." Mit diesen Worten zog er einen Dolch, stieß ihn dem Kind ins Herz, warf das Kind mit dem blutigen Messer in das Geschäftslokal und floh. Die Folge war der vollständige Ruin des Hauses.

Die Kaufleute fürchten daher diese Gildenbrüder. Sie kaufen sich häufig durch bestimmte Jahresgaben los. Und während diese durch Opiumrauchen und andere Laster das Geld verprassen, müssen viele wirklich Arme in entsetzlicher Not darben und verhungern. Nicht wenige fallen im Winter dem Hungertode anheim. Ein Knabe von 13 bis 15 Jahren, der halbtot auf offener Straße dalag, über und über mit Eiter- und Frostbeulen bedeckt war, wurde im letzten Winter von uns in der Nähe der Kirche aufgefunden. Es gelang uns, den Knaben am Leben zu erhalten, doch konnte er nach drei Monaten noch nicht aufrecht stehen.

Besondere Rechte haben die blinden Bettler, die mit „Herr" angeredet werden wollen und meist die Kunst der Wahrsagerei betreiben. In den ersten Tagen des neuen Jahres gehen oft auch Kinder von Mandarinen und Reichen betteln. Mit schönen Kleidern angethan, ziehen sie von Haus zu Haus und fordern singend oder mit einem kleinen Glöckchen milde Gaben. Sie erfüllen Gelübde, die ihre Eltern für sie in der Jugend gemacht.

Daß in den größeren chinesischen Städten auch mancherlei Wohlfahrtseinrichtungen für Arme und Notleidende bestehen, wird man in Europa kaum glauben. In Tsi-ning gibt es Anstalten für alte arme Leute, Greisenasyle, und gibt es auch ein heidnisches Findelhaus. Allerdings ist die Ordnung und Pflege sehr mangelhaft, wie ich das selbst sehen konnte, aber es ist doch schon viel, daß der Heide solche Anstalten gründet. Ebenso gibt es in harten Wintern Suppenanstalten, in denen die Armen mittags Suppe bekommen.



Spielwarenhändler.

Bei einem Spaziergange durch die Stadt bekommen alle fünf Sinne und alle Seelenkräfte des Wanderers ihren Teil. In dem „blumigen Reiche der Mitte", wo der oben beschriebene „süße" Duft die empfindlichen Geruchsnerven eines „europäischen Teufels" stark heimsucht, bleibt auch sein feingestimmtes Trommelfell nicht unberührt. Jeder Krämer schreit nach Belieben seine Ware aus, stets nach derselben Melodie, reichlich mit Phrasen gewürzt. Manche bedienen sich nur kleiner Glocken, und kennen beim Tone derselben die Leute der ganzen Provinz, welche Ware feilgeboten wird. Andere schlagen auf Handtrommeln, andere bedienen sich anderer Instrumente, wodurch ein Heidenlärm entsteht. In zwei Körben oder Kisten, an einer Stange befestigt, tragen diese Kleinkrämer ihr Hab

und Gut auf der Schulter. Durch die langjährige Übung haben diese Menschen oft ein Stimmmaterial, das bewundernswert ist. Einen Tabakverkäufer konnte ich, auch wenn er fünf bis sechs Straßen von der bischöflichen Residenz entfernt war, aus allem Schreien und Summen noch deutlich heraushören.

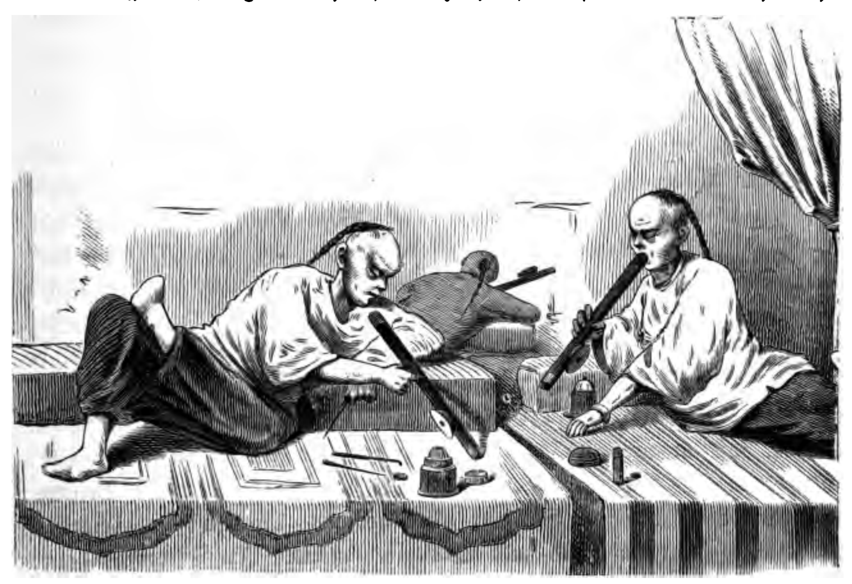
Als Kaufmann ist der Chinese geboren. Geld, Geld ist sein einziges Verlangen. Jeder treibt sein Geschäft bei aller Faulheit, die dem Zopfträger sonst angeboren ist, mit größtem Eifer und oft mit einer Verschmitztheit, wie sie nur ein Chinese hat und überhaupt nur ein Heide haben kann. Der Kleinkrämer und Warenausschreier, die die neuesten eingeführten europäischen Produkte feilbieten, wie Zündhölzchen, Medizinfläschchen, kleinere Lampen, leere Bierflaschen, Zigaretten, Regenschirme 2c., bis zum reichen Geldmanne, der Hunderte von Menschen in seinem Geschäfte angestellt, sind alle nur auf Spekulationen bedacht. So kommt es, daß das Geldgeschäft in China mehr wie in anderen Ländern ausgebildet ist. Je mehr „Herzlöcher", d. h. Verschmitztheit, jemand dabei hat, desto weiter kommt er. Bekannt ist ja das Wort: „Drei Juden können einen Chinesen nicht ‚beschummeln', dagegen führt ein Chinese drei Juden an der Nase herum." Hier ist es denn auch staatlicherseits erlaubt, 30 Prozent Zinsen zu nehmen.

Wenden wir uns nun der Besichtigung der Kaufläden zu. Warenhaus reiht sich an Warenhaus, Laden an Laden, zumal in den Vorstädten. Seiden-, Porzellanläden, Schuhlager, Pfandhäuser, Silberläden 2c., überhaupt alles, was die chinesische Industrie hervorbringt, ist hier aufgestapelt. In den Vorstädten sind die Straßen häufig nach der Profession der Bewohner eingeteilt. So gibt es Straßen, in denen nur Holzarbeiter oder nur Schuster wohnen, andere mit nur Kupferläden oder Porzellanläden 2c. Vielfach denkt man in Europa viel zu gering von chinesischer Industrie. Mit seinen einfachen Mitteln weiß der Chinese bedeutend mehr zu leisten als der Europäer. In Seiden- und Porzellanfabrikaten ist er dem Europäer noch jetzt überlegen.

Die bedeutendsten und größten Geschäftshallen sind die Pfandhäuser, die auch nicht, wie in Europa, in abgelegenen Gäßchen liegen, sondern gerade in den belebtesten Straßen der Stadt. Der bezopfte Sohn des „Reiches der Mitte" sieht das Verpfänden nicht als entehrend an, vielmehr im Lichte eines Geschäftchens. So ist es nichts Seltenes, daß hohe Würdenträger ihre kostbaren Pelzkleider verpfänden, bis sie zur Zeit wieder gebraucht werden. Die Besitzer der Pfandhäuser zählen zu den reichsten Kaufleuten des Reiches. Es möchte wohl nicht viele Chinesen geben, die nicht ein Pfandstück bei ihnen deponiert. Von den Pfandhausbesitzern

nahm denn auch z. B. der Kaiser während des japanesischen Krieges eine Anleihe, wofür diesen gesetzlich 30 Prozent Pfandzinsen bewilligt wurden.

Die Läden sind aufs reinlichste gehalten und machen im großen und ganzen einen guten Eindruck. Die schreienden roten, grünen, hellblauen, goldenen Farben der Außenläden geben denselben ein frisches, gefälliges Aussehen. Große Stangen, an denen lange Schilde in Form schmaler Papierbänder herabhängen, stehen seitwärts der Läden aufpostiert. Grell bemalt mit goldenen, riesigen Buchstaben, geben die Schilde den Namen des Kaufmanns an, sowie die Auswahl der Waren. Ein frommes Sprüchlein, das den „sittenstrengen“ Chinesen bezeichnet, darf dabei natürlich nicht



Opiumraucher.

fehlen. „Immer geht's gerecht zu“, heißt es auf dem einen. „Dieser Laden hat als Fundament die Tugend“, belehrt uns ein anderes. „Weil ich groß bin, behalte ich den Frieden“, „Der hilflose Greis und der unerfahrene Knabe werden hier nicht übervorteilt“, sagen andere. Doch wir wollen nicht gar zu leichtgläubig sein. Einkäufe gedenken wir diesmal keine zu machen, gehen wir also weiter. Weniger günstig präsentieren sich die Garküchen. Im Innern der Häuser mag es überhaupt ziemlich nach der Straße aussehen.

Bei einem solchen Spaziergange durch die Stadt sollte eigentlich der Besuch einer Opiumhöhle nicht fehlen. Mir war dies jedoch als Mis-

sionar nicht gestattet, da den Christen der Genuß des Opiums und der Besuch solcher Höhlen sehr strenge verboten ist. Übrigens geben die fahlgelben, schlotternden Gestalten, die zu Hunderten die Straße passieren, Schilderung genug davon. Der Genuß und Anbau des Opiums vermehrt sich in schreckenerregender Weise. Ob es wohl zu viel behauptet ist, wenn ich sage, daß drei Viertel der Bevölkerung Tsi-nings tagtäglich das schreckliche Gift einsaugt? Wie viele sind dadurch schon an den Bettelstab gebracht worden! Und wie viele Unglückliche sind dadurch früh ins Grab gesunken! Selbst unter den Frauen der Stadt hat das Rauchen Eingang gefunden und damit die entsetzlichen Folgen noch vergrößert. Manche Kinder werden jetzt schon tot geboren oder doch gleichsam durch Opium berauscht und erwachen erst, wenn ihnen der Qualm des Giftes ins Gesicht geblasen wird. Wahrlich eine entsetzliche Frucht, die China dem „civilisierten" England zu verdanken hat!

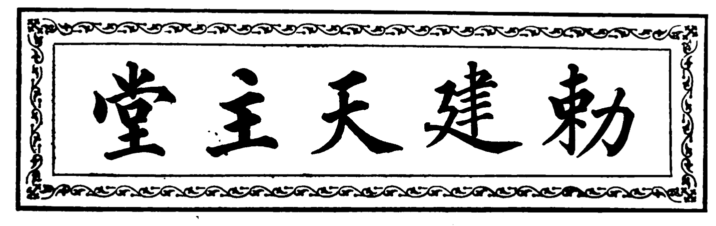
Einer der berühmtesten Orte Tsi-nings bleibt uns noch zu besichtigen, der Tu-schan, der große Erholungsplatz, „Stadtanlagen" würde man ihn in Europa nennen. Derselbe liegt außerhalb der innern Stadt, in der Nähe des Südthores. Wir kommen an dem „heiligen Baume" vorüber. Dieser, ein alter, knorriger Baum, gilt als der Sitz eines Geistes und genießt göttliche Verehrung. Teilweise dem unheiligen Auge der Erdenpilger verhüllt durch ein lang herabhängendes rotes Tuch, wird er viel von alten Frauen, sowie auch von anderen Frommen besucht. Große Stücke Silberpapier sind ihm schon an Stelle echten Silbers geschenkt worden, fast unaufhörlich brennt Weihrauch und Papier zu seiner Ehre und beräuchert den Knorrigen. Diesmal waren eine Anzahl Besucher da, um dem „heiligen Stamm" ihre fromme Ehrfurcht zu beweisen. Unser Weg führt uns bald zum Südthore hinaus. Im Thorwege haben einige Händler ihre Waren ausgestellt. An den Wänden hingen einige — Stiefel, die als Begrüßungsgabe von Mandarinen der Stadt geschenkt worden waren.

Da schattige Plätzchen, Blumenbeete, lauschige Lauben, angenehme Wege, Kunstdenkmäler rc. überflüssig sind — „kein Geld einbringen", gebraucht man als Erholungs- und Marktplatz einen Ort, den man sonst nicht gut verwenden kann. Dicht am Fuße der Stadtmauer, wo man die heimatlosen in der Stadt Gestorbenen und die Verbrecher beerdigt, also zwischen Gräbern, sind die Stadtanlagen angebracht. Hier ist auch der Ort, wo viele Kinder lebend oder tot hingeworfen werden und Hunden, Raben und Geiern zum gräßlichen Fraße dienen. In Scharen fliegen täglich morgens die Raben über unser Haus hinweg, um dort ihre Mahl-

zeiten zu halten, und kehren abends unter krächzendem Geschrei in die naheliegenden Pinienwäldchen zurück.

Das Aussetzen der Kinder geschieht thatsächlich noch heute in ganz China, besonders in größeren Städten. Die größeren Städte haben vielfach besondere Orte, ja sogar eigens erbaute Türme zum Aussetzen der Kinder bestimmt. Ein Turm ist zwar hier nicht erbaut. Jeder Reisende kann solche jedoch noch in Schang-hai, Ning-po ꝛc. finden. Namentlich sind es kleine Mädchen, die dem entsetzlichen Lose anheimfallen. In Tsi-ning und Umgegend herrscht aber die Sitte, die Kinder vorher zu töten, ehe man sie hinauswirft. Manches dieser armen Geschöpfchen wurde von braven Christen uns auch schon lebend gebracht, und wir haben einen eigenen Täufer angestellt, der schon viele Kinder lebend getroffen und getauft hat. Selbst an Ort und Stelle zu gehen, ist uns hier nicht möglich, da die ganze Mission dadurch in Gefahr kommen könnte. Beim Aussetzen der Kinder wird oft mit unmenschlicher Grausamkeit den armen Geschöpfchen die Zunge ausgerissen. (Einer meiner Mitbrüder hat einmal ein solches Kind noch taufen können.) Der Chinese sieht, wenn später wieder ein Mädchen geboren wird, in seinem Aberglauben zunächst nach der Zunge; man glaubt nämlich die Kinderseelen kämen zurück. Die Leichen der Kinder werden fast immer unbeerdigt auf das Feld geworfen, und man sieht es gern, wenn sie von Vögeln anstatt von Hunden aufgefressen werden.

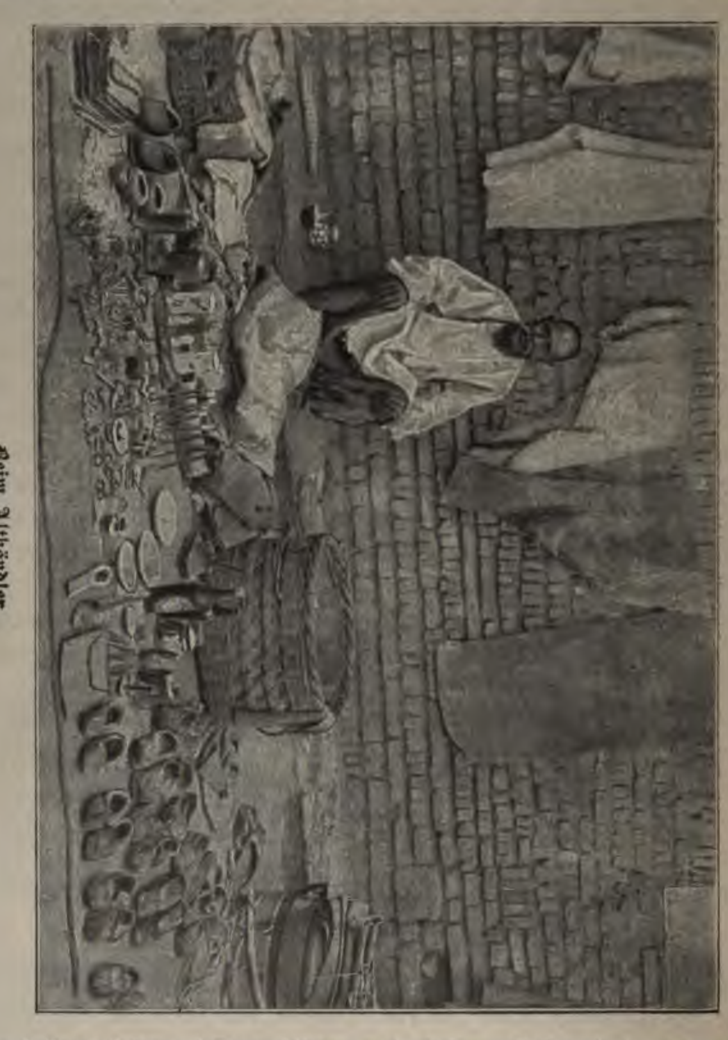
Wir kamen gerade recht heute auf den Tu-schan. Chinesisches Volksleben muß man hier beobachten. Die höheren Stände lassen sich hier



Kaiserliche Schutztafel auf den Sühnekirchen.

bei hellem Tage nämlich nicht viel sehen, um so mehr aber die Plebs, an der das „blumige Reich“ so viel Überfluß hat, sowie der Abschaum Tsinings, der hier den Freudenkelch trinkt. Ein Troubadour besang soeben die Thaten der ehrwürdigen Altvordern, wobei er sich selbst den Takt schlug. Ein anderer mit einem Rasselchen, dessen holde Stimme schon längst dahingegangen, leierte secundando mit einem jungen Weibsbilde

und begleitet von einer Art Guitarre die Heldenthaten der letzten Kaiser herunter. Mehr das kokette Frauenzimmer als die schöne Stimme des Alten erregte Aufsehen. Ja, mit Recht schüttelte ein biederer Alter sein graues Haupt. Auch hier in China hört man oft, „vor hundert Jahren



Beim Althändler.

waren bessere Zeiten, bessere Sitten und bessere Gebräuche". Damals durfte eine chinesische Frau sich öffentlich nicht derart zeigen. Heutzutage machen Frauen hier sogar Seiltänzerstückchen und sind Frauen in Theatern häufig vertreten. — Besondere Anziehungskraft üben auch die gymnastischen Kunststücke aus. Ein Kind stellt sich mit ausgebreiteten Armen

an die Wand, der Vater wirft mit vollständiger Sicherheit mit spitzen Messern gerade neben dasselbe, bis die Umrisse des Kindes an der Wand abgezeichnet sind. Derselbe verschlingt auch mit sichtlicher Anstrengung ein langes Messer, Tassen ꝛc. und holt dann nach kurzer Pause die von Blut triefenden Gegenstände wiederum hervor. Dann nahm er das Kind und steckte es wie einen Fleischklumpen in einen Topf mit ganz enger Öffnung. Mich widerten diese Gauklerkünste an, sie trugen alle den Zug heidnischer Grausamkeit an sich.

Wir gingen weiter an vergnügten Gruppen vorbei, die gerade mit Essen beschäftigt waren.

Mehr wie alles andere zog eine Gruppe Zuschauer an. Wieder ein europäischer Guckkasten, der sich hierhin verlaufen! Mein Begleiter machte mich aufmerksam, nicht in die Nähe zu gehen. Und weshalb? Die gemeinsten Schundbilder, die in Europa polizeiwidrig wären, haben gewissenlose Menschen hierher nach China gebracht. Mit wahrer Gier saugt der Chinese natürlich dieses Gift ein, selbst seine Kinder läßt er diesen „Schmutz der Europäer" sehen.

Nicht weit von diesem Orte traf ich zwei amerikanische protestantische Missionare, die Predigten hielten und Bücher verkauften. Ihr Standort war leider sehr unglücklich gewählt: ihr Vortragort war nämlich eine Theaterbude, die sie zur Zeit der Pausen benutzten.

Unterdessen hatte sich um mich nach und nach eine Menschenmenge versammelt, die mir nicht angenehm war. Ich hielt es für ratsam, mich baldmöglichst zurückzuziehen. Ein Gefühl von Wehmut beschlich meine Seele. Dieses Volk, das zu Hohem berufen sein könnte, liegt so tief danieder. Jahrhunderte schon schläft es, träumend auf den Lorbeeren vergangener Zeiten, und noch ist es erst ein mattes Licht, das den fernen Tag verkündet.

Es war Abend geworden. „Die Sonne hatte sich soeben in die Erde verkrochen. Der Mond stieg schon aus dem Meere hervor und die mit Sternen beschlagene Hülse war über uns sichtbar geworden", als wir die Kirche betraten.

An den „heiligen" Kultstätten Tsi-ning-tschous.

Stadtmauer, Galgenplatz, buddhistischer, taoistischer Tempel, Entstehung des Bonzentums, Moschee.

Auf meinen Reisen in Schantung und im Norden Chinas fiel mir auf, daß die heidnischen Tempel vielfach im Verfall begriffen waren. Neue bedeutende Tempel habe ich fast keine gefunden. Die oft herrlichen An=

lagen und Bauten früherer Zeiten können kaum noch notdürftig erhalten werden und liegen teilweise als Ruinen da. Den Götzen ist das Dach über den Köpfen zusammengefallen. Arme und Beine, selbst die Köpfe haben mutwillige Burschen ihnen abgehauen. Und über allen liegt der spezifisch chinesische Schmutz.

In früheren Zeiten müssen ungeheure Summen zum Baue der Götzentempel verwandt worden sein. Jetzt, wo der Mammon das Herz des Zopfträgers gefesselt und der religiöse Geist im „Drachenreiche" abgenommen hat, ist ihm die Übung der Religion gleichgültiger geworden. Sein religiöses Losungswort heißt: „Saen tiao i tiao", d. h. „alle Religionen sind gleich". Der Chinese ist Buddhist, Laotzist, Konfuzianer und auch Mohammedaner zugleich, oder besser gesagt, er ist nichts. Was er gerade augenblicklich am besten gebrauchen kann, das nimmt er. Kommen Konfuzianer, Buddhisten und Laotzisten zusammen und lassen sich in einen Religionsdisput ein, so dauert es nicht lange. Bald sind sie einig, und im Chorus singen sie: „Bu tung tiao, tung li." — „Es gibt manche Religionen, wahr ist nur eine, wir sind alle Brüder." Und mit diesem Kuß der Einigkeit halten sich alle Kinder des „großen himmlischen Urgroßvaters" umschlungen.



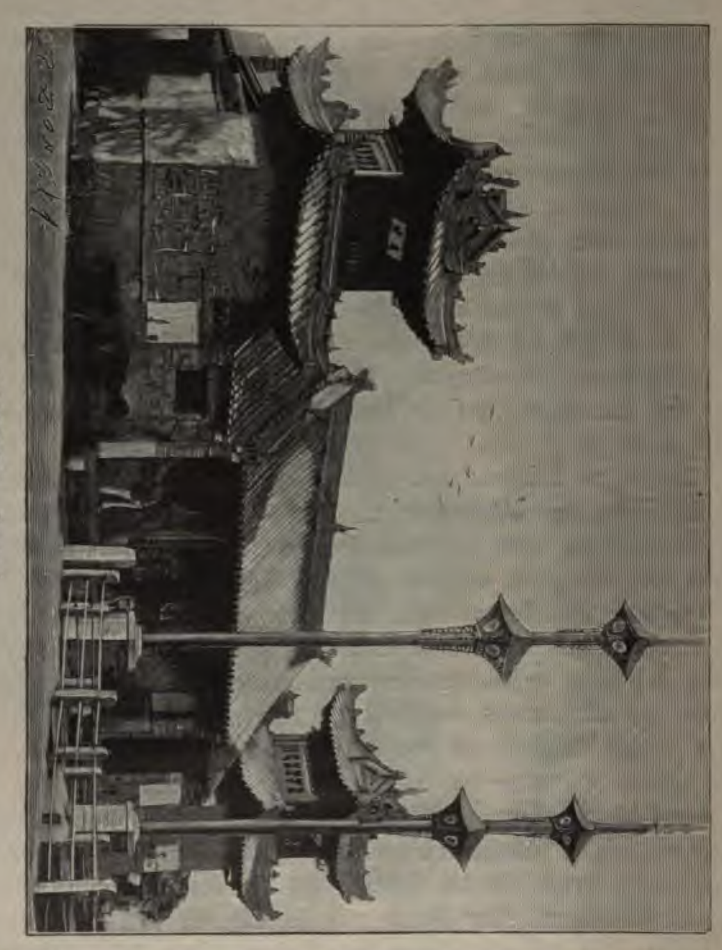
Bonze beim Opfer.

In der alten Handelsstadt Tsi-ning gibt es eine Reihe von alten Pagoden, die verhältnismäßig noch gut erhalten und sehenswert sind.

Mein erster Besuch galt dem Buddhistenkloster vor dem Ostthor der Stadt, der „Ostpagode“. Um nicht fortwährend dem neugierigen Gaffen der Chinesen ausgesetzt zu sein, nahm ich den Weg, der über die Stadtmauer führt. Die katholische Missionsstation ist nämlich fast unmittelbar an dieselbe angebaut. Die Stadtmauer trägt auch schon den Stempel des Verfalles an sich. Etwa 30 m hoch, 7—10 m breit, umzieht sie die innere, kleinere, aber vornehmere Stadt. Sie ist teils aus gebrannten Ziegeln, teils aus Lehm erbaut und hat im Laufe der Zeit durch die tropischen Regengüsse große Risse erhalten, die natürlich nicht eher wiederhergestellt werden, als bis Gefahr droht. Über den mächtigen Thoren sind Pagoden erbaut, in denen die Schutzgötter der Stadt verehrt werden. Andere in regelmäßigen Zwischenräumen auf der Mauer errichtete Bauten sollen Kanonen und Pulver enthalten. Einige alte Waffen mögen darin vielleicht aufgespeichert sein, aber viele und brauchbare nicht. Hier in Tsi-ning ist man wenigstens noch ehrlicher als in einer anderen Stadt, wo ich hölzerne Abbildungen von Kanonen sah, die drohend aus den Schießscharten herauslugten. Die Thore sind ganz gewaltige Bauten. Rings um die Stadt führt ein breiter Graben, der hier auch meist mit Wasser gefüllt ist.

Unweit des Ostthores kam ich an einem für chinesische Städte wichtigen Ort vorbei, dem „Galgenplatz“. Der Stein, auf dem das Verbrecherhaupt abgeschlagen wird, soll selten frei von Blut sein. Mein Begleiter erzählte mir, daß sofort nach der Enthauptung eines Menschen die Bäcker und Apotheker Brot in das frische Menschenblut eintauchen und das als Medizin verkaufen. Nach einem kurzen Wege durch die schmutzige, kleine Vorstadt mit ihren engen Straßen und vorsündflutlichem Pflaster war ich an dem Buddhistentempel angelangt. Durch ein schönes Thor kam ich in den großen Vorhof, der mit Cypressenbäumen bestanden war. Ich schickte meinen Diener in das Haus, um mich anmelden zu lassen. Sofort wurde ich ins Sprechzimmer eingelassen und von einem freundlichen Bonzen empfangen. Nachdem die notwendigsten Anstandsformeln heruntergeleiert waren, drückte ich den Wunsch aus, den Tempel und das Bonzenkloster zu besichtigen. Der Bonze rief deshalb seinen Obern, der auch bald erschien und mir alle Räume des Klosters öffnen ließ. Der Typus eines Bonzen war dieser Obere! Der Kopf war vollständig glatt rasiert, das Gesicht blaß, fahl, die Augen schienen fast leblos zu sein, eine weite, gelbe Tunika umhüllte die asketische Gestalt. Mit größter Freundlichkeit führte er mich überallhin. Das Kloster war vor etwa 300 Jahren erbaut und zählte augenblicklich gegen 200 Bonzen. Im Vergleich zu

anderen derartigen Vereinigungen soll in diesem Kloster gute Zucht herrschen. Während andere Bonzenklöster oft geradezu Lasterhöhlen sind, in denen die Faulheit und Unzucht vor allem blühen, wird hier regelmäßig gebetet (eine Art Chorgebet), studiert und Askese geübt, dazu nicht Opium geraucht. Schon um zwei Uhr nachts erheben sich die Bonzen zum Gebet. Das



Buddhistischer Tempel.

Chorgebet ist lang und wird aus dem Gedächtnis hergesagt, so daß die jungen Bonzenschüler viel Zeit dafür verwenden müssen. Die Speisen sind einfach, Wein, resp. Schnaps wird nicht getrunken, und obgleich das Kloster 3000 Morgen Land besitzt und über große Schenkungen verfügt, essen die Bonzen nur schwarzes Kaulianbrot, in China das Brot der ärmsten Leute. Ich selbst habe gesehen, wie das Essen in der Küche zu=

bereitet wurde: schwarzes Brot und in Salz eingemachte Kohlblätter. — Lobenswert hervorheben möchte ich noch die Reinlichkeit der Küche, die einzige reine Küche, die ich im „blumigen Reiche der Mitte" gesehen habe. — Das Kloster ist von anderen unabhängig und hat sogar eigene Gerichtsbarkeit.

In einem turmartigen Gebäude hing die große Glocke, die eine Höhe von 6 m und einen Durchmesser von $3^1/_2$ m hat. Zu bestimmten Zeiten wird diese Glocke die ganze Nacht hindurch in gewissen Zwischenräumen von einem Bonzen geschlagen. Sie soll mit ihrer ehernen, vollen Stimme die bösen Geister von der Stadt verjagen. Ob sie auch wohl die Schläfer an ein höheres Wesen mahnt? — Nachdem wir den geräumigen und auffallenderweise ebenfalls reinlichen Speisesaal durchwandert, in dessen Mitte eine mächtige Buddhastatue thronte, betraten wir den Haupttempel. Vor dem Eingangsthor stand ein 2—3 m langes, fischähnliches, hölzernes Gestell, auf das der Bonze schlug, worauf einige jüngere Bonzen schnell herbeieilten, um den Obern zu begleiten und auf seine Befehle zu hören. Der Tempel war sehr geräumig, die Säulen bemalt, die Balken mit Schnitzereien verziert und die Wände mit Malereien geschmückt. In der Mitte stand auf einem 2 m hohen Thron die 3—4 m hohe Buddhafigur. Sie war durch einen gelbseidenen Vorhang verhüllt, den ein junger Bonze aber bei unserer Ankunft geschäftig sofort zurückschob. Die Statue stellt Buddha dar auf der geöffneten Lotosblume sitzend. Der Chinese hält einen feisten Menschen für schön, und deshalb denkt er sich seinen Gott auch nur in der feistesten Gestalt. Neben den Gemahlinnen und vielen Töchtern, die rechts und links im Halbkreis aufpostiert waren, standen diesem Buddha noch zwei große Geister (Leibgeister!) zur Seite, schreckenhafte Fratzen, die den Gott bewachen sollten; der eine hatte Hörner am Kopfe und war mit einer schweren Keule bewaffnet, der andere schwang ein riesiges Schwert in der massiven Faust, eiserne Ketten wuchsen ihm aus dem Magen heraus. Vor diesen Götzen stand ein großes, bronzenes Opfergefäß, zum Verbrennen des Gold- oder Silberpapiers, sowie kleinere Gefäße zum Verbrennen der Weihrauchstengel. An den Wänden hingen gewaltige Mengen von Gold- und Silberpapier, das ähnlich den chinesischen Gold- und Silberbarren geformt ist. Der Chinese weiß selbst seine Götter zu betrügen, indem er ihnen statt echten Silbers Papier gibt. In einer Ecke des Tempels stand eine Riesentrommel von ca. 2 m Durchmesser. Sie wird zur Zeit des Chorgebetes geschlagen. Über dem Götzen hing ein Schild, auf das Kaiser Khang-hi mit goldenen Lettern die Worte geschrieben: „Gott möge die ganze Welt (d. h. China) beschützen!"

Während ich mich im Tempel umsah, kamen mehrere Frauen, die opfern wollten. Wie fromm und ehrerbietig doch diese Leute waren! Ehrfürchtig falteten sie die Hände und erhoben die Augen zum Götzen. Dann fielen sie auf die Kniee und verbeugten sich dreimal bis zur Erde. Dabei schlug ein Bonze jedesmal auf eine kleine Glocke. Dann erhoben sie sich, immer das Gesicht dem feisten Götzen zugewandt, verbrannten Papier und Weihrauch, und das Opfer war beendet. Der Oberbonze fragte mich hier auch nach der katholischen Religion. Ich legte ihm die Grundwahrheiten kurz auseinander und sagte ihm, er möge auch einmal unsere Bücher durchlesen. Natürlich versprach er das. „Die katholische Religion sei ja die einzig wahre und allein gute", meinte der anständige Chinese. Im Herzen mag er uns nach Sibirien verwünscht haben. Ich hätte als Mensch von Anstand ihm eigentlich erwidern müssen, daß seine Religion die einzig wahre und gute sei, was ich natürlich aber nicht that.

Ein „heiliger Ort" blieb mir noch zu besuchen, der „heilige — Schweinestall". Zwei kolossale Schweine, „im Alter von ca. 20 Jahren", wurden dort gefüttert und als heilig und unverletzlich gehalten. Diese „ewig-lebenden, nie sterbenden" Schweine sind Geschenke, vertreten die Stelle von Bonzen und dürfen nicht geschlachtet werden. Der „göttliche Sauhirt" erklärte mir, daß die Tiere bei ihrem „seligen" Tode gleich Menschen begraben würden. Es sollten vor kurzem zwei dieser edlen Geschöpfe entschlafen sein, die ein Alter von hundert Jahren erreicht und graue Haare hatten. (Chinesische Schweine sind sonst nämlich schwarz.) Auf mich machten diese schwarzen, schmutzigen Tiere einen widerlichen Eindruck. Die „heiligen Schweine" sind Geschenke von Eltern, die zur Zeit von Krankheiten ihrer Kinder diese Gott geweiht, an Stelle derselben aber Schweine zum Opfer bringen. Auch Esel und Gänse werden zum gleichen Zweck geopfert.

Der Bonze erklärte mir auch diesen sonderbaren Brauch. Ein Kaiser (gemeint ist Ming-ti, 63 n. Chr.) träumte, sein Haus sei im Wanken. Da begegnete ihm ein Mann, der von Westen kam und sich erbot, sein Haus zu stützen und sein Reich zu retten. Erwacht, schickte der abergläubische Kaiser sofort Abgesandte nach Westen, um den Retter zu suchen. Diese kamen nach Indien und hörten dort von Buddha. Es glückte ihnen auch, einige Gebeine des Mannes zu erhalten, mit denen sie nun überselig die Rückreise zu Schiffe antraten. Kurz vor ihrer Landung entstand plötzlich ein heftiger Sturm, das Schifflein versank und mit ihm die teuren Gebeine. Die Abgesandten konnten sich aber noch mit knapper Mühe retten. Plötzlich bemerkten sie einen großen Fisch in der Nähe des gesunkenen Schiffleins. In der Meinung, daß er die Gebeine verschlungen, schrieen

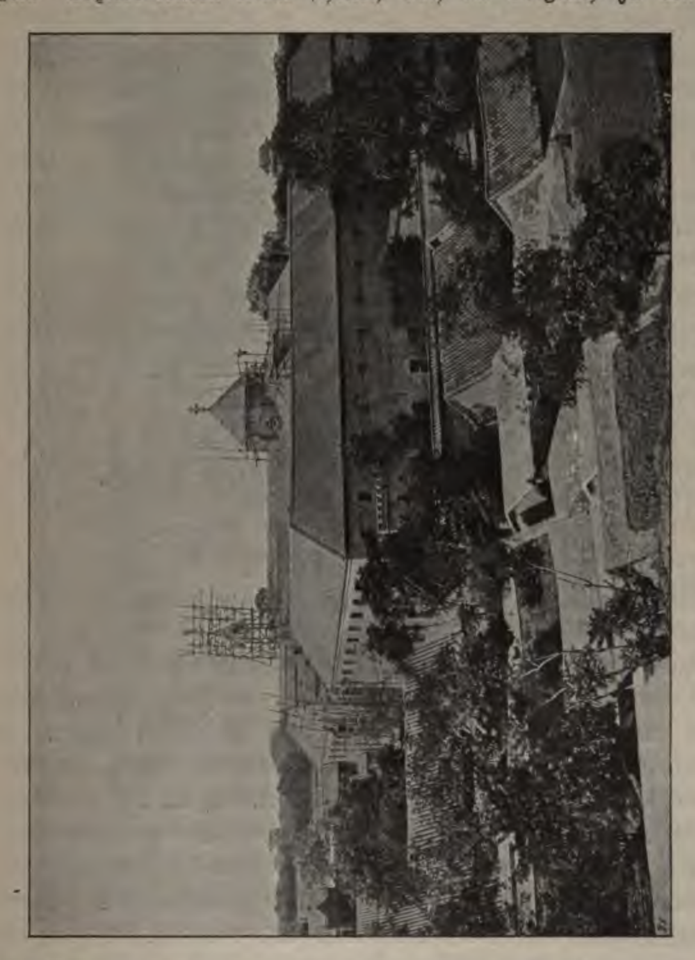


Taoistenpriester.



Taoistischer Tempel in Tsiningtschou.

sie werden gleich uns Europäern erkannt und häufig verspottet. Gegen mich waren diese Leute sehr freundlich. Leidensgenossen sind gern Freunde. Als ich mich zu kurzer Rast in einem Vorzimmer der Moschee niedersetzte, kam bald alt und jung, Männer und Frauen herbei, um mich zu begrüßen. Letztere waren etwas scheuer, doch im Vergleich zu rein chine-



Residenz des Bischofs von Anzer in Tsiningtschou.

sischen Weibern frei zu nennen. Schön waren die Kinder. Die schön gebogene Nase in dem gelblich-gebräunten Gesicht, die dunklen Mandelaugen und das glänzende, schwarze Haar, dazu eine reinliche, geschmackvoll bunte Kleidung machte sich allerliebst.

Die beiden Moscheen Tsi-nings wurden unter Kaiser Khang-hi erbaut, die kleinere sogar auf dessen Kosten. Die große Moschee zählt 80

Säulen, die kleinere 60. Das Innere ist schmucklos. Einige Schilde mit arabischen Buchstaben sind die einzige Zierde. In der Mitte steht ein altarähnliches Gestell, vor dem besonders für den Kaiser gebetet wird. Auch das „Allerheiligste" durfte ich betreten, selbst ohne die Schuhe auszuziehen. An beiden Moscheen bestehen Schulen, in denen Arabisch studiert wird.

Die Mohammedaner kamen um das Jahr 755 nach China. Der Kalif Abu-Giafr schickte dem Kaiser 4000 Soldaten zu Hilfe, die sich in Kan-ton niederließen. Von hier aus verbreiteten sie sich über das ganze Reich, so daß jetzt fast in allen größeren Städten Moscheen sich befinden. Missionierung üben dieselben nicht. Ihre Gesamtzahl beträgt ungefähr 20 Millionen. — Für heute hatte ich übrigens genug des „Heiligen" gesehen.

Als ich die Moschee verließ, war es schon Abend geworden. Ich hatte noch einen Besuch zu machen bei einem befreundeten Chinesen, und dann ging ich zur Mission zurück. Ein wunderherrlicher Sternenhimmel wölbte sich feierlich über Tsi-ning, als ob Millionen lieber Engelsäuglein auf uns niederlugten und uns bewachten. — Dumpf und majestätisch ertönte die große Glocke des Tempels, den ich besucht, — o, wie er mir heute wehe that, dieser Ton; verkündet er doch gar so laut die traurige Herrschaft der Götzen.

Die katholische Missionsstation in Tsi-ning.

Wie fast alle Städte mehr oder weniger dem Eindringen der Europäer Schwierigkeiten und Widerstand leisten, so auch Tsi-ning. Vor vielen Jahren hatte Bischof von Anzer in einer Vorstadt ein kleines Haus gekauft und dasselbe selbst bezogen. Kaum aber war seine Ankunft bekannt geworden, als man auch schon Anstalten traf, ihn zu vertreiben. Man wußte, daß der Bischof selbst in der Stadt war und besetzte deshalb alle Thore, um ihn zu fangen. Der Bischof kleidete sich in die gewöhnlichen Kleider, setzte einen großen Strohhut auf, den er tief ins Gesicht drückte, und ging so ganz allein unbemerkt abends aus der Stadt hinaus. Seine Pferde hatte er zum entgegengesetzten Thore hinausgeschickt. Vor der Stadt angekommen, traf er die Tiere nicht, und nach langem vergeblichen Suchen mußte er zwischen Gräbern eine ganze Nacht zubringen, bis bei Tagesanbruch der Diener ihn fand.

Später wurde der Ankauf eines Hauses innerhalb der Stadtmauer verhältnismäßig leicht durch den damaligen Mandarin. Seither hat sich ein sehr schönes Einvernehmen zwischen der Mission und der Bevölkerung gebildet. Die Gelehrten und reichen Kaufleute, die stets ein- und ausgehen

in der katholischen Mission, haben vor drei bis vier Jahren sogar dem Bischof öffentlich ihre Freundschaft und Anerkennung bezeigt, indem sie ihm einen prachtvoll geschnitzten Ehrenschild öffentlich überreichten, auf dem die Worte stehen: „Alles Gute kommt von Westen!“ und fast sämtliche Namen der höheren Kreise eingraviert sind.

Die Missionsanstalt in Tsi-ning ist ein Centrum des christlichen Lebens in Schantung geworden. An Sonn- und Festtagen ist die geräumige Kirche oft zu klein für die Besucher. Neben dieser Kirche wurde die Residenz des Bischofs mit den notwendigen Wohnungen der Missionare errichtet. Der ganze Komplex mag etwa 20 chinesische Morgen betragen. In der Residenz selbst befindet sich ein großes und ein kleines Seminar mit ungefähr 40 Schülern, die sich auf die Priesterweihe in ca. 15jährigem Studium vorbereiten und außer Latein auch die wichtigsten anderen europäischen Wissenschaften betreiben. Außerdem befinden sich eine Katechistenanstalt mit etwa 50 Schülern, eine höhere und eine niedere chinesische Schule und neuerdings auch eine deutsche Schule daselbst. Die Waisenknaben, die aus der Waisenanstalt in Puo-ly entlassen werden können, lernen hier Schreinerei und Schlosserei. Andere helfen als Maurer, als Drucker in der chinesischen Druckerei. (Die europäische Druckerei wurde kürzlich von hier nach Tsing-tau verlegt.) Andere werden in der Malerei, Uhrmacherkunst, Photographie usw. von europäischen Laienbrüdern ausgebildet.

Dank der vornehmen Gesinnung der besseren Kreise Tsi-nings blieb diese Residenz von dem allgemeinen Sturm im Jahre 1899 verschont. Schon liefen die Anhänger der „Messersekte“ rottenweise mit blanken Waffen durch die Stadt, der Tag des Sturmes war mehrmals bestimmt worden, die Missionare, die sich in anderen Stationen nicht mehr halten konnten, hatten sich in Tsi-ning versammelt mit vielen hundert flüchtigen Christen und hatten dieselben bewaffnet, um sich auf Leben und Tod gegen die Revolutionäre zu verteidigen, da andere Hilfe doch ausgeschlossen war; die Thore wurden verbarrikadiert und bei Tag und Nacht ein regelmäßiger Wachtdienst eingerichtet. Die Häupter der Sekte wollten den Obern der Station sprechen und zur Übergabe der Residenz auffordern, dieser aber hütete sich wohl, dorthin zu gehen. Der Mandarin schickte öfters Nachricht, er könne nicht mehr zu Hilfe kommen. Da endlich wurden an einer anderen Stelle der Mission die Messerhelden von den sich verteidigenden Christen gründlich geschlagen und damit auch die Residenz entsetzt. Die vornehmen, der Mission freundlich gesinnten Kreise der Stadt hatten während der ganzen Zeit oft vermittelnd gewirkt, und ihnen ist es zum größten Teil auch zuzuschreiben, daß die Residenz nicht vorher gestürmt wurde



Inneres der Kirche von Tsiningtschou.

und wahrscheinlich gefallen wäre, — ein Beweis, daß nicht alle Chinesen gegen die Europäer und speziell gegen die Missionare eingenommen sind, wenn gerade die Besseren und Gebildeten unter ihnen für dieselben eintraten. Rohes Gesindel, das Freude am Morden und Rauben hat, gibt es überall, in China sowohl wie in Europa, aber das ist nicht das „Volk“.

Auch in der letzten Verfolgung (1900) blieb die Station unversehrt.

5. Über den Hoang-ho (Gelben Fluß).

Ritt durchs Wasser, Nacht am Fluß, Hoang-ho, Überfahrt, Dammbruch.

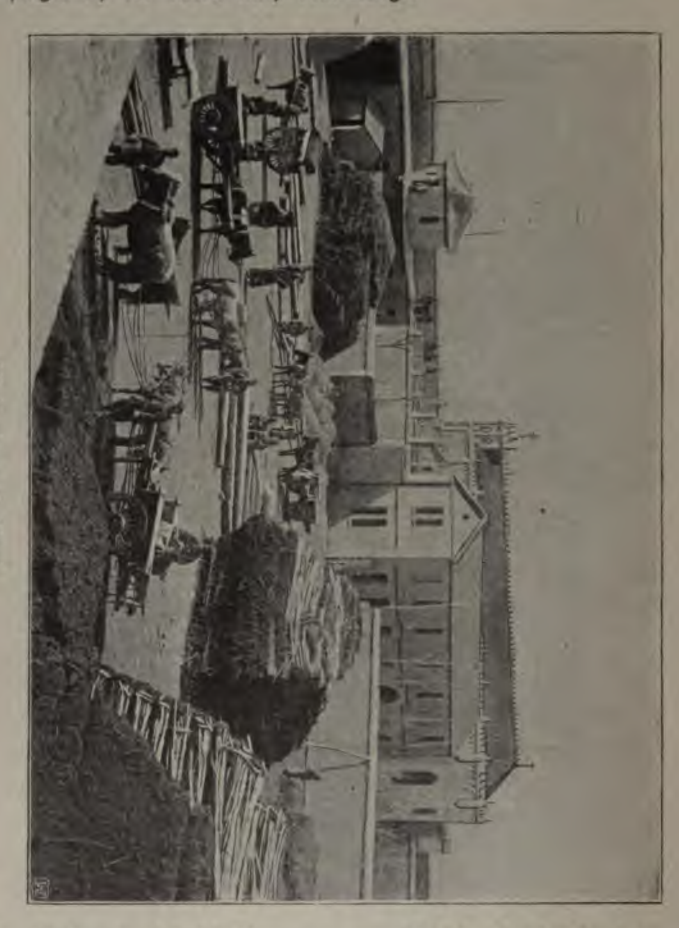
Wenn in den Sommermonaten Juli und August der Tropenregen fällt, stehen die weiten Ebenen und Niederungen Westschantungs bald unter Wasser. Die Dörfer und Gehöfte, die fast immer an erhöhten Plätzen aufgebaut sind, ragen dann wie Oasen aus der ungeheuren Wasserwüste hervor. Die Wege, besonders die „großen“, kaiserlichen Wege, die schon sonst meist in unbeschreiblich schlechtem Zustande sind, werden zu schmutzigen Kanälen, die Bäche und Flüsse, die während anderer Jahreszeiten oft nur durch breite trockene Sand- und Kiesfelder kenntlich sind, schwellen zu mächtigen, reißenden Strömen an.

Eine Reise zu solcher Zeit im „blumigen Reiche der Mitte“ ist kein Vergnügen.

Es war im Sommer 1898, als ich mich in Puo-ly befand, einer Christengemeinde, die eine Tagreise vom linken Ufer des Hoang-ho entfernt liegt. Seit einigen Tagen war der Regen in Strömen gefallen, alles war überschwemmt. Dringender Geschäfte wegen mußte ich nach Tsi-ning, einer großen Stadt jenseits des Flusses, reisen, etwa 30 Stunden Weges. Die Vorbereitungen zu einer solchen Reise sind bekanntlich einfach. Ich packte nach chinesischer Sitte meine Decken und notwendigen Kleider in einen Sack hinein, den ich auf den Sattel legte und der als Unterlage beim Reiten gute Dienste leistet. Meine Pferde standen bereit, zwei kräftige mongolische Tiere, die Hitze und Wasser, Wind und Wetter Widerstand leisten konnten.

Nachdem wir den breiten Wassergraben, der das Dorf umgab, mit den Pferden durchschwommen hatten, ließ ich meinen Diener voraufreiten. In respektvoller Entfernung folgte ich seinen Spuren. Die Wege waren an vielen Stellen nicht mehr sichtbar. Bald sanken wir tief in dem aufgeweichten Felde ein, bald glitten die Tiere aus, bald stolperte das vordere Pferd in kleine Gruben oder über niedriges Gesträuch, so daß wir nur lang-

sam vorwärtskamen. So behutsam vorwärtsreitend, hatten wir schon mehrere Dörfer passiert, als wir vor ein großes Dorf kamen, das ringsum von Wasser umgeben war. Die Dorfjugend tummelte sich dort im schmutzigen Wasser herum, und einzelne alte Spießbürger schmauchten, vor dem Thore sitzend, ihr Pfeifchen. Da es bei jedem Dorfe einzelne besser passierbare Wege gibt, fragte ich die Alten nach dem Wege.



Waisenhaus in Puoly.

„Alte Brüder," rief ich ihnen zu, „entschuldigt, daß ich nicht vom Pferde absteige, woher reitet man am besten?" — „Nach Süden," war die Antwort. — „Ist dieser Weg sicher und gut zu gehen?" — „Schui dsche dau" — „Wir wissen es nicht".

Die verschmitzten Gesichter machten mich stutzig, aber mein Diener konnte sein unruhiges Pferd nicht mehr halten und ritt schon voraus.

Einige Schritte, und er stürzte Hals über Kopf mit seinem Tiere in den Teich. Schallendes Gelächter der gelben Gesellschaft! Das Tier kam auf mich zugeschwommen, während mein treuer Jang erst nach langem Zappeln auf der andern Seite landete. Seine Ermahnungen an die alten Gauner waren nicht schlecht, so daß diese sich bewogen fühlten, mir den richtigen Weg zu zeigen. Pudelnaß, ohne Schuhe, die in dem Wasser verloren gegangen, bestieg Jang dann wieder sein Pferd.

Nach einigen Stunden erreichten wir etwas höher gelegenes, trockenes Land. Wir konnten nun unseren Ritt beschleunigen, die Sonne brannte geradezu „giftig", aber ich wollte noch an diesem Tage an die Ufer des Hoang-ho und rastete deshalb fast gar nicht. In der Abenddämmerung gelangten wir glücklich zum Flusse hin.

Schon vor meiner Abreise hatte ich gehört, daß der Hoang-ho einige Tage vorher die Dämme des rechten Ufers durchbrochen und die Gegend unter Wasser gesetzt, aber an ein solch entsetzliches Unheil, wie er diesmal angerichtet, hatte ich nicht geglaubt. Wie ein weiter, uferloser See lag er vor mir, und mit stürmischer Gewalt und drohendem Brausen rollten die gelben Fluten daher. Wie sollte ich da hinüberkommen? Es war ein Wagestück, den morschen Kähnen sich anzuvertrauen, aber ich mußte hinüber, und nach längerem Unterhandeln zeigten sich einige Schiffer zur Fahrt bereit und zwar am nächsten Morgen.

Auf dem Uferdamme stand eine Herberge, deren vier Wände aus Strohgeflecht bestanden, in der wir mit unseren Tieren Unterkommen fanden. An Ruhe war kaum zu denken; meine Kleider und Decken waren teilweise durchnäßt, die chinesischen Tuchschuhe aufgeweicht, die Strümpfe naß, und als Bett diente die liebe Erde. Erst nach langem vergeblichen Kampfe mit den schier unzähligen Moskitos schlummerte ich spät nach Mitternacht ein.

Der Hoang-ho, den ich hier übersetzen wollte, ist einer der größten Ströme Chinas. Er ist ein ganz eigentümlicher Geselle, dieser Fluß. Zu gewöhnlichen Zeiten ist er in Schantung etwa doppelt so breit wie der Rhein bei Köln. Sein Wasser ist schmutzig-gelb, daher auch sein Name (hoang = gelb, ho = Fluß). Er führt soviel Schlamm mit sich, daß ich einmal in einem Eimer Wasser später 1 Centimeter abgelagerten Schlamm messen konnte. Daher kommt es auch, daß das Flußbett hoch über dem Niveau der umgebenden Ufer liegt. Zwei Riesendämme auf jedem Ufer, einige Kilometer voneinander entfernt, engen den Fluß wie eiserne Fesseln ein. Aber zu Zeiten des Hochwassers zerbricht er oft bald hier, bald dort diese Fesseln, als ob es Strohhalme seien. Man kann sich die Verheerungen denken, die dann der schmutzige Unhold anrichtet. Wie ein wilder

Sturzsee ergießt er sich aus seinem Bett in die weite Niederung hinein und begräbt dann alles mit seinem Wasser und Schlamm. Eine Stunde vom Hoang-ho entfernt findet man noch ganze Baumalleen, die nur mit der Krone aus der Erde blicken, Tempel, die halb oder bis zum Dache vergraben sind. — Bei der bedeutenden Schlammablagerung, die zudem wegen der reißenden Strömung noch wechselt, ist der Fluß für Dampfer schwer passierbar, von chinesischen Dschunken wird er aber viel befahren.

Auf älteren Karten wird man den Lauf des Hoang-ho ganz anders



Ernte bei der Überschwemmung.

verzeichnet sehen als auf neueren Karten. Er liebt die Abwechselung und geht, wie die Chinesen sagen, gern spazieren. Thatsächlich hat er sich ein ganz neues Bett gesucht. Vor dem Jahre 1852 mündete er südlich der Gebirge Schantungs, dann durchbrach er bei Kai-fong-fu die Dämme und wählte sich seinen jetzigen Lauf, den er aber im kleinen auch noch später mehrmals wechselte. Während der 7 Jahre, die ich in Schantung zubrachte, überschwemmte er seine Ufer dreimal, und war im Jahre 1898 große Gefahr da, daß er wieder das alte Bett aufsuchte. Mit vieler Mühe und unermeßlichen Summen gelang es der Regierung, die Dämme wiederherzustellen.

Ich sollte diesmal gerade Zeuge der Überschwemmung sein. Früh am Morgen waren wir schon beschäftigt, die Pferde auf die gemieteten Kähne zu bringen. Die Tiere sträubten sich lange, das Rauschen des Wassers machte sie scheu. Endlich war es uns gelungen, und wir stießen vom Lande ab, nachdem die Schiffer vorher noch ihren Penaten Opfer gebracht. Nach einigen Minuten befanden wir uns schon im Strome. Die Wellen wurden mächtiger, und das schwache, floßähnliche Fahrzeug begann zu schaukeln und zu schwanken, als ob es eine leichte Nußschale wäre. Um eine gleichmäßige Fahrt zu bewirken, hatten die Schiffer die Segel gehißt. Ganz schauerlich war es, wenn nun der Wind stoßweise in die Segel blies und das Fahrzeug in allen Fugen krachte und das schmutzige Wasser zischend über den Rand desselben stürzte. Die Schiffer schrieen und fluchten, die Tiere, die ich mit den Zügeln an den Mast angebunden, schnauften ängstlich. Mein guter Jang stand leichenblaß neben den Pferden und starrte mich an, als ob er bei mir sich Mut holen wollte. Einige andere Chinesen, die mit mir die Fahrgelegenheit benutzten, lagen mit dem Gesichte zum Boden gewandt und riefen laut ihren „lau Je“ („alten Großvater“) um Hilfe an. Mehrmals glaubte ich, wir seien unrettbar verloren. Wie der Wind trieben wir stromabwärts. So fuhren wir $2^1/_2$ Stunden lang in Ängsten und Nöten, bis wir endlich in weiter Ferne den gegenüberliegenden Damm erblickten. Damit stieg auch wieder der Mut, die größte Gefahr war nun vorüber. Nach einer weiteren halben Stunde landeten wir am Damme.

Der ganze Damm war mit Menschen besetzt. Hier sollte ich denn noch ein Schauspiel sehen, wie ich ein grauenhafteres und traurigeres nicht erlebt hatte. Der Strom hatte in der vergangenen Nacht nämlich einige Stunden oberhalb meiner Landungsstelle eine 1—2 Kilometer breite Bresche in den zweiten Damm gebrochen. Vom ersten Damm sah man überhaupt nichts mehr. Die Flut soll, wie mir die Leute erzählten, sich meterhoch über die Ebene dahergewälzt haben, alles vor sich niedermachend und verschlingend, was ihr im Wege stand. Die Dörfer waren stundenweit überschwemmt. Viele tausend Menschen hatten ihren Tod im Wasser gefunden. Viele hatten sich noch auf dieses unversehrte Stück des Dammes geflüchtet, wo ich eben gelandet. Jenseits des Dammes erblickte ich nur eine weite Wasserebene, aus der einzelne burgähnliche, besonders feste und hohe Häuser und die Wipfel hoher Bäume herausragten. Da trieben Balken, Bäume, Hausgeräte, tote Tiere auf dem Wasser. Dort sah ich einen Ochsen einhertreiben, der am Halfter einen ausgerissenen Menschenarm mit sich führte. Menschenleichen wurden angeschwemmt und von den Geretteten aufgefischt.

Die Scenen auf dem Damme selbst sind kaum zu beschreiben. Die Frauen und Kinder, die oft nicht einmal die notwendigsten Kleider gerettet, litten am meisten Not. Mehrere Frauenleichen lagen nebeneinander auf dem Damm. In China gilt das Gebot der Liebe nicht. In Gefahren sucht jeder seine eigene Haut zu retten. Daher sind denn auch meist Frauen und Kinder umgekommen. Die Kleider der Überlebenden waren durchnäßt, und der Hunger nagte unter den Armen gewaltig. Nachdem ich mein Reisegeld unter die Leute verteilt, ging ich, mein Pferd am Zügel führend, den Damm entlang weiter, bis ich nach 5 Stunden zur Stadt Juin-tscheng kam, woselbst wir eine christliche Niederlassung besitzen. Auf dem ganzen Wege nur Elend und Not. Von allen Seiten bettelte man mich an, und da ich nichts mehr geben konnte, schimpfte man. Kranke Kinder, kranke Greise lagen da, der glühenden Sonnenhitze ausgesetzt, hungernd und dürstend, verlassen. Eltern suchten ihre Kinder, Kinder ihre Eltern. Dieser jammerte um seine ertrunkenen Eltern, jener klagte um sein zerstörtes Heim. Ein Glück ist's, daß dieses Volk solch gleichgültigen Charakter hat.

In der Missionsstation angelangt, hatte der Mandarin, der mir besonders befreundet war, bald von meiner Ankunft gehört und kam zu mir. Er wollte es nicht glauben, daß ich über den Fluß gesetzt. Dann wollte er mit mir beraten, um einigermaßen Hilfe zu schaffen. Ich selbst versprach ihm mein möglichstes, schickte auch sofort 4 christliche Ärzte auf den Damm, um den vielen Kranken zu helfen und denselben unentgeltlich Medizinen zu verteilen. Der Mandarin schickte jeden Tag mehrere Karren Brot auf den Damm, und auch die Reichen der Stadt, die wir einluden, beteiligten sich an dem Liebeswerke, nachdem der Mandarin ihnen das gute Beispiel gegeben.

Wie ich später hörte, wurden aber selbst diese Liebesgaben nicht richtig verteilt und sogar von den damit durch den Mandarin betrauten Polizisten unterschlagen. Alte Frauen und Greise erhielten fast nichts und jungen Mädchen wurden doppelte Rationen ausgeteilt. Später belästigten sogar Flußräuber die Armen, raubten die Mädchen und raubten das von manchem noch glücklich gerettete Silber. Echt chinesische Barbarei!

Ich ritt nach eintägiger Rast nach Tsi-ning. Kaum war nach einem halben Jahre der Damm wiederhergestellt und das Wasser verzogen, als auch die überschwemmte Ebene wieder von Menschen angebaut wurde.

6. Nach K'ai-fong-fu.

Hoang-ho (Gelber Fluß), Reise auf dem Damm, K'ai-fong-fu, Juden.

Von Ts'au-tschou-fu nach K'ai-fong-fu oder Bien-leang, wie es gewöhnlich im Volksmunde heißt, ist es zu Pferde nur zwei Tagereisen weit. Eine „große" Straße in dem bekannten verlotterten Zustande, die zur Regenzeit unpassierbar ist, verbindet beide Städte, die unter sich einen ansehnlichen Handel haben. Auch die Kaufleute von Tsi-ning (am Kaiserkanal) benutzen diesen Weg, um europäische Waren dorthin einzuführen.

Wenn ich die Reise machte, nahm ich meistens baldmöglichst meinen Weg über den Damm, der den Hoang-ho (Gelben Fluß) einschließt. Der Hoang-ho, der unweit von Kai-fong-fu vorbeifließt, nahm früher seinen Lauf von Kai-fong-fu nach Südosten, seit 1852 hat er sich einen neuen Weg gewählt und wälzt jetzt seine schlammigen Fluten nach Nordost und kommt unweit Ts'au-tschou-fu vorbei. Bei dem letzten großen Ausbruch (1852) stand die Oberpräfektur Ts'au-tschou-fu fast ganz unter Wasser.

Ich wählte den Damm zum Reisewege, weil er besser ist als der gewöhnliche Weg. Der Damm ist mit Weiden und Pappeln bepflanzt, und zum Schutze für Wanderer sind alle paar Kilometer niedliche Wächterhäuschen errichtet, deren Bewohner meist alte Soldaten sind, die auf Wunsch der Reisenden diese bis zum nächsten Wachthause begleiten müssen. Es wird wohl kaum jemand die alten Gesellen belästigen, die ihren Soldatenkittel an den Thürpfosten aufgehängt und gähnend oder die Pfeife schmauchend auf der faulen Haut daliegen, oft sogar die Helfershelfer der Wegelagerer sind.

An Überfahrtsstellen des Flusses sind jedesmal Buden aufgeschlagen, in denen man für wenige Sapeken auf offenem Wege Nudelsuppe, Fleischbrötchen, Obst, Brot und Thee sich kaufen kann.

Der Europäer mit seinem „schönen" Barte, seiner „langen Nase" und seinem flachshaarnen Zopfe bildet für Chinesen stets ein liebes Schaustück, an dem er seine stillen Studien machen kann. So hatte auch ich am Abend, als ich meinen Appetit an einer solchen Bude stillte, bald eine Menge Zuschauer und Gaffer um mich. Wie staunte man, als ich meinen Mund aufthat und die langen Nudeln, mit Knoblauch und Zwiebeln gewürzt, vermittelst chinesischer Stäbchen in denselben einführte; wie staunte man erst, als sogar die lieblichen chinesischen Laute dem Gehege meiner Zähne entwischten. Ich fragte sie nach diesem und jenem, erzählte ihnen etwas



Chinesischer Barbier.
Vor sich trägt er einen Topf mit heißem Wasser, hinter sich ein Bänkchen zum Sitzen.

vom Christentum, das sie alle für „sehr gut" erklärten, und wir schieden auf Wiedersehen als gute chinesische Freunde.

Nach einer Nacht in chinesischer Herberge traf ich am zweiten Tage den französischen Pater, den ich besuchen wollte, um mich mit ihm über einige Missionsangelegenheiten zu besprechen. Als ich mit ihm auch davon sprach, K'ai-fong-fu besuchen zu wollen, riet er mir davon ab, weil es der Mühe nicht wert sei. Die Stadt sei jeder Provinzialstadt gleich und biete kein besonderes Interesse. Die alten Paläste aus der Kaiserzeit (von 1280 bis 1405) seien zerstört, die jüdische Synagoge, die mich am meisten in-

teressiert hätte, bestehe nicht mehr, seitdem 1642 die Stadt vollständig durch den Gelben Fluß zerstört worden sei. Chinesische Städte sind sich allerdings beinahe alle gleich, wenn sie nicht in alter Zeit eine gewisse Bedeutung hatten, und die Spuren alter Herrlichkeit hat hier das gelbe Wasser verwischt. So sparte ich mir den Tagesritt und kehrte wieder in meine Mission zurück.

Die Stadt ist Hauptstadt der Provinz Ho-nan und liegt 15 Kilometer vom rechten Ufer des Hoang-ho, unter 34° 55′ nördlich. Br. und 114° 33′ östlich. L. v. Gr. Sie ist Sitz des Gouverneurs von Ho-nan, eines Civil- und eines Salztau-tai sowie des obersten der Mandarine, die den Hoang-ho und Kaiserkanal verwalten, und zählt etwa 150 000 Einwohner. Der Hafen der Stadt ist Liu-juen-kau am Hoang-ho, der hier 600 Meter breit ist. Es sollen mehrere mohammedanische Moscheen in K'ai-fong-fu stehen, wie denn überhaupt in jener Gegend bis nach Ts'au-tschou-fu hin die Mohammedaner sehr zahlreich sind.

K'ai-fong-fu muß früher, besonders zur Zeit, als es Hauptstadt war (1280 bis 1405), viel bedeutender gewesen sein, aber von seiner letzten Zerstörung (1642) hat es sich nie wieder gänzlich erholt. Die Stadt war damals von Rebellen belagert. Die Einwohner aber wehrten sich mit einem Mut, den man jetzt nicht mehr an Chinesen gewohnt ist. Die chinesische Geschichte erzählt, daß damals auf dem Markte regelmäßig Menschenfleisch verkauft wurde und daß man die Toten nicht begrub, sondern verzehrte. Jedoch all diese Leiden konnten den Kommandanten nicht bewegen, die Stadt zu übergeben. Da kam ein kaiserliches Entsatzheer heran. Als der Feldherr der Kaiserlichen aber sah, daß seine Truppen in der Minderzahl waren, griff er zur List. Er ließ die Dämme des Hoang-ho durchbrechen, um die Rebellen zu ertränken. Daran, daß die heldenmütige Stadt dem Wasser auch nicht Widerstand leisten konnte, hatte der schlaue Herr nicht gedacht; die Rebellen flohen, die Stadt versank in die Wellen und begrub unter ihren Trümmern fast die ganze Bevölkerung.

Damals ging denn auch die herrliche jüdische Synagoge zu Grunde, die jetzt noch in Ruinen daliegt. K'ai-fong-fu hatte nämlich eine (vielleicht die einzige) der ältesten jüdischen Gemeinden, die auch jetzt noch dort bestehen soll. Dieselbe muß sich jetzt in kläglichem Zustande befinden, und im verflossenen Jahre haben europäische Juden Schang-hais sich an ihre Glaubensbrüder in Europa um Unterstützung gewandt, um diese Gemeinde vor völligem Untergange zu schützen.

Die erste Kunde von dem Dasein dieser Juden erhielt im Anfange des 17. Jahrhunderts P. Ricci S. J., den ein Jude in Pe-king besuchte. Der greise Pater wäre gern selbst auf dessen Einladung hin nach K'ai-fong-

fu gereist, um ihnen den Erlöser zu predigen; aber es war ihm nicht mehr möglich, und er schickte seinen Gehilfen Alien dorthin. Später (zwischen 1704—1728) besuchten die Jesuiten Gozani, Domenge und Gaubril dieselben. Sie erkundigten sich genau nach ihrer Lebensweise und ihren heiligen Schriften. Sie fanden einige außergewöhnliche Gebräuche vor, z. B. daß das Gesetz durch einen Schleier gelesen wurde und für Moses, ähnlich dem chinesischen Ahnenkult, ein Thron errichtet worden. Die jüdischen Namen hatte man chinesisch umgebildet: Ngo-tan (Adam), Ngo-ou-lo-han (Abraham), I-se-ho-ke (Isaak), Mie-che (Moses) usw. Von diesen Missionaren besitzen wir auch eine Zeichnung der Synagoge. Im Jahre 1850 ließ eine Londoner Judenbekehrungsgesellschaft die Juden K'ai-fong-fus durch zwei chinesische Christen aufsuchen, welche die Synagoge zerstört fanden und berichteten, daß die Gemeinde fast völlig aufgelöst sei. Später haben andere Missionare und Reisende den fast völligen Verfall bestätigt. Dr. Martin, der 1866 in K'ai-fong-fu war, erzählt uns, daß er an der Stelle der alten Synagoge nur einen Stein mit Inschriften fand. Er fand nur noch wenige Juden, die arm waren, ihre Sprache vergessen hatten, ihre alten Gebräuche und Ceremonien, selbst die Beschneidung, nicht mehr übten und sich mit Heidinnen verheirateten. Ein Jude soll sogar Bonze eines buddhistischen Tempels gewesen sein.

Wie und wann diese jüdische Gemeinde nach China gekommen, ist noch nicht sicher festgestellt. Innerhalb der nach den alten Zeichnungen sehr imposanten Synagoge, die allerdings im chinesischen Tempelstile erbaut war, befanden sich einige Denksteine, auf denen außer dogmatischen Lehren auch über die Ankunft der Juden in China geschrieben ist. Diese Inschriften widersprechen sich aber. Die älteste sagt, daß unter der Sungdynastie (960 bis 1278 n. Chr.) 70 jüdische Familien eingewandert seien, während eine andere Inschrift aus dem Jahre 1512 sagt, daß die Juden unter der Handynastie (206 v. Chr.—221 n. Chr.) nach K'ai-fong-fu gekommen. Eine dritte Inschrift nennt sogar die Tschoudynastie (1122—249) als solche, unter der die Juden ihren Einzug gehalten. Nach P. Tobar S. J., der die Inschriften alle gesammelt und erklärt (Schang-hai, 1900), und den meisten Gelehrten wird die zweite Ansicht als ziemlich sicher angenommen und sind die Juden unter Kaiser Ming-ti (58—75) von Persien her eingewandert. Letzteres sollen die persischen Wörter und Redensarten, die sich finden, beweisen.

Mit dem Tempel und den jüdischen Sitten sind auch die heiligen Bücher, die man früher besaß, der Pentateuch und einzelne andere, verloren gegangen, resp. verschachert worden, und sind dieselben jetzt teilweise in

europäischen Händen (Museum in Schang-hai, Hong-kong, Britisch-Museum).

Es war in letzter Zeit öfter die Rede davon, daß der Kaiser anstatt Pe-king, wo seine Paläste von den „rothaarigen Teufeln" geschändet wurden, K'ai-fong-fu als „Drachensitz" erheben wolle. Dann würde die Stadt wohl wieder neu aufblühen, zumal wenn sie der Knotenpunkt für die Eisenbahnen



Khulis.

wird, wozu sie schon längst ausersehen war. Für Tsing-tau und die deutschen kaufmännischen Interessen dürfte der Wechsel der Hauptstadt auch von größerem Belang sein, da die Schantungbahn von Jen-tschou-fu über Tsi-ning, Ts'au-tschou-fu nach K'ai-fong-fu die nächste Verbindung zur Küste herstellt.

7. In Ts'au-tschou-fu, dem Lande der Räuber.

Ts'au-fuer Räuber, Volkscharakter, Organisation der Räuber, Räuberstückchen, Jü-hsien, kath. Mission.

Vierzig Kilometer westlich von Tsi-ning beginnt das „Land der Räuber", die Präfektur Ts'au-tschou-fu. In ganz China ist dies Land bekannt und berüchtigt. Ts'aufuer Räuber treiben sowohl in den weiten Steppen der Mongolei wie in den blühenden Dörfern Südchinas ihr Unwesen. Die Mandarine fürchten sich vor Ts'au-tschou-fu, in dem Menschenleben nichts gelten, in dem man Tag und Nacht belauert, verfolgt ist von Wegelagerern und plündernden Banden, das ein Herd so vieler Rebellionen geworden.



Verbrecher im Halsblock.

Ich habe dort 4 Jahre als Missionar zugebracht und das Land, das etwa 200 Kilometer im Durchmesser hat, nach allen Richtungen hin durchreist und manches „Räuberstückchen" aus eigener Anschauung, am eigenen Leibe kennen gelernt.

Es gibt thatsächlich Hunderte, ja Tausende dort, die nur oder fast nur vom Raube leben, die nachts in Rotten einzelne Gehöfte und Dörfer ausplündern, tagsüber durch Wegelagern ihren Unterhalt gewinnen. Ihre Exkursionen dehnen sie je nach Bedarf auch in die umliegenden Präfekturen aus, und wenn man ihnen gar zu scharf an den Kragen will, „wandern sie aus", natürlich mit ihren „Handwerksgeräten". Die reicheren und größeren Dörfer Ts'au-tschou-fus sind daher auch alle mit guten Wällen und Mauern umgeben, und vornehme Gutsbesitzer haben in ihren Gehöften feste 2—4stöckige Türme gebaut, worin sie ihre Wertsachen aufbewahren und nachts schlafen.

Das Volk unterscheidet sich in mancher Beziehung von seinen Nachbarn. Die Männer sind größer und stämmiger gewachsen, die Sprache ist gröber, die Sitten sind roher und wilder als die der Durchschnittschinesen. Schlägereien und Raufereien sind an der Tagesordnung. Jeder hat seine

Waffen, Flinte, Lanze oder Säbel und scheut sich auch nicht, dieselben zu gebrauchen. Das Volk hat einen sehr ausgeprägten Ehrgeiz. Wegen einer kleinen Beleidigung, die jemand von einem anderen zugefügt wird, zieht oft die ganze Verwandtschaft des Beleidigten, ein ganzes Dorf selbst, mit fliegender Fahne und mit Waffen aller Art zum Kampfe gegen das Heimatdorf des Beleidigers aus.

Nicht immer ist es Not, die diese Menschen zu ihrem „Handwerk" zwingt und sie zu ihren nächtlichen Ausflügen verleitet, nein, oft ist es reine Rauflust und Liebe zu Abenteuern. „Ein frohes Leben führen wir," ist ihre Parole. Wenn sie einmal Glück gehabt und einen guten Fang gemacht, wird meist die folgenden Tage hindurch in irgend einem großen Götzentempel der Gewinn bei Kartenspiel und wüsten Gelagen wieder verjubelt. Es kam soweit, daß auf kaiserlichen Befehl hin die Thüren und Fenster sämtlicher alleinstehender Tempel vermauert werden mußten.

Die Räuber sind gut organisiert, 8 Mann stehen unter einem Hauptmann und 8×8 unter einem Oberhauptmann, dem sie blindlings gehorchen müssen. Dieser wird gewählt, oder er hat sich selbst seine Bande erzogen. Sie haben eine geheime Sprache, bestimmte Regeln und strenge Disciplin. Auch die romantische Räuberehre fehlt ihnen nicht. So werden sie z. B. nicht leicht ein Dorf oder Gehöfte heimlich und feige überfallen, sondern sie machen sich vorher bemerkbar, indem sie einige Schüsse abfeuern.

Ein Räuberhauptmann, dem ich Medizin gegeben, durch die er gesund geworden sein wollte, sagte mir, in seinem Distrikte dürfe ich bei Tag und bei Nacht ganz sorglos reisen, er habe seinen Leuten verboten, mich zu überfallen. Später hörte ich, daß er ohne mein Wissen sogar des Nachts Posten zu meinem Schutze ausstellte. — Wenn möglich suchen sie das Leben ihrer Opfer zu schonen, obgleich sie mit Prügeln und Torturen nicht gerade sparsam sind. Wird ihnen aber energischer Widerstand geleistet oder werden ihnen im Kampfe die Köpfe blutig geschlagen, dann können diese Menschen auch zu Hyänen werden, die in grausamster, wildester Wut ihre Opfer zerreißen.

Spezifisch chinesisch ist folgende Art des Überfalles. Die Räuber fangen die Nachtwächter eines Dorfes ab und prügeln dieselben zum Erbarmen durch, setzen ihm das Messer an die Kehle oder den Gewehrlauf vor den Schädel, damit derselbe nach Kräften um Erbarmen schreie. Unterdessen überfallen die Räuber das Haus, das sie sich ausersehen. Wenn nun Nachbarn oder andere den bedrängten Hausbesitzern zu Hilfe kommen wollen, bohren die Räuber das Messer etwas tiefer in die Haut des

armen Nachtwächters, bis er seine „lieben Verwandten und alten Freunde“ in kläglichster und erbarmungsvollster Weise laut bittet, doch nichts zu thun, ihm das Leben zu retten. Die „alten Freunde“ hüten sich dann auch meistens, gegen die Räuber vorzugehen, und lassen ruhig plündern. Im Falle, daß sie doch die Räuber bedrängen, wird der unglückliche Nachtwächter auch wirklich geopfert und ermordet.

Die Räuber nehmen bei ihren Überfällen alles, was ihnen nützlich scheint: Geld, Kleider, Eßwaren, Tiere, große Mädchen, die sie verkaufen, und Knaben, die sie gegen Lösegeld später wieder abgeben.

An Abenteuern und Abwechselung fehlt es bei den Raubzügen nicht. Oft genug werden ihre Angriffe blutig abgeschlagen, oft genug werden einige getötet oder gefangen. Im Jahre 1897 beraubten sie einmal einen hohen Mandarin, der kurz vorher seinen Posten niedergelegt und nun auf seinem Landgute seine ungeheuren Reichtümer verzehrte. Da nachts und tagsüber stets Wachen ausgestellt waren, mußten die Räuber, die sein Reichtum angezogen hatte, mit List eindringen. Am Tage vor ihrem „Besuche“ meldete sich der Hauptmann als großer Mandarin an. 50 Mann verkleideten sich als Diener und begleitende Soldaten. Ihre kleinen Gewehrstutzen hatten sie in die breiten Hosen gebunden. Der Hauptmann zog feinste Mandarinenkleider an und wurde in einer nobelen Sänfte getragen. Am Hauptthore des Gutes angekommen, ließ er seine große Visitenkarte überbringen. Alles Volk lief zusammen, um den hohen Gast zu begaffen, der mit ernster, würdiger Miene in der Sänfte wartete. „Zhing!“ — „Bitte einzutreten!“ rief man drinnen, und von Dienern begleitet, zog der Räuberhauptmann ein. Wie das bei solchen Besuchen gewöhnlich der Fall ist, zerstreuten sich die „Diener“ und „Soldaten“ im Gehöfte herum, während ihr Herr sich mit dem Hausherrn im Fremdenzimmer auseinandersetzte. Plötzlich hörte man Schreien und Jammern. Der Hausherr ließ fragen, was los sei, aber keiner brachte ihm Antwort. Endlich erklärte der Hauptmann ihm selbst den schrecklichen Tumult. Auf seine eigenen Wagen und Karren verlud man nun die Schätze des Reichen; der Hauptmann entschuldigte sich freundlichst und zog dann an der Spitze seines Raubzuges ab.

Solche Abenteuer liebt das Volk, und mit größter Freude und Behagen erzählt man sich dieselben.

Die chinesische Regierung ist fast machtlos gegen diese Banden. Nicht zum ersten Male ist es vorgekommen, daß man den Mandarin in seiner eigenen Amtswohnung ausgeplündert hat. Die Namen der Hauptleute



...achters, bis er seine „lieben Verwandten und alten Freunde“ ...nd erbarmungsvollster Weise laut bittet, doch nichts zu thun ... zu retten. Die „alten Freunde“ hüten sich dann au... die Räuber vorzugehen, und lassen ruhig plündern. ... noch die Räuber bedrängen, wird der unglückliche Nach... wächter auch wirklich geopfert und ermordet.

Die Räuber nehmen bei ihren Überfällen ... was ihnen nützlich scheint: Geld, Kleider, E... ...ere, große Mädchen, die sie verkaufen, und Knab... ... sie gegen Lösegeld später wieder abgeben.

An Abenteuern und Abwechselung fehlt es bei ... ...zügen nicht. Oft genug werden ihre An... ... abgeschlagen, oft genug werden einige ge... ...gefangen. Im Jahre 1897 beraubten sie einmal ... ...Mandarin, der kurz vorher seinen Posten nieder... ...e seine ungeheuren Reichtümer verzehrte. Da ... ...ausgestellt waren, mußten die Räuber, die ... ...eindringen. Am Tage vor ihrem „Be... ...mann als großer Mandarin an. 50 Mann ... ...nd begleitende Soldaten. Ihre kleinen ... ... breiten Hosen gebunden. Der Hauptma... ... an und wurde in einer nobelen Sänfte ... ...es angekommen, ließ er seine große ... ...ief zusammen, um den hohen Gast zu beg... ...e in der Sänfte wartete. „Zhing!“ — „... ...rnen, und von Dienern begleitet, zog der ... ...das bei solchen Besuchen gewöhnlich der Fall ... ...“ und „Soldaten“ im Gehöfte herum, ...den Hausherrn im Fremdenzimmer auseina... ... Schreien und Jammern. Der Hausherr ließ ... ...achte ihm Antwort. Endlich erklärte der ... ...lichen Tumult. Auf seine eigenen Wa... ... die Schätze des Reichen; der Hauptma... ...d zog dann an der Spitze seines Raubzu... ...bt das Volk, und mit größter Freude ... ...selben.

...ierung ist fast machtlos gegen diese Banden ... es vorgekommen, daß man den Mandarin in ... ...ausgeplündert hat. Die Namen der Haup...



und meist auch der einzelnen Räuber sind bekannt, aber solange man sie nicht auf frischer Thot ertappt oder sie nicht als Mithelfer von zufällig gefangenen Kollegen, durch Folter und Marter gezwungen, angeklagt werden, kann man gegen sie nichts machen. Gewöhnlich laufen sie ja mit der unschuldigsten Miene als friedliche, ehrsame Bürger umher. Die Polizisten rekrutieren sich zudem auch meist aus Räubern, die freiwillig ihr „Handwerk" drangaben oder die der Mandarin gefangen und „begnadigt" hat, daß sie dem Staate Dienste leisten, oder die selbst noch nächtliche Ausflüge machen. Sie erhalten von den organisierten Räuberbanden eine jährliche Rente, damit sie gegebenen Falls ihre verschmitzten Schlitzaugen schließen, ihnen Nachrichten zugehen lassen und ihnen wohl gar zur Flucht verhelfen. Die mit Räuberfangen betrauten höheren Militärs stecken auch oft mit diesen unter einer Decke und teilen mit ihnen den Raub. Ich habe es schon mehrmals erlebt, daß in meinem Wohnorte geraubt wurde und das Militär nur 5—10 Minuten entfernt kampierte. Durch das in solchen Fällen stets übliche entsetzliche Schreien und Lärmen und Schießen auf die Räuber aufmerksam gemacht, hatten die Soldaten die Pflicht, zu Hilfe zu eilen. Vor ihrem Aufbruch und auf dem ganzen Wege aber bliesen sie so laut die Posaunen, daß die Räuber früh genug gewarnt wurden und flüchten konnten. Die dann zum Schein angestellte Verfolgung, begleitet mit schrecklichen Flüchen, Verwünschungen gegen die „elenden Lumpen von Räuber" hatte natürlich nie Erfolg. Wird aber das Treiben manchmal gar zu toll, dann werden wohl strengere Maßregeln von oben getroffen, Preise auf die Köpfe der Hauptleute gesetzt, strenge, fremde Beamten und Soldatenführer eingesetzt und die Polizisten selbst gefangen und so lange gefoltert, bis sie sich bereit erklären, einen Räuber zu fangen. Dann tritt für einige Zeit Ruhe ein, die losen Vögel ziehen anderswohin und machen dort die Gegend unsicher.



Gefangene Frauen,
auf offner Straße aufgestellt.

Als Räuberfänger ist in Ts'au-tschou-fu der in den letzten Wirren durch seine Grausamkeit gegen Europäer berüchtigt gewordene Vizekönig Jü-

hsien bekannt. Er soll in den Jahren 93—96 als Präfekt von Ts'au-tschou-fu allein 5000 Räuber ums Leben gebracht haben. Mit ausgesuchtester Grausamkeit behandelte er dieselben. Vor seinem Jamen hatte er auf offener Straße 30 enge Käfige (mu-lung) aufstellen lassen, in die er die Gefangenen steckte. Der Kopf dieser Unglücklichen hing oben außerhalb des Käfigs, die Zehen standen auf einem Ziegelstein, der nach einiger Zeit weggezogen wurde, so daß die Gefangenen frei hingen, ohne sofort sterben zu müssen. Das Volk konnte sich weiden an dem Anblick dieser fluchenden, heulenden, in Schmerzen sich krümmenden Menschen, die, wenn sie abends noch lebten, langsam erdrosselt wurden. Ich mußte mehrmals an solchen Käfigen vorbeireiten; der Anblick dieser armen Menschen machte mich erschaudern, die Ts'aufuer aber hatten dort einen kleinen Marktplatz gebildet und verzehrten in aller Gemütsruhe ihre Suppe und kauften ihre Waren ein.

Ausgerottet hat aber auch Jü-hsien die Bande nicht. „Die Alten waren tot, die Jungen folgten ihrem Handwerk nach", sagten die Bauern. Und die wichtigsten „Alten" hatten sich in die benachbarten Provinzen geflüchtet, wo sie nach chinesischem Gesetz nur schwer zu fangen waren, oder hatten sich irgendwo als Soldaten anwerben lassen, wodurch sie, solange sie den kaiserlichen roten Frack trugen, unantastbar wurden. Einige von ihnen sind später sogar zu Generalen und Obersten im kaiserlichen Heere avanciert. Kaum war der grausame Jü aus Ts'au-tschou-fu heraus, als die Räuber schlimmer als je ihr Unwesen trieben. Im Jahre 96 — 97 war man kaum eine Nacht vor Überfall sicher. Die „mit Unrecht behandelten" Räuber gingen jetzt mit größerer Grausamkeit vor. In blutigen Schlachten kämpften sie mit den Soldaten, die dem Jü geholfen, mordeten und brandschatzten, wo sie nur konnten. Einem Soldatenführer hatte man seinen einzigen kleinen Sohn geraubt und, nachdem man ihm die Haut abgezogen, vor dem Soldatenlager an einem Baum aufgehängt. Der arme Mann schwur Rache. Er nahm auch einige der Missethäter gefangen, und wie als sicher erzählt wird, soll er vor Wut deren Herzblut getrunken und das Herz des Anführers verzehrt haben. Es kam sogar soweit, daß sich einige Hunderte zusammenrotteten und offen die Rebellion verkündeten. Sie nahmen auch mehrere befestigte Dörfer ein und verheerten durch Feuer und Schwert alles, das sich ihnen in den Weg setzte und sich ihnen nicht anschloß. Ich war damals nicht weit von dem Hauptorte der Rebellion. Eine Panik sondergleichen hatte sich des Volkes bemächtigt. Endlich schickte der Gouverneur von Tsi-nan-fu aus mehrere Regimenter regulärer Truppen, die nach einigen Schlachten die Ruhe wieder einigermaßen herstellen konnten.

In diesem Gebiete besteht die katholische Mission schon mehr als 15 Jahre. Ich war dort in den Jahren 1894 — 98. Alle meine Vorgänger und zum Teile auch schon die Nachfolger haben die wuchtige Knute der Räuber fühlen müssen. P. Freinademetz wurde dort geschlagen, P. Vilsterman öfters mit dem Tode bedroht, die Patres Henninghaus, Bücker, Peulen, Buis, Noyen wurden überfallen, die Paters Henle, Wewel, Ziegler überfallen, geschlagen und beraubt, und auch ich habe mehr als einmal die Räuber recht unliebsam kennen gelernt und mehr als eine Nacht schlaf-



Kirche in Ts'autschoufu, von den Boxern 1900 zerstört.

los einen Überfall erwartet. Trotzdem aber arbeiten die Missionare gerade in Ts'au-tschou-fu besonders gern.

Wie überall, so berühren sich nämlich auch hier die Gegensätze. Neben diesen raublustigen Menschen gibt es gerade dort auch die bravsten und solidesten Leute. Wie sie sich in Statur und Haltung, in Sprache und Sitten von ihren Nachbarn unterscheiden, so auch in ihrem Charakter. Der Ts'aufuer ist kräftiger, rauher, gröber, aber auch energischer und treuer als andere Zopfmänner. Wer ihn näher kennen lernt, der sieht, daß in dieser groben, ungeschlachten Schale eine schöne und edle Perle enthalten ist. Ist deshalb der Ts'aufuer einmal vom Christentum durchdrungen, dann hält er fest daran und scheut nichts mehr, seinen Glauben zu bekennen. Für den Missionar geht er durchs Feuer. Er wünscht Ordnung und

Zucht. Sein Ehrgeiz verlangt, daß er die Lehren der Religion auch übe. Dabei ist jede Gemeinde bestrebt, besser zu sein als die Nachbargemeinde. Ich habe oft gestaunt, wie alte Grauköpfe, die ihr Leben lang fast jeder Leidenschaft gedient, als Christen mit eiserner Energie diese Leidenschaften zu bezähmen suchten und selbst mit Strafen gegen sich vorgingen.

Die wilden Gesellen können ganz entsetzlich fluchen. Als nun in einer Gemeinde dem Fluchen gar nicht Einhalt geschehen konnte, verkündigte der greise Christenvorsteher, ohne mein Wissen, daß von da ab, jeder, den man fluchen höre, abends nach dem gemeinschaftlichen Abendgebet 5 Bambusstreiche auf die Hände bekomme. Selbst der alte Vorsteher hatte sich noch hie und da vergessen und meldete sich abends selbst zur Strafe. — Als während der Verfolgung einmal die Boxerbanden in der Nähe einer kleinen Gemeinde vorbeikamen, liefen die halbwüchsigen Burschen zur Kirchenglocke und schlugen so laut auf dieselbe los, daß sie weithin dröhnte, „damit die Kerle kämen". Hoch oben auf dem Dach der Kirche befestigten sie gerade zu jener Zeit ein großes Kreuz. Nur eines wollten sie gar nicht verstehen, daß sie sich nicht wehren durften. Einmal hieß es gegen Abend, während ich allein in meiner Wohnung war, die Räuber seien in der Nähe. Ein baumlanger Mensch kam schnurstracks vom Felde in das Gehöfte der Kirche gelaufen, schlug ganz mörderisch auf die Glocke und rannte dann, ehe ich noch fragen konnte, was los sei, wieder hinaus. Keine 5 Minuten waren vergangen, als fast alle Christen des Dorfes, Männer, Frauen und selbst Kinder, mit Flinten, Hacken, Lanzen und Schwertern zu mir kamen, um mich zu verteidigen. Diese Freude der halbwüchsigen Jugend, „mit Recht" einmal einen Säbel tragen zu dürfen! Die Herren Räuber hüteten sich wohlweislich, mich an diesem Tage zu besuchen. Wenn im Sommer der Wegelagerer zu viele wurden, begleiteten die Christen den Missionar bis zur nächsten Gemeinde.

Ja, an diesen Menschen konnte man Freude haben. Sie nahmen es mit dem Christentum ernst, sie waren Feuer und Flamme für die gute Sache. Es haben sich denn auch bis jetzt schon mehrere hundert Gemeinden in Ts'au-tschou-fu gebildet, in denen zuletzt 8 Missionare wirkten. Gottesfurcht und Nächstenliebe sind an Stelle von Götzendienst und Haß getreten, Wahrheit und Recht haben Lüge und Korruption verdrängt, Jungfräulichkeit und Sittsamkeit sind aufgesproßt auf dem vorher so versumpften heidnischen Boden. Wenn ich in Tschan-tja-tschuang, meiner Hauptstation, die großen Feste feierte, kamen Männer, Frauen und Kinder oft 30 Stunden weit dorthin. Manche von ihnen mußten 6 Tage unterwegs sein. Aber sie scheuten diese Opfer nicht.

8. Ein musikalischer Genuß.

Ein Ständchen, chinesische Musik, Gesang.

„Wollt ihr wissen, ob ein Land gut und gesittet sei, so höret seine Musik.“ Konfuzius.

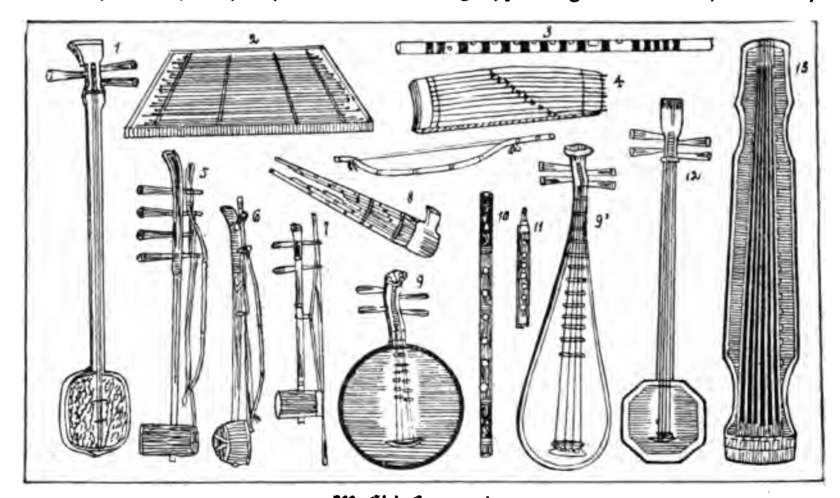
An einem schönen Pfingsttage hatten sich mehr als tausend Christen aus allen Gemeinden meines großen Missionsbezirkes in meiner Hauptstation Tschan-tja-tschuang eingefunden. Die guten Leute, die meist nur in mehr oder weniger armseligen Räumen ihren Gottesdienst feiern können, freuen sich jedesmal auf derartige Feste, die deshalb auch, wenn möglich, in größeren Kirchen gefeiert werden. Die Kirche war mit Blumen und Guirlanden schön geschmückt, und ich suchte den Gottesdienst selbst möglichst feierlich zu gestalten, um auch dadurch die Leute für die mancherlei Opfer etwas zu entschädigen, die sie wegen des Christentums zu bringen haben. Tschan-tja-tschuang hatte eine Musikkapelle, die in der ganzen Mission bekannt war. Auch diese mußte zur Feier beitragen, indem sie während des Gottesdienstes ihre Melodien spielte.

Der Gottesdienst war beendet, und ich suchte für eine halbe Stunde Ruhe in meinem Zimmer. Da höre ich plötzlich wie aus weiter Ferne ein leises, dumpfes Rollen, das langsam, wie Gewitterrollen, stärker und stärker wird, zuletzt aber wieder in der Ferne leise sich verzieht.

Bei diesem klaren Himmel konnte doch kein Gewitter ausbrechen! Ich ging deshalb hinaus, um die sonderbare Erscheinung mir erklären zu lassen — und sah nun, daß die Christen mir ein Ständchen bringen wollten. Zwei riesige Trommeln waren rechts und links von meiner Hausthüre aufgestellt und wurden in einem gewissen Rhythmus geschlagen. Das ganze Dorf, alle Festbesucher waren herbeigeströmt und lauschten andächtig und still diesen — Gewittermelodien; die beiden Künstler bearbeiteten mit bewundernswertem Eifer die Trommelfelle, bis sie, in Schweiß gebadet, die Schlegel zwei anderen in die Hände drückten. In meinen Ohren sauste es ob des künstlichen rollenden Donnerwetters ganz gewaltig, zumal nun auch noch zwei andere Künstler losschlugen. Endlich war es mir aber doch zu arg, und ich brachte es fertig, dem Gewitter Einhalt zu gebieten. Auf ihren Bambusflöten bliesen sie dann stillere Dudelsackmelodien, die, wie die Ruhe nach dem Wetter, wohlthuend wirkten.

Ich muß gestehen, als ich zum erstenmal chinesische Instrumentalmusik hörte, glaubte ich in einem Konzerte „geschwänzter Gäste“ zu sein. Das war ein Kreischen und Schreien und Flöten und Quieksen und Gurgeln, untermischt mit dem dumpf rollenden, heftigen Tamtam und schallen-

der Posaune, ohne jeglichen Takt, ohne jede Melodie. Als ich aber später öfter Gelegenheit hatte, die bezopften Tonkünstler zu hören — und selbst ein halber Chinese geworden war, — da wollte mir diese Musik manchmal gefallen. Ich fand da wirklich Rhythmus und Melodien, die manchmal gar einschmeichelnd und wohlklingend waren. An Trauer- und Begräbnistagen ahmten die Musiker durch Flöten und Klarinetten und Geigen das Klagen und Weinen der Trauernden manchmal recht sinnig nach, während die langgezogenen Posaunentöne, die dazwischen ertönten, wie das plötzlich schmerzliche Aufschreien der Leidtragenden sich anhörten. Ebenso hörte ich auf Theatern und an Hochzeitstagen Melodien, die wohl



Musikinstrumente.

1. Sien-tse, 2. Jan-t'jin, 3. Ti-tse, 4. La-t'jin, 5. Hu-t'jin, 6. Hu-hu, 7. Öl-lien-tse. 8. Schëng, 9. Jüo-t'jin, 9. P'i-p'a, 10. Siau, 11. Nuen-tse, 12. Nuin-t'jin, 13. Zeng.

geeignet waren, Freude ins Gemüt und Bewegung in die Glieder zu bringen.

Jedes Volk hat seine eigene Musik und findet gerade diese schön. Um dieselbe zu verstehen, muß man mit dem Volke fühlen gelernt haben. Wie uns die chinesische „Katzenmusik“ anfangs nicht gefällt, so findet der Chinese auch an unserer Musik keinen Gefallen, wenn er nicht durch steten Umgang mit Europäern selbst wenigstens Halbeuropäer geworden ist. Ich habe gesehen, wie Chinesen, die jahrelang europäische Musik gehört, doch noch, wenn sie ihre heimatlichen Weisen wieder hörten, diesen den Vorzug gaben. In den Hafenstädten, wie Singapore, Hong-kong, Schang-hai, und in Amerika z. B. unterhalten sie ihre eigenen Musikbanden, die ihnen nur chinesische Melodien mit chinesischen Instrumenten vorspielen.

Der Chinese liebt die Musik. Wenn nur möglich, hält er sich ein Vöglein (das er selbst auf Spaziergängen im Käfig mit sich führt), das ihm das Leben durch sein liebes Zwitschern versüßen soll. Sehr gern hat der Chinese auch die Grille, die er in winzigen Käfigen im Hause oder im Garten aufhängt. Bei feierlichen Gelegenheiten, besonders bei Hochzeiten, Begräbnissen, bei Theatervorstellungen, darf die Musik nicht fehlen. Wie bei uns die hinkenden und nichthinkenden Boten häufig als Orgeldreher umherziehen, so im „blumigen Reiche der Mitte" die Blinden. Fahrende Sänger singen und sagen von alten Kaisern und Göttern und begleiten ihren Gesang mit der Zymbel oder einer hölzernen kleinen Trommel, aus der sie mit hölzernem Schlegel oft gar hölzerne Töne hervorzaubern.

Die chinesische Musik soll ihrer Bestimmung nach nur dem Gottes- und Ahnenkult dienen, und alle Naturreiche sollen durch sie ihre Huldigung darbringen. Der Mensch verherrlicht das höchste Wesen durch seine melodische Stimme, das Tier durch den Klang des gegerbten Felles (Trommel), das Mineralreich ist durch den „Klangstein" (king) vertreten, Metalle liefern Glocken und Tamtam (zum Glockenguß sollen sechs Pfund Kupfer auf ein Pfund Zinn gebraucht werden), die Erde stellt das Hiuen (ein Instrument aus Terracotta), die Flora dient mit Bambus, Kalabassen und anderem, Seide liefert die Saiten usw.*)

Als der erste, der die verschiedenen Instrumente zu einem harmonischen Ganzen vereinte, wird der Kaiser Hoang-ti (im 27. Jahrhundert v. Chr.) genannt. Einer seiner Minister ließ aus Bambus verschieden lange und breite Röhren schneiden, die er zu Flöten umarbeitete. Als Grundton des Tonsystems nahm er das f, den Grundton der Natur, an, der auch mit dem Rauschen des Hoang-ho (Gelber Fluß) übereinstimmte. Von diesem Grundtone ausgehend, bildete er ein fünftöniges System. Um den Rauminhalt der Röhren genau zu bestimmen, soll er dieselben mit Hirsenkörnern angefüllt haben, die er dann zählte. Im Laufe der Zeit hatte sich eine reiche musikalische Litteratur gebildet, die aber durch den groben Kaiser Schi-huang-ti (246—209) mit der übrigen Litteratur fast ganz zu Grunde ging. Der Nachkomme des Konfuzius unterhält für seine Opfer an die großen Ahnen seit unvordenklichen Zeiten noch eine Musikbande in seiner Residenzstadt K'ü-fu, die, wie ich gehört habe, ganz andere Melodien spielt, als sonst gebräuchlich sind. Ich habe versucht, die Melodien zu erhalten, aber bis jetzt umsonst. Da in China die mündliche Überlieferung sehr viel gilt, so wäre es vielleicht möglich, bei Herzog Khung noch

*) Vergleiche Heigl, Die Religion und Kultur Chinas. S. 528.

einige der älteren Musikstücke zu finden. Später haben einzelne Männer wieder versucht, die alte Musik zu beleben, doch ist das nicht gelungen. Noch im 16. Jahrhundert wurde das Lü-lü-tsing-jü herausgegeben, in welchem der Verfasser glaubte die alte Musik wiedergefunden zu haben. Aber auch ihm ist das nicht geglückt. Aus dem 9. Jahrhundert stammt noch ein Werk über das Trommelschlagen (Khi-khu-lu), in welchem mehr als 100 verschiedene alte Trommelstücke angegeben sind.

Lesen wir von der alten chinesischen Musik, so müssen wir notwendig annehmen, daß dieselbe höher gestanden hat als die heutige, meist schreiende und lärmende Musik. Sonst kann man die alten Sagen und Legenden von hervorragenden Tonkünstlern nicht begreifen, die durch ihre Musik Menschen und Tiere bezauberten. Der verknöcherte Chinese selbst ist auch nicht mehr leicht zu idealerem Schwunge fähig. Er liebt zwar Musik, aber die Musikanten von Profession sind verachtet, und ihre Enkel und Urenkel können nicht einmal zu Staatsprüfungen und höheren Ämtern zugelassen werden. Und doch wird der „weiseste aller Lehrer und aller Zeiten", Konfuzius, vielfach mit der Harfe oder Zither abgebildet.

Wie die Griechen ihren Orpheus haben, so erzählen die chinesischen Sagen von einem Minister des Kaisers Jau, der so vorzüglich den „Klangstein" schlug, daß Menschen und Tiere unwillkürlich dabei tanzten. Wu-pa rührte die Harfe so lieblich, daß die Vögel vor Freude ihren Gesang einstellten und die Fische im Wasser tanzten. Tschin-tsin sang eine Elegie so ergreifend, daß die gerade vorüberziehenden Wolken des Himmels in ihrem Zuge stehen blieben, um seiner Stimme zu lauschen. Von Konfuzius wird erzählt, er sei durch Musik einmal derart bezaubert worden, daß er tagelang das Essen und Trinken vergaß. Liu-p'ang, der Begründer der Handynastie (206—195) führte in seinem Heere, das er gegen Pa-uang zum Kampfe führte, einen Flötenspieler mit sich, der einmal während der Nacht sich an das feindliche Lager heranschlich und seine Flöte blies, so wehmütig, so elegisch, daß das feindliche Heer — davonlief. Derartige „Mondscheinsonaten" mit solchen Wirkungen kennt der Chinese von heute nicht mehr.

Eine eigentliche Notenschrift hat der Chinese nicht. Die verschiedenen Töne bezeichnet er mit einzelnen Buchstabencharakteren. Kaiser Khang-hi wunderte sich sehr, als die alten Jesuitenmissionare die Melodien, die sie hörten, sofort in Noten schreiben konnten. Meistens lernen die Musiker eine Melodie zuerst singen, worauf sie dann dieselbe auf dem Instrumente aus dem Gedächtnisse spielen.

Das vollständige Orchester ist reich an Instrumenten. Ich nenne hier nur einige der am meisten gebrauchten.

Saiteninstrumente: a) die Sien-tse und Yüo-tjin, eine Art Guitarre und Mandoline mit 3 bzw. 4 Saiten; b) Hu-tjin, c) Hu-hu, Streichinstrumente mit 2—4 Saiten, die an einem längeren Bambusstabe unten einen schmalen kleinen Resonanzboden aus Bambus haben; d) P'i-p'a, e) Guin-tjin, Art Geigen; f) Jan-t'jin, g) Zeng, Art Zither und Harfe; h) La-tjin, Art Streichzither.

Blasinstrumente: a) Ti-tse, Flöte; b) Siau, Klarinette; c) Nuen-tse, Pfeife; d) Scheng, Instrument aus verschieden langen, dünnen Bambusröhren, Ton sehr schreiend, ähnlich dem Dudelsack; e) Hau, Posaune.

Schlaginstrumente: a) Trommeln verschiedener Größe; b) Luo, Tamtam; c) Zymbeln; d) Holztrommeln.

Von unseren europäischen Instrumenten gefallen den Chinesen am besten die Flöte, Geige, Trompete, besonders aber die Spieldose.

In meinem Missionsbezirke hatte ich einen Mandarin als Beamten, der sehr enropäerfreundlich war und deshalb auch sein Leben mit europäischen Annehmlichkeiten umgab. Er hatte auch ein kleines Harmonium sich gekauft, ohne vom Spielen nur eine Ahnung zu haben. Ich war mit dem Herrn befreundet, und so zeigte er mir denn auch seine Schätze. Ich freute mich, einmal wieder nach langen Jahren Harmonium spielen zu können. Aber wie war das Instrument verstimmt! Da der Herr sah, daß ich auf den Tasten die Finger bewegen konnte, mußte ich trotz aller Verstimmung spielen. Melodie konnte man keine mehr heraushören — aber mein Spiel war „wundervoll, wie das melodische Singen und Zwitschern der Vögel im Walde!"

Da ich von Musik spreche, muß ich auch vom Gesange noch etwas sagen. Wie schön ist's in unserer deutschen Heimat, wo frohe Kinderscharen und kräftige Männer in Wald und Flur, zu Hause und in Versammlungen frische, fröhliche Lieder singen! Wir begeistern uns durch Gesang, wir trösten uns im Gesang, wir drücken alle unsere Gefühle und Empfindungen in Liedern aus. Der Chinese singt nicht. Nur hin und wieder hört man auf den Wegen einen unreifen bezopften Jungen unartikulierte Kehllaute jodeln, die er vom Theater aufgelesen, sonst aber hört man das Volk nicht singen. In Theatern freilich tragen die Schauspieler ihre Rollen mehr oder weniger mit Ausdruck vor, wodurch eine Art Melodie entsteht, die Blinden ziehen von Haus zu Haus und leiern unter Guitarre- oder Holztrommelbegleitung ihre Bettelgedichte her, einzelne Sänger tragen auch auf Märkten oder Schiffen oder in Versammlungen die



Katechistenschule in Tsiningtschou.

Heldensagen der Ahnen vor; die Melodien sind eintönig, und der Glanzpunkt ihrer Leistungen liegt immer in dem entsetzlichen Jodler, der kreischend und ächzend aus der Kehle gezwängt wird. Aber das Volk als solches singt nicht. Und doch hat der Chinese so schöne Gedichte und Sagen! Ich möchte nicht gern das Wort des deutschen Dichters auf ihn anwenden: „Böse Menschen haben keine Lieder", aber der Chinese ist ein trockener, ideelloser Mensch.

Für die Christen haben die alten Missionare einzelne Melodien erfunden, die sich schnell und gut eingebürgert haben. Sie sind dem chinesischen Charakter angepaßt. Deutsche Melodien gefallen dem Volke weniger als die französischen Weisen.

9. Bei chinesischen Freunden zu Gaste.

Einige Freunde, vornehmes Gastmahl, Nahrung der Armen.


Alter Gelehrter.

Die Dankbarkeit verlangt, daß ich auch meinen chinesischen Freunden ein Erinnerungsblatt widme. Ich verstehe hier unter diesen Freunden die nichtchristlichen Bekannten. Freundschaften sind im „Reiche des Drachen" selten, besonders selten aber unter Europäern und Chinesen. Fehlt es doch meistens an der Hauptbedingung derselben, dem gegenseitigen Vertrauen.*) Immerhin hatte ich einige „Sian haudi" — „Gutgesinnte", die ich in ehrenvollem Andenken behalten werde, Leute von ehrenwertem, edlem Charakter.

An erster Stelle verdient meinen Dank und meine ganze Achtung ein Kreismandarin Namens Hu, mit dem ich häufig und intim verkehrte. Der Mann that für mich, was er nur thun konnte. Als ich z. B. in seiner Kreisstadt ein Haus erwerben wollte und mir, wie das fast immer in Städten geschieht, Schwierigkeiten gemacht wurden, kaufte er selbst das Haus und verkaufte es mir zum selben Preise dann sofort wieder. Da zeitweilig in seinem Bezirke viele Räuber waren, erließ er ohne mein Wissen an alle Dorfvorsteher den

*) Wenn unter Chinesen die Freundschaft intimer wird, nennt man dieselbe „trockene Verwandtschaft". So gibt es „trockene Väter, Mütter, Brüder und

Befehl, mich nachts in ihren Dörfern zu beschützen. Dabei sprach er seine Freundschaft mit mir in so warmen, schönen Worten aus, daß das Volk meinte, der Mandarin sei Katholik. Für meine Missionsthätigkeit hatte dies natürlich den größten Nutzen. Bald nachher wurde der berüchtigte Europäerfeind Jü-hsien Gouverneur von Schantung, und sofort wurden alle irgendwie europäerfreundlichen Mandarine abgesetzt. Auch Hu mußte, obgleich das Volk sogar „wegen der großen Tugend seines Vaters“ für ihn eine Petition einreichte, seine Freundschaft mit mir büßen. Trotzdem aber blieb er mir auch später noch „gutgesinnt“.

Als ich später (1898) gefangen war, war es ein Freund Namens Lü, dem ich hauptsächlich meine Befreiung zu verdanken habe. Ich hatte denselben erst einige Tage vorher kennen gelernt. Was der Mann für mich gethan, kann ich ihm kaum je vergelten. Zwei Tage und zwei Nächte war er für mich ununterbrochen thätig. Durch sein Ansehen und seine Beredsamkeit beherrschte er das Volk, so daß es mich freiließ.

Durch einen anderen „Sian haudi“, der Sekretär beim Mandarin war, bekam ich in vielen vornehmen Familien Eintritt. Jedesmal, wenn ich in die Stadt kam, machte er mir seinen Besuch. Obgleich Heide, that er doch alles, um das Christentum zu verbreiten und mich zu unterstützen. Er selbst kannte die Lehren des Christentums auch ganz genau und wäre Christ geworden, wenn nicht ein bedeutendes Hindernis ihn zurückgehalten hätte. Er war es auch, der mich bei dem Herzog Khung, dem Nachkommen des Konfuzius, einführte.

Der Mandarin Hu, von dem ich oben sprach, ermahnte auch seine untergebenen Dorfvorsteher, Bürgermeister (T'uen-zung) und Gelehrte, mit mir in Verkehr zu treten. Diese waren vordem, hauptsächlich der falschen Gerüchte wegen, die über Europäer und Christen im Umlauf sind, dem Christentum vielfach abhold gewesen. Der Mandarin wünschte deshalb, daß sie mich persönlich kennen lernten und ich ihnen selbst so die Vorurteile widerlegen könnte. Für die Ausbreitung der Religion war das von größter Wichtigkeit, da gerade diese Leute das Volk beherrschen. Die meisten dieser Männer wurden auch mit mir bekannt und einige sogar meine „Freunde“.

Mit mehreren dieser Herren habe ich kurz vor meiner Abreise aus Ts'au-tschou-fu (1898) eine „große Mahlzeit“ eingenommen, die ich hier verewigen will.

Ein reicher Gelehrter (Litterat) aus der Stadt Juin-tsch'eng hatte das Festessen in seinem Hause arrangiert. Durch seinen Diener schickte er mir

Schwestern“. Unter jungen Burschen kommt es vor, daß sie sich gegenseitig mit ihrem Blute als Freunde verschreiben (Jin-chung-ti).

die rote Einladungskarte, auf der er sagte, daß er, der „dumme Bruder“, es sich zur größten Ehre anrechne, wenn ich, der „große Mann“, in „seiner gemeinen Hütte“ ein frugales Mahl einnehmen wolle. Ich kam der Bitte gern nach, da auch andere Bekannte geladen waren und ich ihnen bei dieser Gelegenheit meinen Dank für ihre geleisteten Dienste aussprechen konnte.

Am festgesetzten Tage ging ich denn mit einem Katechisten in die „gemeine Hütte“ meines Freundes. Die „Hütte“ war wohl das schönste Gebäude der Stadt, ein großer Häuserkomplex mit großen, massiven Stein- und Ziegelgebäuden und Türmen. Der Portier, in Galahut, führte mich sofort in das Fremdenzimmer (k'o-ting), wo die anderen Gäste schon alle versammelt waren. Nachdem wir uns durch „Zuoi“ begrüßt hatten, wurde ich an meinen Platz am Tisch geführt.*)

Ein einfaches „Ta-jin-hau“ — „großer Mann, geht's dir gut?“ oder „Sien-scheng-hau“ — „Frühgeborener (d. h. Herr), geht's dir gut?“ ist die Anrede.

Ein runder Tisch stand mitten im Zimmer, an dem nach mir alle Gäste Platz nahmen. Ich hatte die Herren lange nicht mehr gesehen und mußte deshalb zunächst meine Freude ausdrücken, daß ich „junger Bruder“ endlich wieder ihr holdes Antlitz sehe, daß ich aber im Herzen immer an sie gedacht. Ich schätze mich glücklich, in so kostbarer Gesellschaft zu verweilen, und sei eigentlich nicht würdig, diese „alten Großväter“ Freunde zu nennen und mit ihnen zu speisen. Dann dankte ich allen für ihre mir und der Religion erwiesenen Dienste.

Meine Worte öffneten natürlich chinesischen Phrasen die Schleusen, und man ergoß einen solchen Schwall von Worten der Demut und des Lobes über mich, daß ich wirklich mir etwas darauf hätte einbilden können, wenn ich nicht gewußt, daß das so der Anstand verlangte. Offenbar hatte man nicht erwartet, daß ich als Europäer, der zudem bekannt war, daß er nicht zu viel spreche, solche Worte des Anstandes aussprechen könnte.

---

*) Zuoi ist die vornehme, aber gewöhnliche Begrüßungsart. Man führt die geballten Fäuste, die aber in den langen Rockärmeln versteckt sind, zur Stirne und verbeugt sich dann, so tief man kann, erhebt sich wieder, die Fäuste von der Stirne herabfallen lassend.

Außer diesem Zuoi sind in China gebräuchlich als Begrüßungsarten: K'o-t'ou und Ta-zien. Erstere ist sehr feierlich und wird nur bei Opfern den Göttern, bei gewissen Gelegenheiten den Eltern und Vorgesetzten gegeben. Sie besteht darin, daß der Grüßende sich auf beide Kniee wirft und sich dreimal so tief beugt, daß er mit dem Kopf den Boden berührt. — Ta-zien wird mehr von Unterbeamten, Soldaten und Soldatenführern gebraucht und besteht darin, daß man sich mit einem Knie niederkniet und dabei den Körper stramm in die Höhe hält, die Arme senkrecht niederfallen läßt.

Ich war herzlich froh, als endlich der Gastherr mit lauter Stimme diesen Redestrom verstopfte, indem er energisch rief: „Tsche-fän-ba!“ — „Essen wir!“

Die Diener hatten schon auf dieses Zeichen gewartet und begannen nun das Essen aufzutragen. Zunächst wurde in fingerhutgroßen Porzellantäßchen jedem „weißer Schnaps“ eingeschüttet, der in einem Kännchen von Zink oder Thon gekocht wird und glühendheiß getrunken werden muß. Der Chinese brennt aus Reis, Kaulian, Kartoffeln oder Kräutern verschiedene Schnapsarten, die meistens nach der Farbe benannt sind. Dieser Schnaps ist aber fast der reinste Spiritus, und man braucht ihn auch, wenn es an anderm Stoff fehlt, als Brennmaterial, um das Schnapskännchen zu erhitzen. Wein aus Trauben kennt der Chinese nicht, obgleich die Weintraube herrlich gedeiht.

Nachdem allen Gästen eingeschenkt war, erhob jeder sein Täßchen und trank unter freundlichem Knicks und dem Wörtchen „z'ing“ — „bitte“ den andern zu. Sofort wurde ein zweites Täßchen eingeschenkt, und fortan waren zwei Diener damit beschäftigt, die Gäste mit Schnaps zu versorgen. Viel wird übrigens dabei doch nicht getrunken, da die Maße zu klein sind.

Ich hatte der Kuriosität halber ein kleines Fläschchen süßen Afrikaweines mitgebracht und schenkte während des Essens den Herren ein Täßchen davon ein. Behutsam wurde dasselbe an den Mund angesetzt, dann wurde gerochen, wieder angesetzt und endlich das Täßchen leer getrunken. Verständnisvoll blickten alle mich an, noch einigemal mit der Zunge schnalzend, um etwas länger den Geschmack im Munde zu behalten. Dann gaben sie das Urteil ab, daß es guter Wein sei. Aber mehr als ein Täßchen brachte ich doch nicht an, der heiße, beißende Schnaps wurde dem kalten Afrikaner vorgezogen.

In dem Zimmer herrschte eine barbarische Hitze. (Ich hatte zu Hause 31° R. im Schatten gezählt.) Auch der Fächer, mit dem jeder bewaffnet war, nutzte nicht viel zur Abkühlung. Die Chinesen wußten Rat. Meine Nachbarn entledigten sich ihrer Oberkleider und ermunterten auch mich, das zu thun. Ich fügte mich der Sitte und Bitte der Herren, und so saßen wir denn gemütlich in Hose und Hemde zu Tische. Zwei Herren, die von Natur mehr mit Körpergewicht bedacht worden, zogen sogar das Hemd noch aus und postierten sich ganz ungeniert mir gegenüber auf. „Ländlich sittig!“

Unterdessen aber waren die ersten Gerichte schon aufgetragen worden. Im Innern Chinas kennt man weder Gabel noch Messer bei Tisch, und die Schüsseln dienen allen gemeinsam. An Stelle der Gabel gebraucht man zwei Stäbchen aus Ebenholz oder Elfenbein, die man in die rechte Hand zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger nimmt. Jeder nahm

seine Stäbchen zur Hand und zeigte, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, auf die Schüsseln hin. Ich, als Ehrengast, mußte den Anfang machen und griff deshalb mit einem freundlichen Z'ing in die erste Schüssel hinein. Mein rechter Nachbar, der Gastherr, bediente mich in liebenswürdigster Weise, so daß ich mir oft sagte: „Bewahre mich vor gar zu viel Liebe." Er legte mir die besten Bissen und Brocken jedesmal mit seinen Stäbchen, die er gerade vorher in seinen Mund geführt, zurecht und reichte mir sogar, als Zeichen besonderer Freundschaft, mit seinen Stäbchen besonders



Bei der Mahlzeit.

gute Brocken an meinen Mund. Angenehmer und leichter kann man's wohl doch kaum noch haben.

Bei chinesischen Mahlzeiten werden meist die Speisen in vier und vier Schüsseln aufgetragen, alle aber bis zum Schlusse des Mahles auf dem Tisch gelassen. Die Speisen selbst sind immer kleingeschnitten, so daß man bei Tisch des Messers nicht bedarf.

Weil man vielfach der Meinung ist, die Chinesen seien alle Hungerleider und könnten nicht kochen, will ich hier die Speisekarte angeben, die wir bei diesem Essen hatten.

4	kleine	Schüsseln	Mandelkerne, Erdnüsse, Walnußkerne, Aprikosenkerne
4	„	„	Zuckerwaren.
4	„	„	Kalkeier, kleine Seekrebse, kalte Gemüse.
4	„	„	kaltes, kleingeschnittenes Hühner-, Hammel-, Rind- und Schweinefleisch mit Zwiebeln.
4	„	„	warmes, kleingeschnittenes Fleisch und dgl.
4	große	„	mit Klößen und verschiedenem Fleisch.
4	„	„	Gemüse, Seerosenwurzeln, Meertangen, Ochsenmagen, Schwertlilien.
1	„	„	ein ganzes Huhn (das Fleisch war kleingeschnitten und mit der Haut wieder umgeben worden).
4	„	„	Gemüse, gebratene chinesische Kartoffeln, Aprikosen, Äpfel in Mehl gebacken und dgl.
4	„	„	Fleisch, in Sauce schwimmend, die mit Porzellanlöffeln getrunken wird.
1	„	„	Truthahn und Gans.
4	„	„	Haifischflossen, Schwämmesuppe und dgl.
4	„	„	Fischklöße und dgl.
1	„	„	ein ganzer gebratener Fisch.

Summa 47 Schüsseln! Keine kleine Arbeit, um sich da hindurch zu arbeiten! Für manche Gerichte, die aufgetragen wurden, kenne ich gar keine deutsche Bezeichnung.

Endlich, endlich wurde Schluß gemacht und abgetragen. Doch das alles war nur die Vorbereitung zum Essen. Die eigentliche Mahlzeit, bei der man sich satt essen soll, folgt erst jetzt und besteht in trockenem, gekochtem Reis oder Mehlnudeln oder Brot, das ja in Schantung auch gekocht und warm gegessen wird. Dabei wird Thee getrunken. Ich staunte über den wunderbaren Appetit meiner Herren Nachbarn, von denen der eine noch ein ganzes Pfund Brot, der andere zwei Schüsseln Reis verzehrte. Was ist doch einem Chinesen nicht alles möglich!

Nachdem auch hiermit Schluß gemacht, kamen Diener mit Waschschüsseln und heißem Wasser. (Der Schantungese wäscht sich auch im heißesten Sommer mit heißem Wasser und kühlt sich dadurch sehr gut ab.) In das Wasser tauchten sie ein kleines Handtuch, wrangen dasselbe gehörig aus und reichten es jedem ans Gesicht zum Abtrocknen des Schweißes und zur Erfrischung.

Dann war die „schwere Arbeit“ geschehen, und die meisten suchten irgend eine bequeme Ecke im Zimmer auf, um der wichtigen Aufgabe des Verdauens obzuliegen. Ich ging, nachdem ich mit einzelnen Herren noch kurze Zeit gesprochen, wieder in meine Wohnung zurück.

Ein Glück ist's, daß man in Schantung selbst keine großen Abschiedsessen zu geben braucht; meine schwindsüchtige Missionskasse hätte das nicht ausgehalten. Ich machte, soweit ich konnte, meinen „Sian haudi“ einen Be-

such, schickte einigen auch kleine Geschenke, als Cigarren, Kaffee, europäische Bilder und dergleichen, und hatte damit vollkommen genug gethan.

Das soeben geschilderte Essen war übrigens noch nicht das kostbarste, was die Chinesen darin leisten können. — Im gewöhnlichen Leben natürlich geht es auch nicht so protzig her. Der vornehme Chinese lebt aber immer gut.

Wie armselig lebt anderseits aber der gewöhnliche Zopfträger! Fleisch ißt er selten, es sei denn, daß er zur Hochzeit oder zum Begräbnis geht oder daß im Dorfe ein Stück Vieh verendet ist. Sonst aber werden alle Fleischsorten, wie Schweine-, Pferd-, Rind-, Schaf-, Hundefleisch und anderes, nicht verschmäht. Seine Hauptnahrung bildet Reis oder in Schantung Weizen, Kaulian, Hirse und Hülsenfrüchte. Morgens gibt es Reis, Hirsen- oder Erbsensuppe, mittags Erbsen-, Hirsensuppe oder Reis, abends, wenn nicht wie in Städten und in vielen Gegenden zweimaliges Essen am Tage Sitte ist, wieder Hirsensuppe, Reis oder Erbsensuppe. Dabei wird als Zukost warmes Weizen- oder Kaulianbrot und Knoblauch oder Zwiebel und roter spanischer Pfeffer gegessen, als Gemüse hier und da Kohl, Gurken, Möhren, eine Art Katoffel und dgl. Gemüse wird aber nur ganz wenig genommen. Als Gemüse dient auch allerhand Unkraut, das auf dem Felde wächst, und junge Blätter von den Bäumen. In Gegenden, in denen Seidenzucht im Schwunge ist, wird einem oft eine fette Seidenraupe als Delikatesse angeboten.

Als Getränk dient der grüne Thee, der ohne Zucker und immer heiß genossen wird. Bei armen Leuten vertreten auch Kartoffelblätter und Blätter von jungen Weiden die Stelle des Thees.

Köstlich ist es, den gewöhnlichen Chinesen beim Essen zu beobachten. Kommt man um die Essenszeit durch ein Dorf, so hocken die Männer und Kinder, oft auch die Frauen auf der Tenne oder an der Straße entlang und schlürfen ihre Suppe. Dabei halten sie mit der einen Hand das Schüsselchen an den Mund, mit der andern halten sie die Stäbchen und das Stück Brot und schieben nun mittelst der Stäbchen die festeren Brocken unmittelbar aus dem Schüsselchen in den Mund hinein. Das dabei entstehende schlürfende Geräusch ist nicht gegen den Anstand, wie auch nach der Mahlzeit das Aufschlucksen ein Zeichen ist, daß man gut und sich satt gegessen hat. Ist die eine Schüssel leer, so geht man nach Hause und schöpft sich aus dem Kochkessel eine zweite voll. Der Anstand verlangt auch, daß man dem Vorbeikommenden die Schüssel entgegenhält und ihn einladet mitzuessen. Natürlich muß man diese Bitte abschlagen, selbst wenn sie, wie das oft geschieht, mit noch so dringenden Worten ausgesprochen wird. In Herbergen sind die Leute oft mit ihren Schüsseln

zu mir ins Zimmer gekommen. So läuft die Familie während des Essens im Dorfe herum. „Andere Völker, andere Sitten!“

Dem Missionar steht übrigens auf seinen Reisen fast immer nur das Essen der gewöhnlichen Chinesen zur Verfügung. Für Europäer kein geringes Opfer!



V.
Als Missionar in Schantung.

1. Der chinesische Missionar.

Schwierigkeiten, Opfer, Thätigkeit.

Es ist nach den letzten Wirren viel über die chinesischen Missionare geschrieben worden. Einige wollten den Missionaren eine Hauptschuld an diesen traurigen Ereignissen zuschreiben. Andere nahmen unter den Missionaren in patriotischer Gesinnung die deutschen aus, um dann um so mehr über die französischen und englisch-amerikanischen herzufallen. Die meisten, die mit den Missionaren der verschiedenen Konfessionen zusammengekommen sind, sprachen sich über die katholischen Missionare lobend aus und tadelten die protestantischen, worauf dann von protestantischen deutschen Missionsfreunden in Broschüren und Zeitungen ein Sturm auf deren katholische „Kollegen" losgelassen wurde. Ob jene dadurch an Ansehen gewonnen haben, möchte ich bezweifeln. Gewiß ist von den vielen hundert katholischen Missionaren manchmal gefehlt worden, aber nicht weniger haben sich auch protestantische Missionare zu Schulden kommen lassen,



P. Franz Xaverius Nies,
ermordet am 1. November 1897.

wie das ja unverhüllt einer der Ihrigen im „Ostasiatischen Lloyd" bekennt, der entschieden eine Reform der englisch-amerikanischen Missionare verlangt.

Fehler werden überall und in allen Ständen, auch von Missionaren, gemacht. Aber jeder, der vorurteilsfrei das Wirken und Arbeiten der meisten Missionare betrachten konnte, muß sich sagen, daß sie nicht einen solchen Sturm hervorrufen konnten. Insofern sie als Europäer im Lande wirkten, wurden sie allerdings in den letzten Jahren vielfach scheel angesehen. Sonst aber erfreuten wenigstens die deutschen Missionare in Schantung, von denen ich ja besonders nur sprechen kann, im Volke sich großer Achtung und Verehrung. In den verschiedensten Verfolgungen und Rebellionen, an denen das „wilde Schantung" ja reicher ist als irgend eine Provinz des großen Reiches, wurden die Missionare von den besseren Leuten beschützt und gerettet. Allerdings zeigt die Statistik, daß unter den deutschen katholischen Missionaren fast alle einmal überfallen, ausgeplündert und geschlagen wurden; das aber war fast immer das Werk der Räuber, die keinen Unterschied machen zwischen Missionaren und Nichtmissionaren, sondern die den Europäer ebenso belästigen wie den reicheren Chinesen. Erst seitdem die Boxer sich Schantung als Hauptoperationsfeld wählten und von der Regierung als Instrumente gegen die verhaßten Europäer benützt und unterstützt wurden, änderte sich die Lage. Ihre Absichten werde ich noch näher auseinandersetzen.



Ein katholischer Missionar in Schantung.

Es ist nicht leicht, als Missionar in China zu arbeiten. Nachdem er sich — ich spreche vom katholischen Missionar — durch ein 12—13-jähriges humanistisches wie philosophisch-theologisches Studium in Europa auf den Beruf vorbereitet hat, muß er in China von neuem mit Studium beginnen. Die Sprache ist auch für den bestbefähigten Europäer schwer zu erlernen. die Sitten und Gebräuche, denen sich die katholischen und auch die meisten protestantischen Missionare anbequemen, sind den europäischen meist vollständig entgegengesetzt, die Lebensweise, Kost, Kleidung, die die katholischen Missionare vollständig wie Chinesen führen, ist oft empfindlich verschieden von der von Jugend auf gewohnten, das Klima schüttelt und rüttelt auch den gesundesten Organismus derart, daß jeder durch Fieber, Typhus, Dysenterie und dgl. zu leiden hat. Dazu kommen in Schantung speziell noch die stetigen äußeren Gefahren durch Räuber. Für den katholischen Missionar gibt es ferner keine Zeit der Sommerfrische in Japan oder in den Villen Tsching-kiangs; im strengen Winter wie im glühendsten Sommer, im Schneegestöber wie im wolkenbruchartigen Tropenregen muß er seine Missionsreisen machen, in den schwarzberußten Chinesenhütten muß er wohnen, die ohne Fenster und Thüre so zugig und windig sind. Wochen-, oft monatelang sieht er nur Chinesen um sich, die ihm an Bildung doch so ferne stehen, und spricht er nur chinesisch. Und in Krankheitsfällen findet er nicht immer eine liebende Hand, die ihn verpflegt; seine in Krankheiten sich immer wieder und unwillkürlich äußernde europäische Anschauung und Lebensbedürfnisse versteht und kennt man nicht; auf der harten Pritsche wird er gebettet, chinesische Medizin, die man in gesunden Tagen kaum riechen kann, soll ihn retten. Man hat mir einmal im Typhus, in dem ich dem Sterben sehr nahe kam und hilflos in einer kleinen Christengemeinde lag, um mich zu erwärmen, ein Strohfeuer unter der Pritsche angezündet, so daß ich beinahe erstickt wäre. Als ich in einem Sommer 56 Tage lang Wechselfieber hatte, mußte ich dennoch an den einzelnen dazwischenliegenden guten Tagen meine Missionsstationen zu Pferd besuchen. — Dazu kommt noch die aufreibende Thätigkeit der Missionierung selbst. Der Missionare sind zu wenig, und die Arbeiten, die den meisten aufgebürdet sind, drücken sie oft nieder. Jede einzelne Gemeinde muß er pflegen und hegen, wie der Gärtner ein liebes Blumenfeld hegt, Stürme von außen und Stürme von innen muß er unschädlich machen. Er muß auch darauf bedacht sein, seine Wirksamkeit immer mehr auszudehnen. Wie schmerzlich erst, wenn er vielleicht jahrelang scheinbar vergeblich sich abplagt oder aber wenn die Ernte so groß wird, daß er sie in seine kleine Scheune nicht unterbringen kann!

Dabei sind die Arbeiten, die die Missionare in Schantung leisteten, geradezu hervorragend. Wo vor einigen Jahren nur etliche hundert Christen waren, sind deren jetzt viele Tausend. Waisenanstalten wurden errichtet, Apotheken eröffnet, Armenasyle unterhalten, Schulen gegründet. Durch das ganze Land wurde die europäische Kultur und Civilisation bekannt, so daß der Kaufmann leicht auf diesem Fundamente in seinem Sinne weiterarbeiten kann. Das Land wurde wissenschaftlich erforscht und den deutschen Geologen speziell wichtige Aufschlüsse gegeben. Die Missionare waren mit einem Wort wahre Pioniere der Kultur. Ich bin überzeugt, daß die Bahn in Gegenden, in denen sich viele Christen befinden, nicht solche Schwierigkeiten gehabt wie z. B. in Kau-mi; weil die Christen durch Verkehr mit dem Missionar schon über die Vorteile des ausländischen Handels und der Industrie unterrichtet waren.

Dem gegenüber sind einzelne Fehler, die von einzelnen Männern begangen wurden, geringzuschätzen, und anstatt sie bis in den Kot herabzuziehen, sollte man in Zukunft ihr Wirken mehr unterstützen.

2. Der chinesische Christ.

Falsches Urteil über Christen, natürliche Tugenden der Chinesen, Erlösungsbedürftigkeit, Götzendienst und Aberglaube, Opferleben der Christen.

Schon mancher hat sich berufen gefühlt, über die chinesischen Christen ein Urteil zu fällen, und häufig ist dasselbe nicht günstig ausgefallen. Abgesehen davon, daß solche Urteile vielfach von Leuten herrühren, deren christliches Leben man auch nicht zu genau unter die Lupe nehmen darf, stammt dasselbe oft von Reisenden, die von China nur die europäisierten Hafenstädte gesehen haben und nie über das Weichbild dieser Städte hinausgekommen sind. Dort haben sie einen „christlichen" Diener gehabt, der sie bestohlen, oder sie haben einen Dolmetscher gebraucht, „der nie vom Christentum bei ihnen gesprochen", oder sie sind von einem Kaufmanne, „der vielleicht Christ war", hintergangen worden und dergl. mehr. Diese und ähnliche Erfahrungen berechtigten sie dann, allen Chinesen die Fähigkeit abzusprechen, gute Christen zu werden.

Ein solches Urteil ist falsch. Zunächst kann der Chinese einer Hafenstadt, der als Stutzer seine Cigarette raucht oder mit fliegendem Zopf durch die Straßen radelt, nicht als Durchschnittschinese angesehen werden. Nur dieser aber kann für eine sachgemäße Beurteilung maßgebend sein. Der Chinese, der aus dem Innern zur Küste wandert, will nur Geld ver-

dienen, und er trifft da selten gute europäische Christen, nach deren Beispiele er sich bilden könnte. Wenn er sieht oder vielleicht selbst an seinem Leibe oder Geldbeutel erfährt, wie europäische „Christen“ Bankerott machen, stehlen, sich schlagen und betrunken in der Gasse liegen, wie sie öffentlich mit schlechten Dirnen Umgang pflegen, so können wir es ihm nicht verdenken, wenn er sich vor Europäern hütet und wenn er als junger Christ die Gesetze seiner Religion weniger achtet. Thatsache ist, daß überall in der Nähe europäischer Niederlassungen die Missionsthätigkeit unter den Eingeborenen sehr erschwert ist.

Eine derartige ganz vernichtende Kritik über chinesische Christen mußte ich vor nicht langer Zeit wieder in einem Hamburger Blatte lesen. Der betreffende Herr teilt seinen Lesern mit, „daß an keinem einzigen Platze in China unter der eingeborenen Bevölkerung ein echt christlicher Geist oder etwas, was ihm nur entfernt nahekomme, gefunden werde.“ Nun, dem gegenüber möchte ich feststellen, daß ich während der 7 Jahre, die ich unter chinesischen Christen verlebt, nicht nur an einem Platze, sondern an vielen hundert Plätzen zahlreiche Christen gefunden, die sich den europäischen Christen — vielleicht mit Ausnahme des Schreibers der obigen Kritik — ganz ebenbürtig an die Seite stellen können. Es sind gewiß nicht alle chinesischen Christen Heilige, wie das ja auch in Europa nicht der Fall ist, aber es gibt dort eine sehr große Zahl, die treu die Gebote Gottes und der Kirche halten und sich eifrig bemühen, ein Tugendleben zu führen. Jedenfalls ist der gelbe Zopfmann durchaus fähig, das Christentum in sich aufzunehmen, und die Kraft der Gnade und des Evangeliums vermag sich in ihm wirksam zu zeigen. In folgendem werde ich mich bemühen, dies zu beweisen.

1. Ich verkenne nicht, daß der chinesische Charakter den Europäern in mancher Beziehung unsympathisch ist. „Der Chinese ist schlau.“ „Er ist verschmitzt“ und kann deshalb nur schwer die Wahrheit ganz und voll heraussagen. „Er liebt das Geld sehr“ und macht dasselbe daher oft zu seinem einzigen Gott. Das alles erschwert ihm allerdings den Eintritt ins Christentum, ist aber nicht unüberwindlich. Er ist wegen seiner Klugheit auch um so leichter befähigt, die Lehren des Christentums zu verstehen und sich anzueignen. Und chinesische „Lügen“ führen einen Chinesen selbst nicht leicht in Irrtum, da ein jeder weiß, was die Worte des anderen zu bedeuten haben. Daß Europäer oft betrogen werden, rührt vielfach von ihrer Unkenntnis der Sprache und der Sitten her. Den ungerechten Erwerb von Geld verachten auch die bessern Chinesen, und gerade aus ihnen sollen sich die ersten Christen rekrutieren. „Der Chinese ist stolz und eingebildet.“

Teilweise darf er sich auch über andere, selbst europäische Völker erheben, und ich kann es nur wohl erklären wenn er, nachdem er sich die europäische Welt in den Hafenstädten angesehen und das Leben mancher Europäer beobachtet hat, seinen Landsleuten erzählt, „wir Söhne des blumigen Reiches sind besser als die europäischen Teufel", und sie deshalb nicht Christen werden.

Dies alles bietet also keinen genügenden Grund, den Chinesen die Empfänglichkeit für das Christentum abzusprechen. Auch unsere Vorfahren hatten ähnliche Fehler, und wenn wir in den Werken der alten Römer und Griechen lesen von den Sitten und Gewohnheiten dieser Völker, wenn



Kirche in Ngotjatsch'ang bei Jentschoufu.

wir die Briefe des Apostels Paulus durchgehen, so finden wir auch in jenen Zeiten Völker, die nicht besser, vielleicht aber schlechter waren als unsere heutigen Chinesen. Und doch sind sie christlich geworden.

Der Sohn des „Reiches der Mitte" hat seine Schattenseiten; aber er hat eine ganze Reihe von Eigenschaften, die ihm die Annahme des Christentums leichter machen und die ihn befähigen, ein guter Christ zu werden.

2. Das Christentum ist vornehmlich Erlösungsreligion; es kommt also viel darauf an, ob der Chinese im allgemeinen voll pharisäischer Selbstgerechtigkeit ist, oder ob er ein Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit hat oder doch dazu gebracht werden kann. Ein großer Teil und zwar

der bessere Teil der Chinesen ist sich bewußt, daß er einer Erlösung bedarf. Beweis hierfür sind die unzähligen heidnischen Sekten, die als Hauptziel „Seelenrettung“ sich vorgezeichnet. Wir haben Sekten dort, bei denen gebeichtet wird, indem man die Sünden auf einen Zettel schreibt, und dieser wird von dem Sektenhaupte in einer Mauernische verbrannt. Andere thun Buße für ihre Sünden durch Fasten, Enthaltung von gewissen Speisen, z. B. von Knoblauch, Fleisch und Schnaps. Andere bringen für verstorbene Mitglieder Bitt- und Sühnopfer dar und dergl. Gerade diese Sekten neigen sich gern dem Christentum zu.

„60 Jahre lang habe ich nach dem richtigen Weg gesucht,“ sagte mir einmal eine gute Alte, „und endlich habe ich den wahren gefunden.“ Viele Sekten haben, wie ein christlicher Chinese mir selbst erzählte, eine Prophezeiung, in der es heißt: „Wenn ihr einen Lehrer seht, der auf Pferden reitet und beim Lehren ein weißes Gewand trägt, so folget ihm er zeigt den rechten Weg.“ In Tja-siang sind mehrere Dörfer deshalb christlich geworden, als sie den Missionar in Tschou-tja-tschuang bei der Predigt erblickten. Bekannt ist auch der interessante Fall, der P. Freinademetz passierte. Zwei Sektenhäupter aus der Präfektur Schen-chien kamen zu P. Provikar nach Jü-tä und meldeten sich zum Christentum. Sie hatten in einer Versammlung ihren Götzen nach dem wahren Weg gefragt und als Antwort erhalten, sie sollten nach Osten gehen. Sofort gingen die zwei Führer weg und trafen die Christen in Lau-tsche-li beim Gebet. P. Provikar war dort, und sofort meldeten sie sich an. Gerade diese Christen zählen mit zu den Besten. Sie nehmen es mit dem Heile ihrer Seele meist sehr ernst und fühlen sich recht glücklich, nachdem sie das Christentum angenommen.

3. Der Chinese ist überhaupt religiös gesinnt. Wenn auch in vornehmen Kreisen, besonders an chinesischen Küstenplätzen, ein gewisser Indifferentismus eingetreten ist, so ist doch das Volk an sich sehr der Religion zugethan. In Nordchina hat jedes größer Dorf seinen Tempel, jedes Haus seine Götzen. Wieviel Millionen werden jedes Jahr geopfert an Weihrauch, Gold und Silberpapier! Hunderttausende heidnischer Pilger wallen alljährlich über die bestaubten Landstraßen zu den „heiligen Orten“ und erfüllen dort unter großen Entbehrungen und Mühen ihre Gelübde und ihren Götzendienst. Ich habe große Büßer gesehen, die sich eiserne Ketten in die Brust geschlagen und die von Ort zu Ort beteten und auf den Tamtam schlugen, um durch ihr Beispiel andere zu belehren. Ja es kommt vor, daß einer, beim „Heiligtum“ angelangt, zur Erfüllung

seines Gelübdes im hl. Wahnsinn sich von steilen Felsenklippen hinabstürzt, um seine zerschmetterten Glieder Gott zu opfern.

Das ganze Leben ist mit Götzendienst durchwoben. Der Chinese verrichtet keine wichtige Handlung, ohne vorher seinen Göttern zu opfern. Kommt der kleine Zopfträger zur Welt, so bringen die Seinen Opfer; der Name, der ihm beigelegt wird, ist vom Aberglauben eingegeben. Schreitet der Jüngling zur Ehe, spielen Weihrauch und Papier wieder eine große Rolle. Und geht der Chinese in die Ewigkeit ein, dann bittet er wieder den Dä-uang um Gnade und Nachsicht. Er könnte ja als Maulesel an die Krippe seines Feindes angebunden werden oder als Ochs die Lasten desselben in Ewigkeit tragen müssen (Seelenwanderung).

Die Würdenträger, der Kaiser als erster Priester an der Spitze, müssen jeden 1. und 15. des Monates die Tempel besuchen und öffentlich opfern. Das neue Jahr wird mit Götzendienst angefangen und das alte mit Knattern und Schießen den Götzen zu Ehren beendet. Der Gott des Kochherdes wird mit Opfer gerufen; die Brunnen, die Tage, die öffentlichen Plätze, die Bäder, alle haben ihre Götter, die zu gewissen Zeiten verehrt werden. Es klingt fast wie ein Märchen, wenn wir in der Geschichte lesen, daß einzelne Kaiser, um der Entvölkerung entgegenzutreten, mit einem Male 4—5000 Bonzenklöster aufheben mußten und daß zur Zeit des sehr beliebten Kaisers Ti-mur in einer Provinz 500 000 Mönche gefunden wurden. Wir lesen, daß Kaiser und Fürsten ihre Goldgewänder abgelegt und in Klöstern sich den Göttern weihten, daß mehrere Kaiser (z. B. Hien-tsung, U-tsung, Suen-tsung) in trauriger religiöser Verirrung den taoistischen Giftbecher (Unsterblichkeitstrank der Taossesekte) genommen, um ihre Seelen zu retten.

Die Erfahrung lehrt aber, daß diejenigen Heiden, die in ihrem Götzendienste eifrig waren, auch eifrige Christen wurden.

4. Der Chinese ehrt die Eltern. Von Jugend auf wird ihm die Pietät gegen seine Eltern und Vorgesetzten eingeschärft. „Nichts halte für kostbarer, nur die kindliche Liebe gegen die Eltern ist kostbar.“ Dieser Satz eines klassischen Buches (Ta-hio) findet sich in den verschiedensten Abänderungen immer wieder. So ist das schönste Prädikat, das einem Sohne gegeben werden kann, das, daß er ein Chio-ze ist, d. h. ein Sohn, der seine Eltern ehrt. Manch rührende Beispiele werden von heidnischen Kindern erzählt. Hab und Gut geben sie oft her, um den Eltern ein ehrenvolles Begräbnis zu geben.

Ich habe ein Denkmal auf dem „hl. Berge“ Tain-gän gesehen, das einem solchen „guten Sohne“ errichtet ist an der Stelle, wo er sich 30

Fuß tief vom Felsen gestürzt, um mit dem Opfer seines Lebens das Leben seiner alten Mutter von den Göttern zu erhalten. Der Mann ist selbst unter die Götter versetzt worden. Ein Mädchen verkaufte sich selbst zur Zeit der Hungersnot, um mit diesem Gelde seinen Vater zu ernähren. Ein ungeratener Sohn ist auch von allen verachtet. Sollte jemand es wagen, seine Eltern zu schlagen, so zieht er sich die größte Strafe zu. Für Elternmord wird der ganze Kreis gestraft, die eine Ecke der Stadtmauer geschleift, der Verbrecher gevierteilt.

Wie die Eltern, so muß der Chinese auch seine Lehrer und Vorgesetzten achten. Die Schüler des Konfuzius trauerten um ihren toten Lehrer drei Jahre lang. Und mag der Mandarin noch so verkommen sein und das Volk unterdrücken, das Volk kommt doch nicht leicht zum Aufstande. Gerade auf diese Tugend scheint mir der lange Bestand des Chinesenreiches zurückzuführen zu sein. Ich legte heidnischen Chinesen, denen ich die christliche Religion auseinandersetzte, stets gerne unser viertes Gebot vor Augen, weil sie sich dadurch meist überzeugt zeigten, daß das Christentum eine gute Religion sei.

5. Der Chinese ist mäßig. Das Nationalgetränk der Chinesen ist Thee. Der Schnaps, den er auch in verschiedensten Arten, wie Reis-, Kaulian-, Hirse-, Kräuter-, Rosenblätterschnaps usw., kennt, wird wohl getrunken, aber immer mit Maß. Eine alte Lehre, die der Zopfmann kennt, lautet: „Schnaps trinken thut man, solange die Welt steht, aber man darf sich nicht betrinken.“ So habe ich denn auch nur selten einen betrunkenen Chinesen gesehen. Und ich kenne eine sehr verbreitete heidnische Sekte, die jeden Schnapsgenuß verbietet.

Ein nüchterner Mensch ist aber leichter für die Lehren des Christentums gewonnen, in dem er Abtötung und Selbstbeherrschung üben soll. Ich erinnere mich, von Missionaren aus Afrika gehört zu haben, daß ihnen gerade der Schnaps eines der größten Hindernisse bilde.

Wie schmerzlich muß allerdings hier der Chinese auf das Laster hinschauen, daß ihm von Europäern aufgedrängt worden, das Opiumrauchen! Gewissenlose Krämer ruinieren dadurch ein ganzes Volk. Der Opiumraucher ist auch fürs Christentum meistens verloren.

6. Der Chinese achtet die Keuschheit hoch. Gewiß gibt es viele, die der Unlauterkeit frönen, aber das Laster als solches ist verachtet und nicht öffentlich. In den klassischen Schriften weisen die alten Lehrer, die beim Chinesen fast göttliche Ehre besitzen, immer wieder auf das Häßliche des Lasters hin. Die „große Lehre“ (ta tao) ermahnt den Menschen zu drei Dingen: „Sich enthalten vom Wein, von der Unzucht und vom Spiele.“

„Unter allen Lastern ist das häßlichste die Unzucht,“ sagt ein Sprichwort. „Von allen Verbrechen, die auf der Welt begangen werden, ist der Ehebruch das größte.“

Daher denn auch die strenge Abtrennung der Geschlechter. Mann und Frau gehen nie zusammen aus. Liebschaften kennt man dort nicht. Vielweiberei besteht zwar, ist aber selten und nicht einmal gern gesehen. Die Tugend der Jungfräulichkeit dagegen wird hoch geachtet. Jungfrauen sind berechtigt, sich einen Ehrenbogen setzen zu lassen. Es wird von Mädchen erzählt, die, um ihre Unschuld zu retten, sich erhängt und vergiftet haben. Die Beobachtung der Jungfräulichkeit wird schon hienieden von den Göttern belohnt, z. B. durch gutes Examen, durch hohe Ehrenstellen.

Aber „die Chinesen und Chinesinnen sind doch in den Hafenstädten bekannt als Träger des Lasters.“ — Jawohl, leider vielfach von Europäern großgezogen. Auch im Innern gibt es genug des losen Volkes, aber dasselbe ist verachtet und scheut die Öffentlichkeit und ist jedenfalls nicht schlimmer als in vielen christlichen Ländern.

So bietet der chinesische Charakter manche Anknüpfungspunkte für die christliche Religion, welche ihm den Keim eines höheren, übernatürlichen Lebens aus Gott einpflanzen wird. Auch in einem Chinesenherzen können christlicher Glaube und heilige Gottesliebe stark werden wie der Tod

7. Nicht besser kann der Soldat seine Vaterlandsliebe beweisen, als im Kampfe. Die chinesischen Christen haben aber mit kurzer Unterbrechung schon viele hundert Jahre für ihren Glauben gekämpft. Viele haben den Tod gefunden in diesem Kampfe, viele starben unter dem Beil des Henkers, andere starben an Entbehrung, andere erlitten grausame Foltern, wieder anderen wurde Hab und Gut geraubt, die Häuser verbrannt, und sehr viele mußten deshalb heimatlos, geächtet und vogelfrei, wie Bettler umherirren, nur weil sie Christen waren.

Vor einiger Zeit befand ich mich in einer Christengemeinde Südschantungs. Ich hatte dort eine blühende Schule, und die Gemeinde selbst, eine der ersten von ganz Südschantung, hatte einen harten Kampf zu bestehen, bevor sie in Ruhe kam. Die Christen hatten ehedem einer heidnischen Sekte angehört und waren aus reinster Überzeugung katholisch geworden. In diesem Dorfe konnte man recht anschaulich sehen, welche Opfer die jungen Christen zu bringen und welche Schwierigkeiten sie zu bestehen haben. Der Vorsteher wurde mehrmals vor Gericht geführt, ein zweiter wurde mehrere Monate gefangen gehalten, ein Gelehrter wurde einmal von Räubern mißhandelt, ein anderer wurde zum Krüppel geschlagen. Und alles das, nur weil sie Christen waren.



Ehrenbogen für eine Witwe.

Und wie dort bei Errichtung der Gemeinde stets die Gefahr drohte, so hat jede neue Gemeinde irgend welche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt.

Welch unermeßliche Leidenskette umschlingt die chinesische Kirche! Erst im vorigen Jahre erlebten wir ja wieder eine solche Verfolgung, der viele Tausende zum Opfer gefallen sind. Im Jahre 1899 wurden die Christen im Westen Schantungs schwer verfolgt, aber mit Stolz und Freude konnten die Missionare damals feststellen, daß fast gar keine Christen abgefallen seien.

Können wir aber solche Helden, die alles, was sie haben, Gut und Blut, Leib und Leben, ihrem Glauben zum Opfer gebracht, nicht wahre Christen nennen? O, es ist nicht angenehm, immer das Damoklesschwert über sich hängen zu sehen! Es ist nicht leicht, Leben und Vermögen preiszugeben; als Greis, als schwache Frau, als Vater und Mutter fliehen zu müssen von der Heimat und als Bettler sich das Leben zu erhalten! Ob wohl in Europa alle Christen standhaft blieben, wenn sie vor die Entscheidung gestellt würden: Entweder dein Leben, dein Vermögen — oder deinen Glauben? Ob nicht auch in Europa manche Christen schwach würden in ihrem Glauben, wenn sie durch ein einziges Wörtchen sich, ihre Eltern und Kinder vor grausamem Tode, ihr Haus und Gut vor Brand und Plünderung schützen könnten? In China haben bis jetzt die Christen die Feuerprobe ausgezeichnet bestanden, und wir hoffen, daß sie es auch fernerhin thun. Aber man werde ihnen gerecht und verurteile sie nicht mehr als minderwertig, bei denen „nirgend auch nur der Funke echt christlichen Geistes gefunden werde"! Das haben die chinesischen Christen nicht verdient.

8. Der Christ in China muß immer viele Opfer bringen, die der Heide nicht kennt. Er muß in einem meist dreijährigen Katechumenat Gebete, Katechismus usw. lernen; er muß gemeinschaftlich und öfters, z. B. morgens und abends, beten. Man denke sich einen Bauern, der nie einen Buchstaben lesen gelernt, Katechismus und Gebete auswendig lernen. Gewiß ist das nicht leicht. Der Chinese muß das aber, da er meist nicht lesen und schreiben gelernt. Am Kreuzzeichen lernen sie oft tagelang. Ein guter 70jähriger Alter wollte noch den Katechismus lernen, aber mit dem besten Willen wollte es nicht recht vom Fleck. Er mußte, da in seinem Dorfe kein Lehrer war, in ein Nachbardorf gehen. Eines Tages lag Schnee, der Alte hatte das Vaterunser eben gelernt, und seine Lektion heruntersagend, ging er dem Heimatsorte zu. Da trat er fehl in eine Grube, und mit dem Schrecken hatte er auch das Vaterunser vergessen. Er ging aber sofort zurück und lernte von neuem. — Ich betone ausdrücklich,

daß ich in dem Auswendiglernen der Gebete als solchem nicht die Bekehrung sehe; wenn aber ein Chinese sich dieser mühsamen Arbeit unterzieht, so ist das gewiß ein Zeichen, daß es ihm ernst ist mit seiner Bekehrung.

Daß wir das tägliche Morgen- und Abendgebet gemeinschaftlich verlangen, ist notwendig, um den Christen Zusammenschluß zu geben. Der Missionar kann ja bei der großen Anzahl von Gemeinden nicht immer an demselben Orte bleiben; das gemeinschaftliche Gebet ist da vorzüglich geeignet, die Gemeinde lebendig zu erhalten.

Der chinesische Christ betet gerne und viel. Er hält sehr viel auf den Empfang der hl. Sakramente. Rührend ist oft der Eifer, mit dem er sich auf die hl. Taufe und die anderen hl. Sakramente vorbereitet. Um das hl. Sakrament der Ölung zu empfangen, scheut er keine Mühe. Oft ist der Bote, der den Priester einladet, mehrere Tage unterwegs. An Festtagen kommt er oft 20, ja 30 Stunden weit zur Kirche. Ist der Christ dem Sterben nahe, dann versammelt sich die ganze Gemeinde um ihn und betet für ihn. Man ermahnt ihn, spricht ihm Stoßgebetchen vor, erweckt mit ihm die Reue und besprengt ihn mit Weihwasser; betend geht er in die Ewigkeit hinüber. Ich möchte sagen, man kann den Chinesen um seinen schönen, ruhigen Tod beneiden. Die Christen stimmen dann ihre Klagelieder an und vereinigen sich in der Kirche und später wieder bei der Leiche, um Ablaßgebete für den Verstorbenen zu Gott zu verrichten.

Mich hat dieses fromme, christliche Sterben und Beten immer sehr ergriffen. Leute, die so beten und so sterben, müssen ganze Christen sein.

Der junge Christ muß dazu Sonntag und Festtag halten, er muß Fasten und Abstinenz beobachten; heidnische Feste, Theater und dergl., die der Chinese liebt, muß er meiden. Das alles sind Opfer, die der Heide nicht kennt, und der chinesische Christ auf sich nimmt.

9. Er muß sein Leben bessern. Er darf nicht mehr so schrecklich fluchen und schimpfen, wie das der Heide thut. Zu Furien können ja die Heiden werden, wenn sie erzürnt worden sind. Er muß das 4. und 6. Gebot auch innerlich ausüben; muß die Eltern achten und sie unterstützen, auch wenn andere das nicht sehen, und muß die Unkeuschheit meiden, auch wenn das Dunkel der Nacht alles verbirgt. Wie furchtbar ist hier in China die Ungerechtigkeit! 30 bis 50, ja 80 Prozent Zinsen nehmen, ist gewöhnlich. Den Christen ist das verboten. Manche Händel muß er aufgeben. Als Gelehrter kann er nicht in das Mandarinat gehen, weil dort die erste Pflicht die Unterdrückung der Armen ist. Von der Mandarinatswürde selbst ist er ausgeschlossen, weil er als Mandarin Götzenopfer darbringen muß.

In vielen Gegenden werden die Christen als „Ausländer“ verachtet. Man verspottet sie in gemeinster Weise. Man schließt sie aus dem Familienbuche aus, verbietet ihnen den Dorfbrunnen, leiht ihnen keine Ackergeräte mehr, sucht alte, längst verjährte Schuld, um ihnen Prozeß zu machen, steckt heimlich die Häuser oder Fruchtfelder an. Die Kinder von Vornehmen werden von den Lehrern nicht mehr in die Schule aufgenommen, kurz eine unermeßliche Reihe von Drangsalen aller Art haben die Neuchristen zu bestehen. Wenn erst die Heiden sehen, daß die Christen nach allen Plagen und Leiden doch noch Christen bleiben, wenn sie besser werden als sie, durch Sparsamkeit in die Höhe kommen, wenn die Heiden selbst die Grundlehren der christlichen Religion kennen gelernt, dann erst werden Verwandte wieder Verwandte, Nachbarn und Freunde wieder Nachbarn und Freunde. In manchen Gegenden bleibt aber der Haß gegen die „zweiten Europäer“, gegen die „Christenhunde“ immer.

In letzter Zeit waren die besseren Kreise der Bevölkerung Schantungs den Christen freundlich gesinnt, und nur ihnen ist es zu verdanken, daß in den letzten Jahren die Verfolgungen nicht weiter um sich griffen. Sie zügelten das Gesindel und halfen den Christen. Jetzt, wo Mandarine und Beamte allerdings feindlich geworden, mußte die Verfolgung ja allgemein werden.

Bei solchen Opfern muß man sich fast wundern, daß die Leute noch katholisch werden. Nur die unbegreifliche Gnade Gottes, die weht, wo sie will, konnte z. B. bei all den unermeßlichen Schwierigkeiten, Leiden und Verfolgungen in dem einen Vikariat Südschantung in 18 Jahren aus 150 getauften Christen ungefähr 16000 machen mit etwa 40000 Katechumenen.*)

Ach, daß nicht mehr Missionare dort sind in dem größten Reiche der Welt! Wenn wir Missionare und Katechisten dort gehabt hätten, hätten ganze Gegenden christlich werden können, und die jetzige Verfolgung hätte gar nicht mehr so verheerend auftreten können! Keine Mission auf der ganzen Welt ist augenblicklich von solcher Wichtigkeit wie die chinesische. Wenn jetzt nicht mit allen Kräften gearbeitet wird an der Christianisierung dieses Landes, dann wird es zu spät. Japan ist, da die Ausbreitung des Christentums mit dem Eindringen der modernen Kultur nicht gleichen Schritt gehalten, zum großen Teile der religiösen Gleichgültigkeit anheimgefallen; in China wird es ebenso gehen, wenn nicht größere Anstrengungen gemacht werden. Vierhundert Millionen Menschen warten dort noch auf die Erlösung durch Christus. Also helfet, rettet,

*) Siehe Neujahrsgruß des Bischofs von Anzer.

ehe es zu spät ist! China kann christlich werden und wird einmal ein herrlicher Garten Gottes, wenn wir uns jetzt anstrengen und das Feld bebauen!

3. Meine erste Missionsreise.

Abreise zu Wagen von Puo-ly, Gewitter, Mittagsraft, Herberge, Ritt durchs Wasser, auf dem Nachen nach Tsi-ning.

Einige Monate lang hatte ich mich mit dem Erlernen des Chinesischen beschäftigt, als es schon galt, das Erlernte zu praktizieren. Ich hatte mich die letzte Zeit hindurch in Puo-ly, einem kleinen altchristlichen Dörfchen, aufgehalten. Der mir übertragene Missionsdistrikt lag 3—4 Tagreisen von dort entfernt. Ich hatte das Glück, diese Reise mit dem hochwst. H. Bischof von Anzer gemeinsam zu machen, der sich zur Visitation in Puo-ly aufgehalten und nach der Residenz Tsi-ning wollte.

Mein Hab und Gut packte ich in zwei Bündel, die ich hinten auf den Wagen band. Damit waren meine Reisevorbereitungen getroffen. Der Bischof setzte sich in den Wagen, ich nahm auf der rechten Deichsel, der Kutscher Jang auf der linken Deichsel Platz. Wir wollten am ersten Tage 90 Kilometer weit kommen und mußten deshalb schnell fahren.

Der Wagen bewegte sich auf den schlechten Wegen recht bedenklich, wie ein schaukelnder Nachen auf hoher See, nur daß dies Schaukeln viel unsanfter war. Bald senkte er sich auf der rechten Seite in eine tiefe Wagenspur, bald drohte er auf der anderen Seite umzuschlagen. Jedoch Jang regierte mit Meisterschaft sein schönes Mauleselgefährt.

Die nächste Umgebung von Puo-ly war öde, aber als wir eine Stunde lang gefahren, wurde die Gegend fruchtbar. Aprikosen- und Pfirsichwäldchen wechselten ab mit Birn-, Zizìphus- und anderen Obsthainen. Der hohe Kaulian wogte wie ein großes, grünglänzendes Meer im sanften Morgenwinde.

Gegen 9 Uhr trafen wir in einer Christengemeinde ein, wo uns zwei andere Missionare erwarteten, die eine Strecke mit uns reisen mußten. Nach kurzem herzlichen Aufenthalte bei den guten Christen zogen wir weiter. Die beiden Missionare ritten auf Pferden vor dem Wagen her.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als sich bedenkliche Wolken am Himmel zeigten, und unerwartet schnell zog ein fürchterliches Gewitter heran. Wir machten Halt, um ein Regentuch über den Wagen zu spannen und uns selbst in gehörige Position zu setzen. Die Gewitter können in diesen Gegenden ganz furchtbar sein. Wir waren in der Nähe des Hoang-ho, und

das Gewitter zog den Fluß entlang. In wenigen Augenblicken war es fast dunkel geworden. Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner. Dann setzte der Tropenregen ein. Regenschirm, Regenmantel, Regentuch nützten nichts mehr, in einigen Minuten waren wir alle vollständig durchnäßt. Die Wege standen bald unter Wasser. Langsam fuhren wir weiter und kamen gegen Mittag in einer Herberge an.

„Herberge" oder „Gasthaus"! wie das goldgemalte Schild anzeigte. O diese phrasenklingenden Zopfmänner! Eine elende Lehmbude, noch schlechter als die früher geschilderte, öffnete uns die Thore. „Die großen Männer waren heute unglücklicherweise zur unrechten Zeit gekommen." Als ob der Herr Wirt zu anderen Zeiten besser versorgt gewesen wäre! — Für die armen Tiere war kein Futter da, für uns kein Essen. Nach vielen Mühen gelang es dem schmutzigen Menschen, für jeden eine Schüssel Nudeln zu bereiten. Den Tisch des Gastzimmers benutzten wir aus anstandlichen Rücksichten nicht — der Wirt hätte eine halbe Stunde gebraucht, denselben zu reinigen — wir aßen, die Schüsselchen in der Hand haltend, teils stehend, teils auf dem Boden sitzend. Für mich als dem „Jüngsten" war noch die Schwierigkeit, die langen Nudeln mit den Stäbchen zu essen. Doch ich habe mir geholfen, das „wie" will ich nicht erzählen.

Der Regen hatte aufgehört, aber ein frostiger Wind war zurückgeblieben, der uns auf unserer Weiterreise, da wir durchnäßt waren, doppelt scharf in die Glieder schnitt. Feld und Wege standen unter Wasser, die Tiere sanken bis über die Kniee in Wasser und Schmutz, der Wagen schleifte oft mit der Achse durch das Wasser. Ich hatte meinen Posten noch immer vorn auf der Deichsel und war nach einiger Zeit schon ganz mit Schmutz bedeckt. Wir bekamen am Nachmittage auch nichts anders mehr zu essen als rohe Gurken, die wir auf freiem Felde uns kauften.

Gegen 5 Uhr langten wir am Hoang-ho (Gelben Flusse) an. Wir brauchten diesmal ungefähr 1 Stunde, bis wir glücklich am jenseitigen Ufer waren. Eine Fahrt über diesen schmutzigen Unhold mit den meist alten, morschen Booten ist immer gefährlich. Eisig wehte uns der kalte Wind in den Rücken.

Unser Reiseziel konnten wir an diesem Tage nicht erreichen, und wir mußten in einer Herberge übernachten. Wieder war der Wirt nicht für so vornehme, große Männer eingerichtet. „Alter Großvater", sagte er zum hochwst. H. Bischof, „ich habe nur ein Bett." „Macht nichts, Frühgeborener", antwortete dieser ihm, „wir werden schon fertig." „Im ganzen Dorfe ist aber kein zweites Bett zu leihen." „Mache dir keine Sorgen, großer Bruder, wir schaffen selbst Rat." Die beiden anderen Missionare hoben

die Thüre des Zimmers aus den Angeln und legten sich darauf zur Ruhe, ich schlief draußen im Wagen, der Bischof breitete seine Decken auf der Pritsche aus. Ihn hatte unglücklicherweise das Fieber noch gefaßt, und wir konnten ihm auch keine Linderung verschaffen. Als Abendessen dienten Eier mit Wassernudelnsuppe, die mit Knoblauch gewürzt war.

Da wir am folgenden Tage celebrieren wollten und der hochwst. H. Bischof sich etwas erholt hatte, brachen wir um 3 Uhr nachts wieder auf. Heute mußte ich reiten. Fröhlich und wohlgemut bestieg ich das Rößlein, aber mein Mütchen wurde bald gekühlt. Es hatte die ganze Nacht hindurch geregnet, und die Wege standen noch mehr als am vorhergehenden Tage unter Wasser. Ich mußte unmittelbar vor dem Wagen herreiten und die Wege zeigen, da die Maultiere am Wagen genau und halsstarrig den Spuren des vorlaufenden Pferdes folgen. Mehr als einmal geriet ich bis an den Sattel in Pfützen und Gruben. Einmal hatte ich den Wagen derart ins Wasser gefahren, daß die Räder bis über die Hälfte versanken und der Bischof im Wagen selbst überschwemmt wurde. Aber es führte kein anderer Weg zum Christendorfe hin. Nach fünfstündigem Ritt mit nüchternem Magen gelangten wir zum Dorfe, das wir eigentlich am Abende vorher schon erreichen wollten.

Unser Aufenthalt dauerte nur eine Stunde, dann ging's weiter durch Wasser und Schmutz. Die Sonne war „giftig" heute. Unbarmherzig senkte sie ihre scharfen Strahlen auf meinen glattrasierten Schädel. An Essen war von morgens 10 Uhr an bis zum Abend nicht mehr zu denken. Der Bischof konnte wenigstens noch kaltes Wasser trinken, das ich mir auch noch versagen mußte, weil ich davon üble Folgen befürchtete. Eine rohe Gurke löschte mir den Durst. Spät am Nachmittage langten wir an einem weiten, seeartigen Wasser an, das sich durch die Regengüsse der letzten Tage gebildet hatte.

Endlich neigte die Sonne sich dem Horizonte zu. Ach, „goldne Abendsonne, wie bist du so schön!" Wie ich am Morgen ihren Aufgang freudig begrüßt hatte, so freute ich mich am Abend über ihren Untergang. Der Rücken war mir steif vom ungewohnten Reiten, alle Glieder schmerzten, die verbrannte Kopfhaut schälte sich ab und der Magen knurrte nicht wenig. Wer sollte sich da nicht nach der Ruhe der Nacht sehnen! „Noch eine Brücke ist zu überfahren, dann wird Rast gemacht," rief endlich Jang, dem auch die Gemütsruhe auszugehen drohte.

„Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten." Vor einigen Tagen hatte die Behörde die Brücke abbrechen lassen und auch kein Ersatzmittel geschaffen. Wir konnten also nicht zum jen-



Kirche in Tschantjatschuang.

seitigen Ufer kommen. Hunderte von Chinesen sammelten sich bald am jenseitigen Ufer des kleinen Flüßchens an und lachten uns aus. Als ich ihre spöttisch lächelnden Physiognomien sah, drohte mir doch beinahe der Geduldsfaden zu reißen, der übrigens hier im „himmlischen Reiche" ganz besonders stark sein muß. Wie der Bischof meinte, hatten die Leute wohl Mittel, uns über den kleinen Fluß herüberzuschaffen, aber sie wollten uns nicht helfen. Der Abend war hereingebrochen. Dazu hing wieder ein schweres Gewitter am Himmel, und die Herberge war eine Stunde rückwärts. Wir hatten keine andere Wahl, wir mußten zurück.

Nicht weit waren wir gekommen, als das Gewitter sich schon zu entladen begann. Geisterhaft erhellten die zuckenden Blitze die dunkle Nacht, und in wuchtigen Schlägen rollte und heulte der mächtige Donner, so daß die Erde zitterte. Über 1/2 Stunde mußten wir an einem 3—5 Meter tiefen Abhange vorbei. Bei jedem Blitzstrahl scheuten die Pferde. Ich stieg vom Pferde ab und suchte, langsam vorwärts tastend, nach dem Wege. Der Kutscher führte auch die Maultiere. Das Gewitter zog schnell ab, aber dann setzte ein Regen ein, wie ich ihn in meinem Leben niemals erlebt. In einem Augenblicke waren wir völlig durchnäßt. Zum Glück waren wir jetzt auf ebener Erde. Schritt für Schritt zogen wir vorwärts, durchwateten einen Sumpf, bis wir endlich Licht erblickten und dann nach einiger Zeit die Herberge erreicht hatten.

Meine Bettdecken, die auf dem Sattel gelegen, waren durchnäßt, meine Kleider waren ebenfalls naß, meine Tuchschuhe völlig aufgeweicht. Nachdem wir an einem Strohfeuer alles notdürftig getrocknet, legte ich mich auf eine Matte am Boden. An Essen dachte ich vor lauter Müdigkeit nicht mehr. Und der Schlaf wollte auch nicht kommen, weil die Glieder zu sehr schmerzten und das Ungeziefer zu sehr quälte.

Das Dorf, in dem wir übernachteten, lag am Kaiserkanal, und der Kutscher mietete am Abende noch einen Nachen, der uns am andern Tage auf dem Kaiserkanal nach Tsi-ning bringen sollte. Um 4 Uhr morgens schon bestiegen wir denselben. Pferde und Wagen mußten einen großen Umweg machen. In dem Nachen, der zum Schutze gegen die Sonne mit einem Strohdache versehen war, konnten wir uns nur wie Heringe nebeneinander legen. Aber die Fahrt war doch gemütlicher als die im Wagen und zu Pferde. Ich hatte auch gar kein Bedürfnis, mich aufrecht zu stellen. Gegen Abend langten wir in Tsi-ning an. Nachdem der Diener mir erst ein Paar Schuhe gekauft und mir aus der Residenz andere Kleider geholt, durfte ich es wagen, mich auf der Straße blicken zu lassen.

140 Kilometer — in 3 Tagen — mit solcher Abwechselung: diese erste Missionsreise im „blumigen Reiche der Mitte“ vergesse ich niemals!

4. Besuch in einer kleinen Missionsstation.

Empfang der Christen, arme Kapelle.

Ganz im Westen meines Gebietes lag eine kleine Gemeinde, Ho-tja-fan. Ich hatte vor der Weizenernte sämtliche Christendörfer besucht und Missionserneuerung vorgenommen. Die Endstation war Ho-tja-fan. Heiß brannte die Maisonne hernieder, und zum schnellsten Trabe trieb ich mein Pferd an, ihr möglichst bald zu entfliehen. Noch war ich eine weite Strecke vom Dorfe entfernt, als ich schon vor demselben einen großen Menschenhaufen erblickte. Die Christen holten mich ab, und die Heiden hatten sich ihnen angeschlossen. Vor dem Dorfe stieg ich vom Pferde. Doch die „Kirche“? Ich war noch niemals hier gewesen und hätte sie allein nicht gefunden. Ein Christ gab mir Auskunft. Durch ein kleines, schmales Thürchen mußte ich gebückt hindurch und stand nun unmittelbar der „Kirche von Ho-tja-fan“ gegenüber, d. h. einer Lehmhütte mit einem Strohgeflecht als Thüre und einem kleinen Loch als Fenster. Das Innere, ein Raum von 2 Klafter Länge und $1^1/_2$ Klafter Breite mit vier armdicken, krummen „Renaissancesäulen“, d. h. Stützen, die das Dach, das sich schon zur Hälfte bedenklich gesenkt, notdürftig noch in Schwebe hielten. Die Höhe betrug noch nicht 2 Meter. Der Raum war ausgefüllt mit einem Tisch, einem Stuhl ohne Lehne und der Pritsche. Ich hatte schon manche „Kirche“ der Mission gesehen, aber eine solche hatte ich bis dahin noch nicht das Glück zu finden.

Nach kurzem Gebet und Segen begannen die Begrüßungen der Christen und Heiden. Hundertmal mußte ich wiederholen, „daß ich schon gegessen habe“, „daß es heute heiß sei“, „woher ich komme“, „ob ich Thee habe“ usw. Fast wäre mir in der heißen Hütte wirklich die Ungeduld überkommen, doch ich spülte dieselbe mit dem lauwarmen Wasser, das die Stelle des Thees vertrat, herunter und suchte mit der freundlichsten Miene die stets lächelnden Chinesen noch zu übertreffen. Endlich war dieses Ceremoniell vorüber. Die Heiden hatten den „geistigen Vater“ der Christen mit dem langen Barte sattsam gesehen und zogen sich allmählich zurück. Ich blieb mit meinen ungefähr dreißig Christen allein und hielt ihnen eine Predigt, dann prüfte ich im Katechismus und fragte die Gebete ab. Ich konnte recht zufrieden sein. Als Abendessen dienten mir einige Stücke gekochten Brotes, einige Eier und lauwarmes Wasser. Nach dem gemein-

schaftlichen Abendgebete bereitete ich die Getauften auf die hl. Beichte vor. Es war elf Uhr, als ich mich auf die Pritsche niederlegen konnte.

Hatte ich am Tage keine Ruhe, so nachts noch weniger. Stechmücken durchschwirrten die Luft, und eine hungrige Meute anderer hier nicht zu nennender Insekten fiel über mich her. Schon um ein Uhr entstand Leben im Hofe. Die ersten Christen waren schon wieder da. Ich rief, es sei noch zu früh, doch mehr und mehr kamen die Christen und summten vor der Thüre ihren Katechismus herunter, so daß ich schlaftrunken um $2^1/_2$ Uhr



Kirche in Kuitjatschuang
vor der Verfolgung.

schon wieder auf die Beine mußte. Ich hörte noch einige Beichten und bereitete drei Alte von 78, 77 und 76 Jahren, die ich am Tage vorher geprüft hatte, auf die erste hl. Kommunion vor. Den Katechismus wußten sie sehr gut, selbst die langen Kommuniongebete hatten sie auswendig gelernt.

Dann ordnete ich den Altar. Dazu diente ein alter, baufälliger Tisch. Die Christen knieten vor der Thüre. Ich muß gestehen, ich schämte mich, in dieser schwarzberauchten Hütte das hl. Opfer darzubringen, doch was blieb mir anders übrig? Nach der hl. Messe hielt ich noch eine Predigt und ermahnte die guten Leute zur Standhaftigkeit in Erfüllung ihrer Christenpflichten. Fast kam es mir nicht über die Lippen, sie zu ermah-

nen, täglich ihr Morgen- und Abendgebet regelmäßig gemeinsam in dieser „Kirche“ zu verrichten. Der Missionar kann sich bei ihnen ganz unmöglich längere Zeit aufhalten, und im Christentum können dieselben deshalb nur langsam vorwärtskommen.

5. Eine neue Gemeinde.

1. Gründung.

Die schönste Gemeinde Ts'au-tschou-fus, Tschantja-tschuang, Heidensekten, Weihnachtsfest, die ersten Christen, mein erster Besuch.

Um dem Leser einen Einblick zu geben in die Arbeit der Missionare, das Leben und die Schwierigkeiten der Christen, erzähle ich hier die Geschichte einer meiner neuchristlichen Gemeinden.

Die erste und schönste Gemeinde Ts'au-tschou-fus ist Tschan-tja-tschuang. Sie liegt im äußersten Osten des Bezirkes und besteht jetzt etwa 15 Jahre. Die Schwierigkeiten, mit denen die dortigen Christen im Anfange zu kämpfen hatten, Geldstrafen, Folter, Kerker usw., hatten für lange Zeit jede Propaganda in dieser Gegend unmöglich gemacht. Die Heiden waren scheu geworden, Christen zu werden. Um so mehr aber bestrebten sich die Christen Tschan-tja-tschuangs, dem Christentum durch ihren äußeren Wandel Ehre zu machen, und thatsächlich trat in der Stimmung der Heiden diesen Christen gegenüber nach einigen Jahren schon ein sehr freundschaftlicher Wechsel ein. Die Christen wurden beliebt, man rief sie, als ehrliche Leute, zu Friedensstiftern, man kaufte mit Vorliebe bei ihnen und besuchte sie gerne. Die Gemeinde selbst sah ihr braves, christliches Leben ganz außergewöhnlich mit Gottes Segen belohnt. Die Christen Tschan-tja-tschuangs hatten früher einer religiösen heidnischen Sekte angehört, die in jener Gegend sehr verbreitet war und deren Mitglieder in verschiedenen religiösen Übungen, Fasten, Abstinenz, Beten, Almosengeben u. a., ihre Erlösung anstrebten. Nachdem im Anfange ihrer Bekehrung zum Christentum auch diese Sekte sich von ihnen abgewandt hatte, näherte sie sich später aber, als sie die Erfolge sah, um so mehr. Tschan-tja-tschuang wurde denn auch wirklich zur Mutter für viele andere Gemeinden. Viele Heiden kamen dorthin, um sich dort das Christentum näher anzusehen.

Mein größtes Bestreben von Anfang an war, besonders die Mitglieder obiger Sekte fürs Christentum zu gewinnen. Sie hatte nämlich meistens nur die besseren Elemente des Volkes in sich aufgenommen. Ich

schickte deshalb meine Christen zu ihren alten Freunden und „Brüdern“, damit sie ihnen die Lehren des Christentums auseinandersetzten und sie bewegen möchten, einmal nach Tschan-tja-tschuang zu kommen. Die Arbeit wurde mit Erfolg gekrönt. Nach einigen Monaten zählte ich allenthalben in meinem Missionsgebiete einzelne Neuchristen, die nun ihrerseits mit allem Eifer bedacht waren, in ihren Dörfern unter Verwandten und Bekannten Anhänger zu suchen. Ein einziger, einfacher Landmann hat allein 15 Gemeinden gegründet. Hatte ein Dorf eine Anzahl (zuletzt mußte ich aus Mangel an Lehrern und Geld mindestens 30 Familien verlangen), die sich



Kirche in Kuitjatschuang
nach der Verfolgung.

zum Christentum meldeten, so schickte ich einen Katechisten dorthin, der die Leute in den Lehren des Christentums unterrichtete.

Etwa 2 Stunden südlich von Tschan-tja-tschuang lag ein reiches Dörfchen, Ts'au-tja-tschuang, das „Dorf der Familie Ts'au“. In China bilden vielfach nur eine oder zwei Familien ein Dorf, die patriarchalisch von dem Stammältesten regiert werden. Solche „Familien“ haben oft mehrere hundert Köpfe. Ich hatte erfahren, daß sehr viele aus der Familie Ts'au auch obiger Sekte angehörten, und hätte gerne in dem freundlichen Dörfchen eine Christengemeinde gegründet. Wenn ich dort vorüberritt, stieg ich immer vom Pferde und suchte mit den alten Leuten, die

häufig auf der Tenne vor dem Dorfe tagsüber im süßen Nichtsthun ihr Pfeifchen rauchten, ein Gespräch anzufangen. Bald war ich mit den Leuten so bekannt geworden, daß sie mich schon von ferne grüßten, wenn ich des Weges kam, mir Thee und Tabak anboten, mein Pferd füttern ließen usw. Aber von Christwerden hatten sie und auch ich noch nichts gesprochen; ich wollte zuerst ihre Freundschaft mir gewinnen. Wie ich später hörte, hatten sie aber längst schon sich einen Katechismus und christliche Bücher verschafft.

Es war am Weihnachtsfeste 1896. Trotz schlechter Witterung waren viele Festbesucher von allen Seiten nach Tschan-tja-tschuang gekommen, und das Fest war herrlich verlaufen. Wie üblich kamen nach dem Gottesdienste die Christen, nach den verschiedenen Gemeinden geordnet, zu mir, um mich zu begrüßen. Mit allen unterhält man sich dabei etwas, fragt nach der Heimat, dem Stande des Christentums, ermahnt, ermuntert, tröstet und entläßt sie dann, nachdem sie um den priesterlichen Segen gebeten. Zum Schlusse kamen diesmal 5 Männer, die ich schon irgendwo gesehen haben mußte. An ihrem Benehmen erkannte ich aber sofort, daß es Heiden waren. Nachdem wir den Zuoi gewechselt, traten sie einzeln an mich heran:

„Schin-fu, Priester, geht's dir gut?" —

„Es geht mir gut," war meine Antwort.

„Schin-fu, kennst du uns?" —

Ich wollte nicht sagen, daß ich sie nicht kenne, und gab eine ausweichende Antwort. „Ich habe euch wohl schon gesehen, aber ich lerne so viele Menschen kennen, daß ich mich oft der einzelnen nicht erinnere." —

„Natürlich, natürlich! — Wir sind aus Ts'au-tja-tschuang. Du mußt heute wohl recht müde sein, Priester?"

„Etwas müde bin ich schon. Ah, jetzt kenne ich euch wieder."

„Hast du schon Thee getrunken? Hast du schon Reis gegessen?" —

Ich war eben beschäftigt mit Essen, mußte aber anstandshalber sagen: „Ich habe gegessen." —

„Aber, liebe Brüder," redete ich sie nun an, „wie kommt ihr denn heute hierhin?" —

„Wir haben das Fest besucht, deine Predigt gehört. Es war sehr schön" usw. Da fielen sie plötzlich auf die Kniee und baten, ich möchte auch sie als Christen aufnehmen.

Meine Freude war übergroß, und gern versprach ich ihnen, einen Lehrer zu schicken. Ich legte ihnen dann noch kurz die Lehren des Christentums auseinander und entließ sie, nachdem sie noch einmal beteuert, daß sie dieselben beobachten und die vorgeschriebenen Regeln halten wollten.

Einige Tage nachher schickte ich einen tüchtigen Katechisten in das Dorf. Die Neuchristen müssen, wenn irgend möglich, ein Lokal einräumen, das als Wohnung des Katechisten, als Schule und Gebetslokal zugleich dient. Die neuen Christen in Tj'au-tja-tschuang waren reich, aber sie hatten kein alleinstehendes besseres Haus zur Verfügung. In ihre mit Mauern umgebenen Gehöfte konnten sie nach chinesischer Sitte einen fremden Menschen nicht aufnehmen, sie richteten deshalb für den Anfang ein kleines Wachthäuschen auf der Tenne vor dem Dorfe als Gebetslokal ein. Drei Mauern der „Kirche" waren aus Lehm geschlagen, die vordere Wand bestand aus Kaulianstroh, das Dach aus Stroh, als Thüre diente eine Strohmatte, Fenster gab es nicht.

Die 5 Anführer hielten sich fast den ganzen Tag bei dem Lehrer auf, lernten Gebete, lasen christliche Bücher und ließen sich dieselben erklären, in der „Kirche" verzehrten sie ihr Essen, dort schliefen sie auch. Schon am ersten Abend war die Predigt des Katechisten fast von allen männlichen Dorfbewohnern besucht, und nach einigen Tagen ließ sich schon eine ganze Reihe von Männern mit ihren Familien als Christen aufschreiben. Das kleine Häuschen reichte nicht mehr, und man hörte die Predigten draußen auf der Tenne. Damit hatte sich eine kleine Gemeinde von ca. 30 Familien gebildet.

Nachdem mir der Katechist Bericht erstattet hatte über die Bildung der Gemeinde und den herrlichen Eifer der Leute, ritt ich denn auch einmal für einige Stunden dorthin. Zum ersten Male, daß ein Europäer in dem Dorfe auf „Besuch" war, ein Ereignis! Männer, Frauen und Kinder standen am Eingang des Dorfes, um mich zu sehen. Die Christen umringten mich und führten mich in das Gebetslokal. Jeder wollte mit mir sprechen, jeder hatte eine Unmasse von Fragen, die ich beantworten sollte: wie es mir gehe, ob ich gegessen habe, ob ich unterwegs Herzeleid ausgestanden usw. usw. Die Kinder hatten mich bald umlagert, die Älteren standen Mann an Mann um mich herum. Die Frauen bohrten mit den Fingern Löcher in die Strohwand, um mich begaffen zu können. Ich hatte noch selten nach so kurzer Zeit des Katechumenates so große Zutraulichkeit gesehen und freute mich darüber, denn sie ist erfahrungsgemäß ein gutes Zeichen für die Christen.

Als dann der erste Sturm vorbeigezogen, die landläufigen Phrasen gewechselt waren, hielt ich eine Predigt und unterhielt mich darauf längere Zeit noch mit den älteren Leuten. Unsere Unterhaltung war jetzt eine ganz andere als früher.

Ich hatte Mühe und Not, an diesem Tage wieder wegreiten zu können, die Leute baten mich so dringend, doch bei ihnen zu bleiben, aber andere Geschäfte riefen mich anderswohin. Beim Abschied brachte man mir noch ein Bündel Götzenbilder, die ich verbrennen sollte. Das ganze Dorf, Christen und Heiden, gab mir eine Strecke das Geleite, dann stieg ich aufs Pferd und ritt einer anderen Gemeinde zu.

2. Die Frauen.

Schwierigkeit der Frauenbekehrung, Frauen Ts'au-tschou-fus, Katechistinnen.

Aus dem, was wir früher über die Frauen gesagt, kann man sich schon denken, daß es für den Missionar in China schwer ist, die Frauen zu bekehren. Er darf den Heidinnen nicht predigen, er darf sie nicht ansprechen. Männer und Frauen dürfen nicht in einem Zimmer dem Gottesdienste beiwohnen. Anderenteils haben die meist auch im Heidentum religiöseren Frauen sehr großen Einfluß auf die Männer und können sie dem Christentum sehr leicht abwendig machen. Um den Sitten einigermaßen Rechnung zu tragen, errichten wir mitten durch die Kirche oder das Gebetslokal eine Scheidewand, damit sich Männer und Frauen nicht sehen.

In Ts'au-tschou-fu sind übrigens wie die Männer, so auch die Frauen energischer und fürchten sich nicht gar so sehr, auf der Straße zu erscheinen. In Ts'au-tschou-fu ist deshalb die Schwierigkeit der Frauenbekehrung nicht so groß wie in anderen Gebieten. Ich habe es erlebt, daß die Frauen, besonders ältere, sich bei Predigten mitten unter die Männer wagten, ja in einer Gemeinde waren viele Frauen sogar eher katholisch als ihre Männer.

Wie aber werden die Frauen christlich und oft so gute Christinnen? Nachdem die Männer einige Predigten gehört, wird ihnen klar gemacht, daß auch ihre Frauen unsterbliche Seelen haben und daß auch diese ihre Seelen retten müssen. Dann ermuntert man dieselben, zu Hause die Predigten zu wiederholen; die Knaben müssen ihren Müttern und Geschwistern einige Gebete beibringen, zuletzt fordert man die ältesten Frauen auf, eine Katechistin einzuladen, damit diese ihnen einmal die ganze Lehre vortrage. Es dauert oft 1—2 Jahre, bis man die Frauen soweit hat, daß sie sich bereit erklären, eine Katechistin einzuladen. Als solche wird nun meistens zunächst eine ältere Person, Witwe oder Jungfrau, dorthin geschickt; später nimmt deren Stelle eine jüngere Person ein, die leichter die jungen Frauen und Mädchen für sich gewinnen kann. Die Haupt-



Zwei Katechistinnen.

aufgabe dieser Katechistin besteht darin, daß sie den Frauen predigt, Katechismus und Gebete lehrt und besonders durch ihr tugendhaftes Beispiel das Christentum beliebt macht. Nach und nach weicht dann auch die Scheu. Sie wagen den Priester zu sehen, den Gottesdienst zu besuchen und die Sakramente zu empfangen. Wie ich schon oben sagte, zeichnen sich später die Frauen und Mädchen meistens durch Frömmigkeit und Eifer aus.

In Tschan-tja-tschuang hatte ich weniger Schwierigkeit mit den Frauen. Die meisten älteren Frauen gehörten auch der Sekte an, und sie gingen schon nach einiger Zeit zum Katechisten, um von ihm eine Predigt zu hören. Auf ihre erste Bitte um eine Lehrerin schickte ich denn auch eine im dortigen Gebiete sehr beliebte, fromme, ältere Katechistin (Jungfrau) dorthin. Die guten Leute machten ganz überraschende Fortschritte.

3. Schwierigkeiten.

Christenvorsteher, Dorfvorsteher, eine Witwe, Boxer.

Das Eisen, das nicht im Feuer gehärtet ist, ist nicht stark. So muß auch jede einzelne neue christliche Gemeinde durch Schwierigkeiten und Leiden erprobt und gestählt werden. Man kann als Missionar darauf rechnen, daß jede neue Gemeinde einen solchen Läuterungsprozeß durchgehen muß, sei es nun, daß die Schwierigkeiten von außen herrühren, oder daß im Innern der Gemeinde selbst solche entstehen. Wie die Eltern jedes einzelne Kind nach seinen Charakteranlagen erziehen und bilden müssen und wie ihr Auge stets über die Kinder wachen muß, daß sie nicht von außen oder innen Schaden leiden, so muß auch der Missionar seine Christengemeinden und selbst die einzelnen Christen stets beobachten und bewachen.

Ts'au-tja-tschuang blieb auch nicht von Schwierigkeiten verschont. Ich hatte als Christenvorsteher einen jüngeren Mann gewählt, der eine gewisse Schulbildung besaß und wegen seines Reichtums und seiner geistigen Fähigkeiten im ganzen Dorfe Ansehen genoß. Der Mann war kinderlos und wollte sich deshalb, wie es in China unter reichen Leuten viel Gebrauch ist, zu der ersten noch eine zweite Frau nehmen. Als er nun dieserhalb den Lehrer fragte, mußte der ihm die diesbezügliche christliche Lehre von der Ehe erklären und ihm die zweite Frau verbieten. Das war dem Manne furchtbar hart. In China liegt nichts Arges in einer solchen Ehe und es ist gewissermaßen verächtlich, ohne Kinder zu sein. Das ganze Innere des Mannes bäumte sich auf, die furchtbarste Versuchung trat an

ihn heran; schon wollte er den Christennamen wieder abwerfen, doch er hatte auch schon soviel Predigten gehört, daß er die Wahrheit der Religion erkannte. Lange schwankte er. Sein Abfall wäre von größtem Schaden für die junge Gemeinde gewesen. Endlich nahm er sich ein Herz und suchte mich auf, um mir sein Leid und seine Not zu klagen. Es gelang mir auch, den guten Menschen zu beruhigen und zu trösten. Mit dem Worte: „Priester, ich danke dir, jetzt bin ich ganz Christ und halte alle Gebote!“ schied er von mir.

Als ich zum ersten Male den Frauen eine Predigt hielt, durfte eine junge Witwe derselben nicht beiwohnen. Ihr heidnischer Schwager wollte überhaupt nicht zulassen, daß sie, „ein so junges Weib“, Christin werde. Ich ließ der Frau sagen, sie möge Geduld haben und beten, dann würde ihr Schwager schon nach und nach seine Einwilligung geben.

Ich hatte chinesische Frauen noch nicht genügend kennen gelernt. Als ich soeben in einer anderen Gemeinde angekommen, die nur eine Viertelstunde von dort entfernt war und von Ts'au-tja-tschuang aus gegründet worden, kam der Christenvorsteher ganz atemlos bei mir hereingestürzt und berichtete, obige Witwe habe sich aufgehängt, doch hoffe man noch ihr Leben zu retten.

Weshalb hatte die Frau das gethan? Sie wollte sich an ihrem Schwager rächen, indem sie sich das Leben nahm. Wäre sie wirklich gestorben, so war ihr Schwager für ihr Leben verantwortlich und wäre eingekerkert und vielleicht zum Tode verurteilt worden. Chinesische Frauenrache und chinesische Justiz! — Thatsächlich wurde der Herr Schwager gefügig und hinderte die Witwe nicht mehr, Christin zu werden. Die Frau selbst wurde eifrige Christin. Aber der Fall hätte auch ernste Folgen und Unruhen in dem Dorfe und in der Gemeinde verursachen können.

Jedes Dorf hat außer den Stammältesten noch einen von der Regierung ernannten Vorsteher. Vorsteher von Ts'au-tja-tschuang war ein Oheim des Christenvorstehers, ein Heide, der nicht im besten Rufe stand. Mehrmals im Jahre feiern die Heiden Feste zu Ehren ihrer Götzen, bei denen Opfer dargebracht werden und Theater gespielt wird, das die betreffenden Götzen verherrlicht. Solche Festlichkeiten sind teuer, und besonders die Reichen der Dörfer müssen in ihre Geldkassen greifen, um sie zu bestreiten. Auch Ts'au-tja-tschuang wollte feiern. Nun waren aber gerade die Reichen Christen geworden und durften natürlich nicht zu diesem Götzendienste beitragen. Der Dorfvorsteher wandte sich an seinen Neffen, doch der wies ihn ab. Seine Drohungen mit Prozeß ließen die Christen unberührt, da den Christen durch kaiserliche Edikte erlaubt ist,

jedem öffentlichen Götzendienste fernzubleiben. Aber für die Gemeinde war das eine schwere Prüfung. Viele Heiden, von ihrem Dorfvorsteher aufgestachelt, verkehrten nicht mehr mit den Christen, sprachen nicht mit ihnen, suchten sie zu schädigen, indem sie ihr Getreide vom Felde stahlen, Getreide- und Strohhaufen anzündeten usw. Doch die Christen blieben treu, und die noch übrigen besseren Heiden schlossen sich ihnen zuletzt sogar an. Dem Dorfvorsteher blieb nichts übrig, als zu schweigen.

Nun kam aber die wirkliche Natur des Menschen zum Vorschein. Er schwur den Christen noch schlimmere Rache, ging zu einem berühmten Boxeranführer und lud denselben ein, in seinem Dorfe Unterricht zu geben. Alle, die noch nicht Christen waren, mußten Boxer werden. Die schlechten Elemente des Dorfes schlossen sich ihm an, die besseren wurden daraufhin Christen. Ich ahnte Unheil. Tag und Nacht übten sich die Boxer, doch thaten sie einstweilen noch nichts gegen die Christen. Ich ermahnte die Christen, ja jeden Grund zu Feindseligkeiten zu vermeiden.

Die Boxer im südlichen Ts'au-tschou-fu hatten den Tod einiger Europäer beschlossen, und Ts'au-zuo-scheng, so hieß der Dorfvorsteher*), erklärte sich bereit, die That zu vollführen. Der bekannte Mord der PP. Henle und Nies war ihre ruchlose That.

Anfangs kam niemand der Gedanke, daß dieser Mensch mit seinen Genossen diesen Mord vollführt, aber bald sprach man doch hier und da davon, bis es endlich allgemein ruchbar wurde. Der Mandarin aber hatte Weisung, nichts gegen die Boxer zu thun, und so blieben die richtigen Mörder völlig verschont.

Von nun an aber hatten die Christen einen harten Standpunkt. Doch unverzagt und guten Mutes lebten sie dahin. Sie fürchteten nichts, obgleich das drohende Schwert immerfort über ihnen hing. Der Christenvorsteher schenkte einen schönen Platz zum Baue einer kleinen Kapelle, und im Sommer 1898 wurde auch ein Teil derselben gebaut. Die Boxerbewegung nahm immer größere Dimensionen an, und mir schwebte immerfort das schreckliche Unheil, das den armen Christen drohte, vor Augen; ich hätte oft weinen mögen, wenn ich die guten Leute so gottvertrauend ihren Christenpflichten nachkommen sah, ich scheute mich auch nicht, ihnen gegenüber die drohende Zukunft auszusprechen, — ach! ich hätte ihnen so gern geholfen. Sie selbst ermunterten sich, indem sie von dem viel schrecklicheren bittern Leiden unseres Erlösers sprachen.

*) Siehe unten die „Gesellschaft vom großen Messer". Seite 226.

4. Die Verfolgung.

Anfang der Verfolgung, Leid der Christen, Standhaftigkeit derselben, Tod von sechs Christen.

Unterdessen hatten die Deutschen Tsing-tau-Kiau-tschou besetzt, das Missionsgebiet von Süd-Schantung war vergrößert worden und ich wurde in das neue Gebiet versetzt. Schon auf meiner ersten Reise wurde ich überfallen. Auch im Osten der Mission hatte es schon lange gegärt, die fremden und christenfeindlichen Gesellschaften hatten schon längst deren Vertilgung beschlossen. Ich wurde ihr erstes Opfer, und wie eine schreckliche Windsbraut zog die rebellische Rotte, von der Regierung ungehindert, oft sogar beschützt, von Ort zu Ort, wo Christen und Europäer waren, plünderten, raubten, sengten und mordeten. Die armen Christen flohen wie geängstigtes Wild schutzlos in den Bergen umher. Ihre heidnischen Verwandten und Bekannten nahmen sie nicht auf, Freunde wurden zu Feinden, Eltern verleugneten ihre Kinder, Kinder ihre Eltern. Endlich konnten sie in den großen Missionsstationen J-tschou-fu und Wan-tschuang Unterkunft und Rettung finden.

Der Westen war noch ruhig geblieben. Da, im Sommer 1899, wurde auch dort die Brandfackel unter die Christengemeinden geworfen und die Fahne der Empörung allüberall gehißt. Das war etwas für die Wilden Ts'au-tschou-fus. Die Regierung kümmerte sich nicht um die vogelfreien Christen. Nun konnte man rauben und plündern unter den Augen der Mandarine, im Angesichte der Soldatenlager.

Eines der ersten Dörfer, die überfallen wurden, war Ts'au-tja-tschuang, Ts'au-zuo-scheng führte seine Bande an. Der Katechist wurde geknebelt und an einen Baum gebunden; unbarmherzig schlug man auf ihn los. Der Vorsteher und die hervorragendsten Christen wurden mißhandelt, geschlagen, die anderen Christen vertrieben und Haus und Hof geplündert. Greise und alte Frauen, die nur notdürftig am Krückstock sich fortbewegen konnten, mußten flüchten, bis sie im Felde erschöpft niedersanken, Frauen mit ihren kleinen Kindern mußten sich im Felde verbergen, um nicht geschlagen, geschändet zu werden. Kinder suchten schreiend ihre Eltern, und Eltern klagten und jammerten um ihre armen kleinen Kinder. Mir haben die guten Leute später selbst ihr Unglück erzählt. Sie hatten bei P. Noyen in dessen Station eine Unterkunft gefunden. Die eben erbaute Kapelle wurde verbrannt, und die Verfolger schwelgten von ihrem Raube. Die gefangenen Christen und den Katechisten hatte man am zweiten Tage wieder freigegeben.



Christliche Frauen und Kinder während der Verfolgung 1899 vertrieben.

Und fast ein ganzes Jahr lang mußten diese Leute verbannt von ihrer Heimat wohnen. In der Stadt, wo P. Noyen eine Station hatte, wohnten sie, die früher in Reichtum alles hatten, was sie bedurften, in Armut und Not, von den spärlichen Almosen lebend, die der Missionar ihnen reichen konnte. Ich habe die Leute dort einmal gesehen. Viele kannte ich nicht mehr, so eingefallen, fahl, schlecht sahen sie aus; die Kinder gingen in Lumpen umher, mehrere der Greise waren den Strapazen und der Not erlegen. Mir blutete das Herz, als ich diese armen Menschen sah, weinend zeigten mir die Mütter ihre Kinder, die sie, schlecht genährt, krank und elend in den Armen hielten. Und dennoch blieben sie Christen, ja als ich sie bedauerte, wollten sie das nicht zulassen. Sie freuten sich, für Christus gelitten zu haben. Das sind chinesische Christen, wahrhaftig wert, daß wir sie bewundern und daß wir ihnen helfen!

Kaum war im Frühjahr 1900 Ruhe eingetreten und die Christen in ihre Heimat zurückgekehrt, als die letzte Verfolgung von neuem entbrannte.

Neuerdings erhielt ich die Mitteilung, daß im Juli dieses Jahres 6 Christen, 3 Männer und 3 Frauen aus Ts'au-tja-tschuang ermordet worden sind.

6. Das Blutbad von Tschan-tja-tschuang und seine Sühne.

Besuch der PP. Nies und Henle, Überfall und Tod, schreckliche Nachtwache, Aufregung, Gefangennahme und Verurteilung Unschuldiger, Besuch des Hr. Eugen Wolf.

Die Missionare verweilen die größte Zeit des Jahres allein unter ihren Christen in dem ihnen vom Bischof zugewiesenen Distrikten. Am 1. November 1897 morgens kamen meine Nachbarn P. Henle und P. Nies zu mir nach Tschan-tja-tschuang (Unterpräfektur Tjü-ä), ersterer, um mir in einer Schwierigkeit und beim Feste zu helfen, P. Nies, um in einer besonderen Angelegenheit nach Ts'au-hsien zu P. Peulen zu reisen. Da es regnete, konnte er nicht weiterreisen. Lange hatten wir uns nicht gesehen, und so plauderten wir bis in die späte Abendstunde hinein. Die Christen waren schon längst zur Ruhe an diesem wüsten Novemberabende, wir sangen noch einige bekannte Lieder und übten zuletzt das Requiem ein für den folgenden Allerseelentag. Das schöne Miseremini mei, miseremini mei, saltem vos, amici mei, war das Schlußlied. Bei dem Mangel an Betten überließ ich dem P. Nies mein Lager, ich selbst ging in ein kleines Pförtnerzimmer zur Ruhe, das neben dem großen Thore lag. Die Gegend war ruhig, weshalb wir jede Vorsichtsmaßregeln

vernachlässigten. Schon seit Monaten hatte man in dieser Gegend nichts mehr von Räubereien gehört.

Ich lag gerade im ersten Schlummer, als vor meinem Fenster ein Schuß fiel. Räuber da! In einem Augenblick sprang ich an die Thüre, die ich nicht verriegelt hatte. Schuß folgte auf Schuß. Ein entsetzliches Schreien, als ob alle bösen Geister der Hölle losgelassen wären, tönte durch die Nacht. Mein Zimmer wurde durch den Fackelschein von außen vollständig erleuchtet. „Scha, scha!" „Mordet, mordet!" rief die Bande. Da klirrten die Fensterscheiben des benachbarten Zimmers, Stoß auf Stoß erdröhnte gegen die Thüre, endlich ein Triumphgeschrei, dann ein furchtbares Gewirre. Vor meiner Thüre standen, wie ich bemerkte, zwei Mann als Wache. Ich hatte nichts zur Hand als eine kleine Eisenstange, mit der ich mich nötigenfalls zur Wehr setzen wollte. Nicht im geringsten dachte ich, daß man es aufs Leben abgesehen, vielmehr hielt ich das Ganze für eine Räuberei. Da kommt eine Bande aus dem Nachbarzimmer und schreit nach mir, „dem Pater mit dem langen Barte". Mein Zimmer grenzte an die Sakristei. Diese wurde darauf erbrochen, und ich hörte, wie die Bande fluchend durch die Kirche zog, vermeinend, daß ich geflohen. Einige Augenblicke, dann war Totenstille. Die Christen hatten sich unterdessen vereinigt und gingen auf die Mörder los.



P. Richard Henle,
ermordet am 1. November 1897.

Aus dem Nebenzimmer hörte ich ein trauriges Röcheln. Trotz aller Gefahr eilte ich hinaus, um den Mitbrüdern womöglich zu helfen. Noch immer dachte ich nicht an das Schrecklichste. Da kamen die Mörder zurück, um auch mir noch „die Haut abzuziehen". Aber sie kamen nicht mehr in den Hof. Sie wurden abermals von den Christen vertrieben. Ich ging nun in das Zimmer. Ach, welch ein Anblick! Das Zimmer war eine Blutlache. Auf einem Bette lagen die beiden Missionare, P. Henle noch röchelnd, P. Nies wahrscheinlich schon tot. P. Nies war zu P. Henle

geflüchtet, und wie gute Freunde im Leben, fanden sie auch im Tode sich wieder. Ich sah nach den Wunden, es war keine Hoffnung mehr. P. Henles Augen waren schon gebrochen; ich rief den Mitbrüdern zu, ich bat sie um ein einziges Wort, keine Antwort mehr. Ich gab ihnen in Eile die letzten Sakramente, dann war Stille, Totenstille. Die Christen weinten und klagten. Ich selbst fiel vor Erschöpfung zusammen. Nachdem ich mich mit Hilfe der Christen etwas erholt, schrieb ich Briefe an den Mandarin und nach Tsi-ning-tschou an den hochw. Herrn Provikar.

Das Zimmer sah geradezu schrecklich aus. Der Boden war mit Blut bedeckt, selbst die Wände zeigten Blutspuren. Alles war geraubt oder zertrümmert. Die Nacht brachte ich in diesem Raume zu. Eine schreckliche Nacht. Wie langsam verschwanden die Stunden! Nie in meinem Leben werde ich diese Totenwache vergessen. Zwei meiner teuersten Mitbrüder, meine Gäste lagen da in ihrem Blute, gestorben an meiner Statt. Endlich brach der Morgen an. Ich las die hl. Messe. Wahrhaftig ein trauriges Allerseelenfest! Die Christen waren trostlos. Selbst die Heiden des Dorfes weinten und klagten. Gegen Mittag kamen die Mandarine, um die Leichen zu besichtigen. Auch sie weinten, auch sie hatten in den teuren Verstorbenen „Freunde" verloren. Abends kamen auch der hochw. Herr Provikar und mehrere Patres, denen ich Nachricht gegeben, an. Tausende und Tausende von Menschen strömten herbei; wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht verbreitet.

Bei der Leichenschau sah man erst, mit welcher Wut die Mörder verfahren. P. Nies zählte 13 schwere Wunden, P. Henle 9, sämtliche waren direkt aufs Leben abgesehen. P. Nies war der Kopf zerspalten, Arm und Lunge vollständig durchstochen, der Unterleib zeigte mehrere Wunden, selbst die Beine waren mit größeren oder kleineren Wunden geradezu bedeckt. P. Henle hatte die meisten Wunden am Unterleib, die Finger der beiden Hände, mit denen derselbe wahrscheinlich das Messer gefaßt, waren fast abgeschnitten.

Die Ermordeten wurden in Särge gelegt und auf das Landgut der Mission Tä-tja-tschuang in der Nähe Tsi-ning-tschous gefahren, woselbst sie zunächst vorläufig beigesetzt wurden.

Die Katastrophe von Tschan-tja-tschuang rief allgemeine Aufregung hervor. Deutschland trat mit seiner Macht für entsprechende Sühne und Sicherstellung seiner Schutzbefohlenen auf, und damit wurde das alte China das Feld der neuesten Politik. Der Mission wurde Sühne geleistet dadurch, daß die chinesische Regierung einige größere Kirchen bauen mußte. Deutschland selbst nahm diese Angelegenheit wahr, um sich eine Central-

station für seine Kriegsschiffe und seinen Handel zu erwerben, worauf es schon längst mit Recht glaubte Anspruch machen zu können. Um aber dauernden Frieden herzustellen und ähnliche Vorkommnisse zu verhüten, war es notwendig, daß die richtigen Mörder ergriffen wurden. Es war das auch eine Friedensbedingung des deutschen Gesandten.

Diese Bedingung wurde nicht erfüllt, und das gerade war eine wichtige Ursache späterer Verfolgungen und Schwierigkeiten. Gerade die Mörder der beiden Patres, die, obgleich bekannt, frei umhergingen und sich sogar ihrer That später rühmten, waren auch die Unruhestifter in den



Gerichtssitzung.

Jahren 1899 und 1900. Wohl wurden zwei Subjekte geköpft und sieben andere „der That überführt", aber alle waren unschuldig. Die chinesischen Mandarine waren in größter Verlegenheit. Sie glaubten, daß die Deutschen, wenn man einige Menschen abgeurteilt habe, wieder aus Tsing-tau abzögen, und gingen deshalb mit ganz unheimlicher Eile in dem Prozesse vor. Einige „Ta-jin", „große Männer", worunter auch der berüchtigte Jü-hsien, kamen wenige Tage nach dem Morde in der Bezirksstadt Tsü-ä zusammen, saßen acht Tage zu Gericht, marterten und folterten einige Subjekte, die früher irgend einmal sich etwas hatten zu schulden kommen lassen, und zwangen sie zum Bekenntnisse. Den chinesischen Mandarinen liegt an

einigen Menschenleben nichts. Gegen 50 Menschen wurden eingefangen, teils aber bald wieder freigelassen, teils starben sie an den Folgen der Martern und an ansteckenden Krankheiten, die fast immer in den Gefängnishöhlen herrschen. Sieben Mann wurden als schuldig erkannt und von diesen zwei geköpft, die fünf übrigen zu lebenslänglichem Zuchthause verurteilt. Kurz nach Weihnachten schon fand die Enthauptung statt. Die Köpfe, schwarz bestrichen und hingen zur Warnung einige Wochen lang am Ostthore der Stadt.

Mir waren bei dieser Ungerechtigkeit die Hände gebunden. Wie oft habe ich den Ortsmandarin besucht und ihn aufgefordert, doch gerecht vorzugehen, lieber niemand zu fangen, als einen Unschuldigen zu bestrafen, aber ich erhielt nur schöne Worte und Versprechungen als Antwort. Zu allem Unglück wurde dieser Mandarin auch noch abgesetzt, und an seiner Stelle trat ein Mann, der dem Posten ganz und gar nicht gewachsen war. Er war ein Schu-jü-ze (Bücherwurm), wie ihn das Volk nannte, der sein Leben lang nur die alten Codices des Konfuzius und Menzius durchstöbert hatte, sonst aber von der Welt nichts verstand, als daß Geld, viel Geld notwendig ist, um gemütlich zu leben. Bei seinem Amtsantritt übergab ich ihm die Namen von 14 Mann, die sich an dem Morde beteiligt hatten. Er schickte denselben heimlich Nachricht, daß sie fortlaufen sollten, und zog dann mit großer Macht in die Dörfer, um sie zu fangen. Mit großem Bedauern teilte er mir darauf mit, daß die Mörder davongelaufen seien.

Ich habe es übrigens recht gut begreifen können, daß er nichts in dieser Sache that, denn sein teuer erkauftes Amt hing davon ab. Die Mörder waren nämlich Boxer, und „diese waren alle mit Stumpf und Stiel ausgetilgt". Als im Jahre 1895—96 Jü-hsien den Befehl erhalten, die Boxer zu vernichten,*) hatte dieser auch nach Pe-king berichtet, daß er den Befehl ausgeführt habe. Er war deshalb befördert worden im Amte und nun augenblicklich Provinzialrichter. Wehe deshalb dem Mandarin, der sich unterstanden hätte, nach oben zu berichten, es gebe noch Boxer und sie seien die Mörder der beiden Patres! — Außerdem war das Urteil über die sieben Gefangenen schon vom Kaiser bestätigt. Eine Revision war daher fast unmöglich, oder Jü-hsien hätte nach chinesischem Rechte dabei den Kopf verlieren müssen.

Die Schuldlosigkeit der armen Gefangenen sollte aber klar bewiesen werden, als im Jahre 1898 der Weltreisende Eugen Wolf auf seiner Reise durch Schantung auch nach Tjü-ä zu mir kam. Aber auch er hat

*) Siehe unten „Gesellschaft vom großen Messer".



Ermordung der Missionare P. Franz X. Nies und P. Richard Henle



zu Tschantjatschuang in der Nacht des 1. Nov. 1897.

für die Leute nichts thun können, seine Handlungsweise wurde vielmehr derart bekrittelt und verurteilt, daß es ihm selbst beinahe noch schlecht ergangen wäre.

Herr Wolf kam von Pe-king. P. Provikar teilte mir von Tsi-ning-tschou aus mit, daß derselbe nach Tschan-tja-tschuang kommen werde, um den Ort zu besuchen, wo die beiden Missionare ermordet worden. Auch der Mandarin von Tjü-ä mußte von der Reise des Hr. Wolf Kunde erhalten haben, denn er schickte diesem seine ganze zerlumpte Leibgarde zu Pferd und zu Fuß entgegen. Hr. Wolf kam mit P. Provikar gegen Abend in der Stadt an und nahm in meiner Missionsstation die Abendmahlzeit ein. Darauf begleiteten wir denselben ins Mandarinat, woselbst Hr. Wolf Wohnung genommen hatte. Nachdem wir einige Zeit im Fremdenzimmer gesessen, erschien auch der Mandarin, und es entspann sich nun folgendes Gespräch zwischen Herrn Wolf und dem Mandarin, wobei P. Provikar den Dolmetscher spielte.

Mandarin: „Wo kommst du her? Wie lange hast du auf der Reise gebraucht?"

Wolf: „Vom Gesandten in Pe-king, bin einige Wochen auf Reisen gewesen."

Mandarin: „Auf dem Wege hat dein Herz wohl viel ausgestanden! Weshalb bist du eigentlich gekommen?"

Wolf: „Hab' wichtige Sachen."

M.: „Ich, junger Bruder, habe gehört, die Ausländer wollten China teilen?"

W.: „Weiß nicht."

M.: „Scheint mir auch nicht gut. Wenn kein China mehr ist, können die Ausländer auch keinen Handel mit China treiben. — Ich möchte einen Unteroffizier des großen Deutschland rufen, der hier etwa 200 Mann ausbilden könnte, es dürfte aber nicht zu viel Geld kosten."

W.: (Schweigt.)

M.: „Wie viele Jahre zählst du?"

W.: „Etwas mehr als fünfzig Jahre."

M.: „Wieviel Sprachen sprichst du?"

W.: „Sprachen von zehn Reichen."

Dann nach andern nichtssagenden Wendungen bat Herr Wolf ums Wort.

W.: „Ich bin gekommen, nach dem Prozesse zu fragen. Ich kann dir verraten, daß der Gesandte mit dir nicht zufrieden ist. Er hat gehört, daß du ein sehr gelehrter Mann seiest, und deshalb große Hoffnung

auf dich gesetzt. Nun sieht er aber, daß du nichts thuest. Er hat mir die Namen der richtigen Mörder gegeben und bittet dich, so schnell als möglich alle einzufangen. Ich habe gehört, die eingefangenen Mörder seien unschuldig."

M.: „Das ist nicht möglich, sie haben alle eingestanden. Schuldig oder nicht, jetzt müssen sie büßen."

W.: „Sind sie unschuldig, so müssen sie freigegeben werden."

M.: „Der Kaiser hat ihre Strafe bestimmt. Niemand als der „Zehntausendjährige" kann sie freigeben."

W.: „Lasse sie vorführen."

M.: „Das ist nicht gut möglich. Das Gefängnis ist zu weit entfernt."

W.: „Schnell, lasse sie bringen."

Der Mandarin rief einen Bedienten und wollte diesem etwas ins Ohr flüstern. Aber Herr Wolf ließ das nicht zu. Nach langem Zaudern wurden endlich die fünf gebracht.

Ein schrecklicher Anblick! Der erste hatte den Typhus. Herr Wolf bedeutete ihm sich zu entfernen. Die andern alle, an Händen und Füßen mit Ketten gefesselt, konnten nicht stehen. Das Haar war lang gewachsen, Kleider, Gesicht und Hände voll Schmutz und Ungeziefer. Alle Bedienten mußten sich entfernen, und dann fragte P. Provikar die Gefangenen einzeln.

Provikar: „Sage mir deine Schuld, du brauchst nichts zu fürchten. Der große Mann ist gekommen, euch Recht zu verschaffen."

Erster Gefangener: „Großer Mann, ich bin immer ein gutes Kind gewesen. Zu Hause habe ich arme Eltern, ich betreibe einen kleinen Handel. Mir schuldete der Hui-öl-ja-ba (einer der Geköpften) Geld. Mein Vater war krank, meine Mutter war krank, ich pflegte sie und gab alle meine Ersparnisse aus. Da verlangte ich meine Schuld von dem Hui. Er gab mir das Geld nicht. Anfangs bat ich ihn, nachher forderte ich es ernst; er schlug mich, schimpfte und drohte mir mit Rache. Einige Tage später wurde er gefangen, und aus Rache gab er mich an." (Häufige Thatsache in China.)

Der arme Mensch, vielleicht 20 Jahre alt, weinte und schluchzte.

Mandarin: „Du bist ein schlechtes Subjekt. Hast ja früher alles eingestanden."

Pr.: „Sage du nur die Wahrheit."

Gefang.: „Man hat mir täglich dreimal die Füße verdreht, die Knöchel zerschlagen. Ich wollte lieber sterben, als solche Qualen noch länger ertragen."

Pr. zum zweiten Gefangenen: „Sage du deine Sachen."

Zweiter Gefang. (derselbe hatte an einem Fuße ein mehrere Pfund schweres Gewächs, deshalb auch „Großfuß" genannt):

„Ich habe zu Hause eine kleine Herberge. Die Soldaten von Tu-schan-zi kamen oft vorbei und bezahlten mir nicht, weshalb ich Streit mit dem Mandarin und den Soldaten anfing. Da wurde ich als Mörder eingezogen. Drei Wagen mit Bürgen, die für meine Unschuld einstanden, folgten mir nach, wurden aber von dem Soldatenmandarin abgewiesen. Drei Tage lang wurde ich gequält, bis ich eingestand."



Gefangene im Kerker.

Dritter Gefang.: „Der erste hat mich angegeben. Ich bin befreundet mit ihm, er wurde gequält, daß er Leute angeben sollte, und deshalb gab er, halbtot, mich an."

Pr.: „Bist du denn jetzt ihm böse?"

Gefang.: „Wie soll ich? Weiß ich doch jetzt auch, was es heißt, solche Qualen auszustehen."

Auch der vierte Gefangene gab als Ursache seiner Gefangennahme Rache an. Der Mandarin war ganz verdutzt. Anfangs saß er sprachlos da. Dann bat er mich, doch ein gutes Wort für ihn und seinen Vor-



Wohnung des Missionars in Tschantjatschuang.

In der letzten Verfolgung zerstört. Links das Haus, in dem die PP. Nies und Henle ermordet wurden; in der Mitte das Zimmer, in dem ich mich befand,

gänger einzulegen. Er wisse, daß diese Menschen unschuldig seien, aber er könne nichts für sie thun. Herr Wolf ließ sich eine Art Protokoll geben und vom Mandarin unterschreiben. Dann wurden die armen Opfer wieder ins Gefängnis abgeführt.

Interessant war mir, daß die Aussagen der Gefangenen sich fast vollständig mit dem deckten, was ich von anderen gehört hatte. Die Gewissenlosigkeit, mit der diese unglücklichen Menschen zum Geständnis der That gebracht wurden, ist gräßlich. Man hatte einige Tage nach dem Morde verschiedene mir geraubten Gegenstände in einem ausgebrannten Ziegelofen gefunden. Der Finder wagte nicht die Sachen anzurühren, sondern benachrichtigte einen vornehmen Gelehrten des Ortes von seinem Funde. Dieser nahm dieselben und brachte sie dem nächsten Soldatenmandarin in Tu-schan-zi. Für diesen bedeutete der Fund eine Quelle von Geld und Würden. Er suchte einige Tage nach der Spur der Mörder, bis er endlich mehrere junge Burschen fing. Diese waren zwar keine „guten Brüder", waren vielleicht auch einigemal auf Raub ausgegangen oder hatten Feindschaft mit den Soldaten, waren aber an diesem Morde durchaus nicht beteiligt. Dem Mandarin machte das wenig Sorgen. Er schlug und folterte dieselben so lange und so furchtbar, bis sie endlich sich als schuldig erklärten und auch andere als Helfershelfer angaben. Der eine erklärte sogar, daß man bei ihm die obigen Sachen gefunden habe. Der Jubel war groß, als endlich die Gefangenen in die Stadt gebracht wurden. Das ganze Soldatenlager begleitete dieselben, unaufhörlich wurde die Posaune geblasen; die Gefangenen gingen, mit den Zöpfen aneinandergebunden, mehr tot als lebendig, vor dem Mandarin einher. Auch der Unterpräfekt freute sich sehr. Ich hatte durch den Gelehrten, der die Sachen ins Soldatenlager gebracht und der ganz empört war über die unmenschliche Behandlung der Gefangenen, erfahren, wo die Sachen gefunden seien, und teilte das dem Mandarin mit. Der aber gab auf meine Aussage nichts, folterte die Leute noch einmal, ließ sich noch einmal so ihre Schuld bekennen und schickte dann das Protokoll zu seinen Vorgesetzten, die auf „schuldig" erkannten.

Ist eine solche Ungerechtigkeit nicht empörend? Ich freute mich deshalb über die Untersuchung des Herrn Wolf, weil ich von seinen Publikationen einige Abänderung hoffte.

Leider gab das Auftreten des Hr. Wolf aber seinen Gegnern Anlaß, ihm selbst den Prozeß zu machen*), weil er sich in Dinge gemischt, die ihn

*) Auch mein obiger Bericht wurde gegen Herrn Wolf ausgebeutet. Es lag aber durchaus nicht in meiner Absicht, gegen diesen zu schreiben.

nichts angingen. Ehrenvoller wäre es sicher gewesen, wenn man wenigstens die erkannte Thatsache berücksichtigt und den unglücklichen unschuldig Gefangenen die Freiheit wiederverschafft hätte.

7. Am Grabe der PP. Nies und Henle in Tä-tja-tschuang.

Friede und Sprache der Gräber.

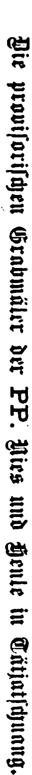
Unweit Tsi-ning hat die Mission ein Landgut angekauft, woselbst sich auch der Friedhof für die verstorbenen Missionare befindet. Kurz vor meiner Abreise zum Osten, Herbst 1898, machte ich denn bei meinen ermordeten Mitbrüdern noch einen letzten Besuch. —



P. Henle in chinesischer Kleidung.

Ruhiger Friede ist über dem kleinen Bambuswäldchen gelagert, ein Meer von Blumen in üppigstem Wuchse umgibt die Grabgewölbe. Traurig lassen sie die schönen Blumenköpfe hangen, als ob sie sich im Tode noch zu den teuern Mitbrüdern herniederneigten. Bunte Falter schweben von Blume zu Blume und trinken aus den roten, violetten, goldenen Blumenkelchen deren süße Thränen. In den Bambuszweigen singen die Vöglein ihre Lieder, als ob sie trösten wollten, als ob sie mir Freude wieder ins Herz singen wollten, — Jubel über das Los, das meinen Mitbrüdern beschieden. Wie war es mir doch so eigentümlich im Angesichte dieser Gräber! Da lagen sie, wo ich hätte liegen sollen! — Ich betete hier und betete lange. So viel, so viel hatte ich diesen Toten zu erzählen. Ach, teuerste Mitbrüder, die ihr so manchen im Leben geholfen, so manche getröstet, ach, helfet auch mir in meinem Berufe! —

Mächtig bewegten mich diese einfachen, schmucklosen Grabgewölbe. Wenn wir den Soldaten feiern, der für sein Vaterland und für seinen Kaiser Leben und Gesundheit geopfert, so müssen wir auch diese Helden bewundern, die Eltern und Geschwister, Freunde und Verwandte, Hab und Gut, die Bequemlichkeit europäischer Kultur preisgegeben, um für ihren Glauben



Die provisorischen Grabmäler der PP. Nies und Henle in Tsitiatschuang.

zu arbeiten und zu sterben! Hier an diesen Gräbern können die Missionare sich stählen im Kampfe, hier können sie Trost suchen in Leid und Kreuz, hier können sie Ermunterung finden in ihren Arbeiten, hier können sie Freude schöpfen an ihrem Berufe. Wer so gelebt und so gestorben wie sie, der hat nicht vergebens gelebt. Wie wir Deutsche jetzt dankbar zu den Gräbern eines Bonifacius und anderer irischer Missionare hinschauen, so werden spätere Geschlechter auch dankerfüllt zu diesen Grabeshügeln hinwallen.

Diese Gräber haben eine gewaltige Veränderung in Schantung hervorgebracht. Die beiden Toten wurden hier begraben, — aber aus ihren

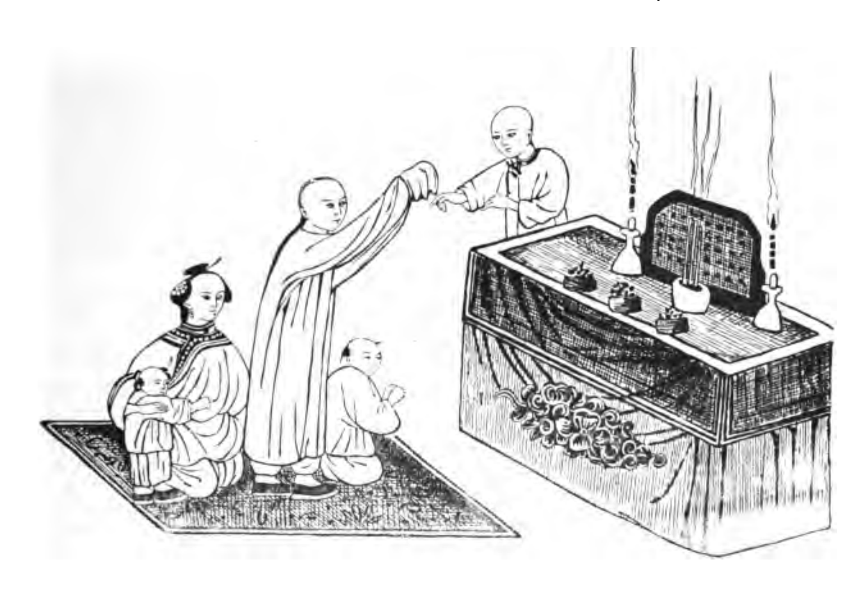
Gräbern schien fast das ganze, riesengroße, alte China zu größeren, erhabenen Ideen des Christentums und der Kultur auferstehen zu wollen. Denn nicht allein in Schantung, auch in ganz China nahmen die Bekehrungen zum Christentum zu. Aus diesen Gräbern sind Tausende von Christen gleichsam erstanden.

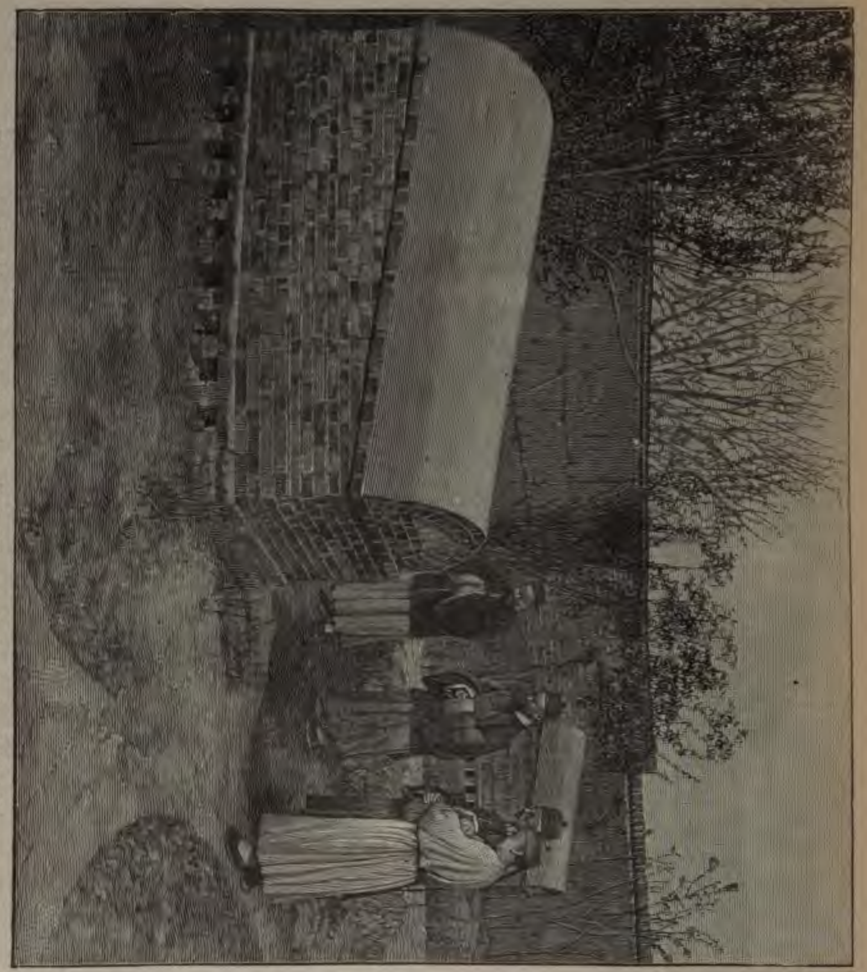
Wieder bewahrheitet sich das Wort Tertullians: Sanguis martyrum est semen christianorum — „Das Blut der Maryrer ist der Samen der Christen."

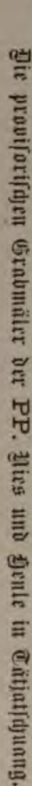
Ich habe lange hier gestanden. Die ganze Scene ihres grausamen Todes trat wieder vor meine Augen. Wehmütig neigte ich mich an die kalten Steine des Grabgewölbes. Leise wehte der Wind durch die grünen Bambuszweige, ein Vöglein sang den Lieben süße Weisen zu. Ach, sie schlafen so ruhig, so still. Mir war das Herz so schwer, so übervoll von Leid — als ob ich geahnt, daß ich bald ähnlich wie diese Toten hätte leiden sollen. —

Menschlich ist das laute Klagen,
Christlich ist es, still zu tragen
Trennungsschmerz und nur zu flehen
Um ein frohes Wiedersehen.

Lebet wohl!







Die provisorischen Grabmäler der PP. Nies und Henle in Tsiatschuang.

zu arbeiten und zu sterben! Hier an diesen Gräbern können die Missionare sich stählen im Kampfe, hier können sie Trost suchen in Leid und Kreuz, hier können sie Ermunterung finden in ihren Arbeiten, hier können sie Freude schöpfen an ihrem Berufe. Wer so gelebt und so gestorben wie sie, der hat nicht vergebens gelebt. Wie wir Deutsche jetzt dankbar zu den Gräbern eines Bonifacius und anderer irischer Missionare hinschauen, so werden spätere Geschlechter auch dankerfüllt zu diesen Grabeshügeln hinwallen.

Diese Gräber haben eine gewaltige Veränderung in Schantung hervorgebracht. Die beiden Toten wurden hier begraben, — aber aus ihren

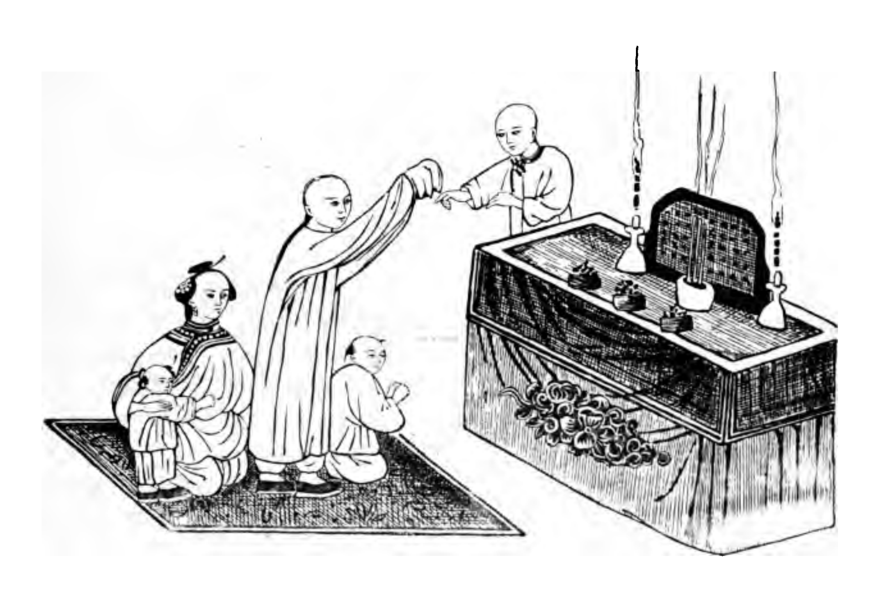
Gräbern schien fast das ganze, riesengroße, alte China zu größeren, erhabenen Ideen des Christentums und der Kultur auferstehen zu wollen. Denn nicht allein in Schantung, auch in ganz China nahmen die Bekehrungen zum Christentum zu. Aus diesen Gräbern sind Tausende von Christen gleichsam erstanden.

Wieder bewahrheitet sich das Wort Tertullians: Sanguis martyrum est semen christianorum — „Das Blut der Maryrer ist der Samen der Christen."

Ich habe lange hier gestanden. Die ganze Scene ihres grausamen Todes trat wieder vor meine Augen. Wehmütig neigte ich mich an die kalten Steine des Grabgewölbes. Leise wehte der Wind durch die grünen Bambuszweige, ein Vöglein sang den Lieben süße Weisen zu. Ach, sie schlafen so ruhig, so still. Mir war das Herz so schwer, so übervoll von Leid — als ob ich geahnt, daß ich bald ähnlich wie diese Toten hätte leiden sollen. —

Menschlich ist das laute Klagen,
Christlich ist es, still zu tragen
Trennungsschmerz und nur zu flehen
Um ein frohes Wiedersehen.

Lebet wohl!



VI.

Ta-tau-hui.

Die „Gesellschaft vom großen Messer“ (Boxer).

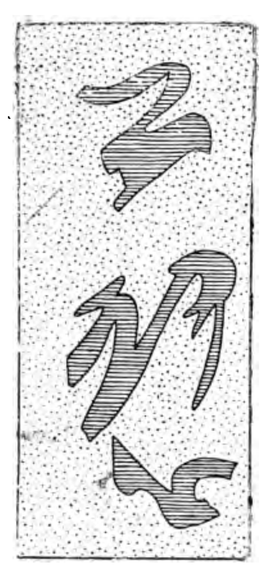
In China viele Revolutionen, Bei-liang-tjao und ihre Abzweige, „Gesellschaft der alten Brüder“, der Engländer Mason, „Gesellschaft vom großen Messer“, Entwickelung, Mord der PP. Nies und Henle, Vergeltung, Vorbereitung der großen Wirren im Jahre 1900/1901.

Kein Staat hat so viele Revolutionen und Rebellionen erlebt als China. Seitdem man dort von Geschichte sprechen kann, seit Jü (etwa 2000 v. Chr.), der die Hiadynastie begründete, bis auf unsere Zeit der Tſ'ing, sind zwanzig größere Herrscherfamilien am Ruder gewesen, die alle in der Revolution gefallen sind. Ströme von Blut sind im „blumigen Reiche der Mitte“ geflossen, im schauderhaftesten Bruderkriege haben sich einzelne Könige und Fürsten befehdet, die nach dem Drachenthrone strebten. Und nicht immer waren es Fürsten, die die rote Fackel ins Land schleuderten, nein, oft waren das gewöhnliche Menschen, Arbeiter, existenzlose Gelehrte, Räuberhauptleute, die das Volk fanatisierten und gegen den „Himmelssohn“ aufwiegelten. Konfuzius, „der unvergleichliche Weise, Lehrer und Heilige aller Zeiten“, hat es ja gelehrt, daß ein Volk dem Gehorsam eines Herrschers entbunden sei, der den Pfad der Tugend verlassen habe. Den Pfad der Tugend haben eben diejenigen Herrscher verlassen, unter deren Regierung Unglück: Krieg, Pest, Hungersnot, Überschwemmung, Dürre, als Strafe des Himmels eintreffen.

Besonders reich mit Unglück gesegnet ist der jetzige Schattenkaiser Kuang-sü. Fast jedes Jahr schlug die Geißel des „Himmels“ irgend einem Teile seines Riesenreiches Wunden. Bald war es Hungersnot, der Tau-

sende zum Opfer fielen, bald war es der Gelbe Fluß, der mit seinen schmutzigen Wassern halbe Provinzen überflutete, bald war es Krieg mit Mohammedanern, bald mit Japanern, bald waren es die „europäischen Teufel", die ihm irgendwo etwas am Zeuge flickten". Daher loderte denn auch fast jedes Jahr in irgend einer Ecke Chinas die Flamme des Aufruhrs.

Fast alle diese Revolutionen gingen von geheimen Gesellschaften aus oder wurden von denselben genährt. Jetzt gibt es — und schon vor den letzten Wirren war es so — kaum noch einen Ort, in dem nicht eine der revolutionären Gesellschaften Eingang gefunden. Die eine große Bei-liang-tjao (Gesellschaft der weißen Lilie), die von der Regierung streng verboten ist, hat sich in viele Zweige geteilt, die unter anderen Namen und etwas veränderten Ceremonien doch dasselbe Ziel verfolgen: „Sturz der jetzigen Dynastie". Manche derselben wollen die alte T'andynastie (618 bis 907), manche die Ming (1368 bis 1644) wieder auf den Thron bringen. Weil sie andere Namen angenommen, sind sie von der schwachen, verlotterten Regierung geduldet worden. Wehe auch dem armen Mandarine, der nach oben meldete, daß in seinem Bezirke geheime Gesellschaften ihr Unwesen trieben! Er ist „der Vater und die Mutter des Volkes" und deshalb für die Sünden desselben verantwortlich. So war es offen bekannt, daß z. B. in Tsi-ning die J-huo-tchuen ihren Sitz hatte, daß die Li-kua fast ein ganzes Stadtviertel für sich gewonnen und die Häupter der Ba-kua öffentlich bei ihren Gesinnungsgenossen Besuche machten.



Weihezettel der Boxer an Buddha.

Die Ta-tau-huis Gesellschaft vom großen Messer, zog auf Märkten und in Städten umher mit langen Messer und doppeltschneidigen Lanzen und doch „gab es keine große Messersekte". Es hätte sonst den Kopf des letzten Gouverneurs Jü-hsien kosten können, der an die Kaiserin berichtet hatte, daß alle Messerhelden mit Stumpf und Stiel vernichtet seien.

Einige dieser Gesellschaften haben übrigens auch noch einen guten Zweck, wodurch sie bessere Leute angeln: „Tjiu-ling-huin", Seelenrettung. Sehr viele Leute fühlen sich unbefriedigt von der geistigen Nahrung, die ihnen von Konfuzius, Buddha und Laotze geboten wird, sehnen sich nach Erlösung und suchen diese in den Lehren und Formeln der verschie-



Eine Bande bewaffneter Boxer und Soldaten.

denen Gesellschaften. Manche derselben bringen zahlreiche Opfer dar, verrichten Bußwerke, fasten, beten viel und verbrennen viel Papier und Weihrauch, manche beichten sogar ihre Sünden und opfern für ihre verstorbenen Mitglieder. Aber auch diesen wird langsam und allmählich, in ganz kleinen Portionen das Gift der Unzufriedenheit eingeimpft. Und so habe ich ganz treffliche Männer und Frauen gefunden, die später Christen geworden, die früher in irgend einer geheimen Gesellschaft thätig waren, und denen sogar Ämter und Würden im Zukunftsstaate angewiesen worden.

In unserer Zeit haben hauptsächlich zwei dieser Gesellschaften sich hervorgethan, die Ko-lau-hui (Gesellschaft der alten Brüder) und Ta-tau-



Chinesische Soldaten in Haustracht.

hui (Gesellschaft vom großen Messer, Boxer genannt). Beides sind wieder Namen desselben Bundes. Um die Ta-tau-hui kennen zu lernen, muß man die Ko-lau-hui erst kennen.

Die erste, die in neuerer Zeit im Jang-tse-kiangthale wieder viel genannt wird, ist die Mutter der zweiten. Die „Gesellschaft der alten Brüder“ blieb im Süden und Westen, die „Gesellschaft vom großen Messer“ zog sich nach Norden. Die Ko-lau-hui wurde zur Zeit der T'ai-pingrevolution wahrscheinlich von den beiden Brüdern, Generalissimus Tseng-kuo-fan und Tseng-kuo-chuen, gegründet. Ihr Zweck war anfangs ein lobenswerter: gegenseitige Unterstützung gegen die Rebellen. Viele Soldaten, denen die Gründer nach Niederkämpfung des Aufstandes hohe Posten ver-

sprachen, traten bei; auch viele gute Leute, die sich gegenseitig schützen wollten, verschrieben sich den „alten Brüdern". Nach und nach aber erhielten die Soldaten und die schlechten Elemente die Oberhand. Da ihre Führer sie nicht bezahlen konnten, suchten sie durch Rauben und Plündern sich ihr Brot zu verdienen. Das Ansehen ihrer Stifter verhinderte damals noch größere Aufstände. Die Gesellschaft breitete sich sehr schnell aus, hauptsächlich in der Provinz Hu-pe und im Jang-tse-kiangthale. Augenblicklich ist ihr Hauptcentrum Hu-nan, die Provinz, die mit Hu-pe die besten Soldaten stellt und sich durch ihren Fremdenhaß am meisten auszeichnet.

Tseng starb und zum Generalgouverneur von Nan-king wurde 1889 ein gewisser Liu-kung-j eingesetzt, der die „alten Brüder" recht gut kannte. Er selbst hatte früher der Gesellschaft angehört, dieselbe aber, um emporzukommen, verleugnet. Sofort nach seinem Amtsantritt entließ er eine Reihe höherer Offiziere und köpfte sogar einige Häupter der Gesellschaft. Nun zeigte diese sich denn auch mit ihrem richtigen Gesichte. Sie forderte Sühne von dem Gouverneur, andernfalls sie ihm dreierlei in Aussicht stellte: Mord, Aufruhr oder Zerstörung der christlichen Missionsanstalten. Durch letzteres wollten sie dem Gouverneur Schwierigkeiten mit den Europäern und mit seiner Regierung bereiten. Liu gab nicht nach, und die „Gesellschaft der alten Brüder" wählte die Zerstörung der Missionsanstalten: Im Mai 1891 wurde schon die katholische Mission in Wu-hu zerstört, am 1. Juni fiel die Station in Tan-jan, am 4. Juni die protestantische Station in Wu-sueh, am 8. Juni die katholische in Wu-sueh, am 2. September die katholische und protestantische in J-tschang. Der Aufstand nahm immer größere Dimensionen an. Liu war der Sache nicht mehr gewachsen. Schon wollten die Franzosen und Engländer sich ins Mittel legen, als der chinesischen Regierung wieder ein glücklicher Umstand zu statten kam.

Ein abenteuerlicher Engländer, Mason mit Namen, der in chinesischen Zolldiensten stand, hatte sich in Tsching-kiang der Gesellschaft angeschlossen. Er sollte Führer werden und die Räuberbanden zum Norden, nach Pe-king, führen. Er hatte in Hong-kong eine Schiffsladung Munition gekauft, war aber in letzter Stunde verraten worden und wurde mit seinen geschmuggelten Waren gefangen. Die chinesische Regierung lieferte den Menschen an England aus, führte aber zugleich Beschwerde, daß Europäer selbst das Hindernis seien, daß sie nicht den Aufstand unterdrücken könne. Die Mächte gaben nach, die Ko-lau-hui wurde nun aber energisch bekämpft und verboten. Aber wie immer wurde das Verbot nur eine kurze Zeit

beachtet, heimlich glimmte das Feuer noch unter der Asche, und jetzt ist die „Gesellschaft der alten Brüder“ eine der mächtigsten und verbreitetsten in Südchina.

Scheinbar war der gefährlichen Hydra der Kopf wieder abgeschlagen, aber wie in Griechenland, so wuchs auch in China schnell wieder ein neuer, der schlimmer noch als der erste seine giftige Galle ausspritzte. Plötzlich tauchten die „alten Brüder“ unter anderem Namen wieder in Schantung auf. Sie nannten sich Ta-tau-hui (Gesellschaft vom großen Messer). Ein gewisser Tschau-t'ien-tji hatte die Geheimnisse mit aus Hu-pe gebracht und sich ganz berechnend die Provinz Schantung zum Aktionsfeld gewählt.

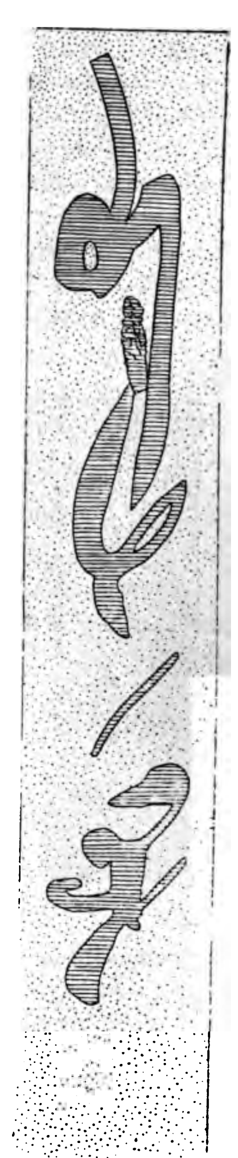


Chinesische Soldaten in alter Bewaffnung.

Schantung ist in ganz China durch seine wilde Bevölkerung bekannt. Hier konnte man Anhang gewinnen, hier war fruchtbarer Boden, auf dem die „alten Brüder“ ihre Drachenzähne säen konnten. Sie setzten anfangs eine recht fromme Miene auf und gewannen dadurch die Zuneigung der Obrigkeit. Dann umgaben sie sich mit einem geheimnisvollen Dunkel und gewannen dadurch die abergläubischen Schantungesen. Sie wollten unverwundbar sein; stich- und schußfest, konnten sie es wagen, den frechen Räubern entgegenzutreten. Bei ihrer Aufnahme in die Gesellschaft verbrannten die neuen Mitglieder Papier vor Buddha und tranken die in Schnaps geschüttete Asche, um sich dem Götzen ganz zu weihen. Längere Zeit hindurch mußten sie dann Übungen machen, indem sie sich anfangs mit Ziegelsteinen, später mit Messern fortwährend an bestimmte Teile des

Körpers schlugen, dabei aber immer ein ächzendes „Hm“ ausstießen, um ihre „Kraft“ zu behalten. Kleinere Wunden konnten die Messerhelden durch Überblasen heilen.

Unbegreiflich war es, wie schnell die Gesellschaft sich entwickelte. Schon 1894 konnte man auf allen Wegen den Mitgliedern derselben begegnen, die sich öffentlich kennzeichneten durch Tragen einer kurzen, zweischneidigen Lanze mit roten Quasten. Und zwar waren es anfangs meist Leute aus besseren Ständen, die der Gesellschaft beitraten. Sie wollten sich dadurch schützen gegen die unheimlichen Räuberhorden. Und was die Mandarine nicht fertiggebracht, was selbst der grausame Jü-hsien nicht vermocht, trotzdem er innerhalb dreier Jahre 5000 Räuber geköpft, brachte die junge Messersekte fertig. In kurzer Zeit war Ts'au-tschou-fu, das Nest der Räuber, gesäubert von denselben; sie flohen vor ihnen wie vor lebendigen Teufeln. Die Mandarine unterstützten daher die Gesellschaft, die Anführer erhielten Knöpfe zur Auszeichnung, ja selbst das Recht des Köpfens wurde ihnen gestattet. Wo sie einen Räuber fanden, durften sie ihn auf der Stelle töten. Mir begegnete einmal eine solche Bande, die triumphierend einen abgeschlagenen Räuberkopf in die Stadt zum Mandarine trug.



Weihezettel der Boxer an Buddha. Wurde verbrannt und die Asche verschluckt.

In diesem Jubel aber artete die Gesellschaft aus, bez. zeigte sie sich, wie sie in Wirklichkeit war. Die besseren Leute überließen das Räuberfangen bald ihren Knechten und dem Gesindel des Dorfes. Nach einiger Zeit wußten sogar die Räuber sich in die Gesellschaft einzudrängen. Nun herrschte lustiges Leben in Ts'au-tschou-fu. In allen großen Dörfern wurde Theater gespielt und dabei fidele Volksversammlungen abgehalten. Hier und da suchte man schon damals Händel mit den Christen anzufangen, und auch reichere Heiden wurden belästigt. Die Gesellschaft teilte sich deshalb in zwei Teile, die „Konservativen“, die die alten Grundsätze beibehielten, die aus guten Elementen bestand, und die „Wilden“, die aus Gesindel und heruntergekommenen Gelehrten und burschikosen

reicheren Studenten sich rekrutierten. Und an diesen Pflanzen ist das „blumige Reich der Mitte“ überreich. Auch den Mandarinen wurde jetzt angst und bange. Sie erließen Dekrete an die „Wilden“ und ermahnten sie, auf dem guten Wege zu bleiben, und als das nichts half, als man schon hier und da die schwarze Fahne (Revolutionsfahne) zeigte und Tausende solcher Subjekte an großen Marktplätzen mit Messern und Lanzen zusammenkamen, fingen sie einige ein und behandelten sie als Räuber. 1896 kam es schon zum Aufstande im südlichen Schantung in den Präfekturen Ts'au-tschou-fu, Schen-hsien, Tschöng-u. Begüterte Heiden und



Christenhäuser in Schintjaz'uin, in der Verfolgung 1899 zerstört.

besonders die Christen wurden ausgeraubt, die europäischen Missionare mußten fliehen, die Kirchen und ganze Dörfer steckte man in Brand. Die Mandarine waren machtlos geworden, der Gouverneur selbst mußte Soldaten schicken, die in mehreren Kämpfen Sieger blieben und die Rebellen zerstreuten. Soldatenanführer war der grausame Jü-hsien, der nach Unterdrückung der Aufständischen etwa dreißig der Haupträdelsführer köpfen ließ. Die Ta-tau-hui wurde unter Todesstrafe verboten. Jü berichtete an den Kaiser, daß er die geheime Gesellschaft vollständig unterdrückt, und erhielt dafür den höheren Posten als Provinzialschatzmeister.

Aber die chinesische Sorglosigkeit gab auch diesmal nur Edikte heraus, in denen das „liebe Volk“ ermahnt wurde, friedlich zu bleiben. Im

geheimen lebte die „Messergesellschaft“ fort. Und diese lebte sich in immer größeren Haß gegen die Europäer hinein. Ihre strenge Bestrafung hatte ja zum Teil ihren Grund darin, daß sie die christlichen Kirchen niedergebrannt hatten. Indem sie gegen die Europäer arbeiteten, hofften sie auch der chinesischen Regierung selbst Unannehmlichkeiten zu bereiten und dann hübsch im trüben fischen zu können. Ihre erste That war die Ermordung der Patres Nies und Henle. In ruhiger Nacht überfielen sie am 1. November 1897 die arglosen Opfer und mordeten sie in ruchloser Wut. Sie hatten gut gerechnet. China verlor Tsing-tau und in der Folge Port



Kirche von T'änji (Feihsien), in der Verfolgung 1899 zerstört.

Arthur, Wei-hei-wei usw., und in einer Weise, die sie allerdings nicht vermutet haben dürften, konnten sie ihr sauberes Handwerk treiben.

Bald nach der Ermordung der beiden Missionare wurden die Messerhelden als Thäter angegeben. Jü-hsien wurde an den Ort der That geschickt, um seine Kunst des Räuberfangens noch einmal zu zeigen. „Eine Gesellschaft vom großen Messer durfte es nicht mehr geben“, denn Jü hatte so dem Kaiser berichtet. Natürlich durften auch die Mörder keine Messerhelden sein, und er brachte es fertig, die sieben Menschen zu fangen und zwei zu köpfen. Die Deutschen waren nach Kiau-tschou gegangen, und man fürchtete, daß sie selbst nach Tsi-ning kommen würden. Jü hoffte auch,

daß sie wieder abziehen würden, wenn er die Mörder gefangen. Das thaten sie nicht. Jü, der, als eingefleischter Mandschu, stets alles Europäische gehaßt, bohrte sich von da ab in immer größeren Haß gegen die Europäer hinein. Von da ab stammt auch seine hervorragende Zuneigung zu der „Sekte vom großen Messer“. Beide waren „Europäerfresser“; mit Hilfe der Gesellschaft hoffte Jü die Europäer zu vertreiben. Kurze Zeit nachher schon wurde Jü offen als Haupt der ganzen Gesellschaft genannt. Ich weiß von einem Briefe, den er an die Dorfältesten in Ts'au-fu geschickt, in dem er diese ermahnt, die Ta-tau-hui zu beschützen, den Bau der Sühnekirche in der Stadt Ts'au-tschou-fu noch eine Zeitlang zu verhindern, bis er Gouverneur von Schantung geworden. Bald schon war im Westen Schantungs in fast allen Dörfern die Gesellschaft eingebürgert, das Volk wurde bewaffnet „gegen die Räuber“, es wurden militärische Übungen in Dörfern vorgenommen. 1898 schon begann die große Christenverfolgung im Osten Schantungs, die sich 1899 auf den Westen ausdehnte und nach Nordschan-tung und Tschi-li überging. In Tschi-li bekämpften die Mandarine noch die Gesellschaft der „Boxer“, wie sie später genannt wurde; in Schantung geschah nichts gegen sie. Die Arbeiten der deutschen Bahn wurden vernichtet, Europäer, Ingenieure, Offiziere, Missionare überfallen und zuletzt der Engländer Brook ermordet. Da endlich war die große Geduld der europäischen Vertreter in Pe-king erschöpft und Jü-hsien wurde abgesetzt, d. h. versetzt nach Schan-si, wo er von neuem sein Unwesen trieb und einige zwanzig Europäer öffentlich hat hinrichten lassen.



Lange schon drohte eine allgemeine Katastrophe. Ich habe vor zwei Jahren in einer ostasiatischen Zeitung geschrieben: „Planmäßig werden die Sekten verbreitet. Im Westen haben sie schon in jedem Dorfe Eingang gefunden. Das Ende der Bewegung läßt sich nicht voraussehen, jedenfalls wird es für viele Europäer vom bösen sein. Vielleicht werden die Absichten und das Ziel der Sekte in nicht ganz ferner Zeit zum Vorschein kommen!“

Ein halbes Jahr später schon loderte die Flamme des Aufruhrs in ganz Nordchina. Die schwarze Fahne mit den vier weißen Schriftzeichen

„bau Tſ'ing, mie Jan!“ (Schutz der Dynastie; Verderben den Europäern!) ist durch alle Dörfer getragen worden und hat vielen Tod und Verderben gebracht. Und jene wilden Scharen, die mit kaiserlichen Truppen vereint, nur das Messer und die zweischneidige kurze Lanze in der Hand, gegen einen übermächtigen Feind losgingen, waren die Söhne der „alten Brüder“, die „Messerhelden“, die „Boxer“, die es einige Monate vorher „nicht gab“.



VII.

Nach Ostschantung.

1. Von Ts'au-tschou-fu nach Tsing-tau.

Altes Kaiserschloß, See, beschwerlicher Ritt durch die Berge, Nacht in der Herberge, Räuber, Kohlengruben, eine große christliche Familie, Wang-tschuang, J-tschau, Tsing-tau.



Nach der Besetzung Tsing-taus durch die Deutschen wurde das dortige Missionsgebiet mit den anstoßenden Distrikten dem hochwst. H. Bischof von Anzer übertragen. Ich erhielt Befehl, mit P. Freinademetz dorthin zu reisen. Meine Habseligkeiten lud ich auf einen Schubkarren, für den ich die 500 Kilometer hin und zurück 14 Diau (etwa 16 Mark) bezahlte. Wir ritten über Tsi-ning nach Jen-tschou-fu, K'ü-fu und kamen dann in die Berge Ostschantungs. Unser nächstes Ziel war Wan-tschuang in der Präfektur J-schui, woselbst sich ein großes Waisenhaus befindet.

Die Reise war gefährlich, weil in letzter Zeit einige Räuberbanden die schmalen Bergpfade unsicher machten. Einige Stunden hinter Sse-schui-Stadt kamen wir an ein altes verfallenes Kaiserschloß, das dem Kaiser Khang-hi auf einer Reise als Wohnung diente. Der „Sohn des Himmels" darf nämlich nur in seinen eigenen Palästen wohnen, weshalb ihm, wenn er in früheren Zeiten einmal Reisen machte, auf jede Tagreise weit vorher ein Schloß erbaut war. Auch hier mag ein solcher Bau hervorgezaubert worden sein. Jetzt sind nur noch die verfallene Mauer, einige Denkmäler und groteske Figuren zu sehen; das übrige Material haben die umliegenden Dörfer benutzt. In einem Sumpfe entdeckte ich noch ein steinernes Schiff, auf dem, wie mein Jang mir erzählte, der „Himmelssohn" einstmals spazieren gefahren.

Die Gegend ist vulkanischer Natur. Unweit dieses Kaiserschlosses liegt ein herrlicher Bergsee, und aus den Ruinen des Schlosses quillt eine meterbreite Quelle krystallklaren Wassers hervor, das schon sehr bald ein kleines Flüßchen bildet. Eisenstein wird hier viel gefunden.

Kaum hatten wir K'ü-fu verlassen, mußten wir einen sehr breiten Fluß, den Sse-ho, durchreiten. Dann kamen wir ins Gebirge, die breiteren Feldwege hörten auf, und bergauf bergab, über Gestein und Geröll, an Schluchten und Abhängen vorbei schlängelte sich ein schmaler Fußpfad, den wir passierten. Wir wollten heute 90 Kilometer abmachen und mußten daher schnell reiten. Das sehr einfache Mittagsmahl wurde in einer erbärmlichen Herberge eingenommen. Es wurde dunkel, und immer noch fanden wir keinen Ort zum Übernachten. Einmal kamen wir zu einer Herberge; doch man wagte nicht, uns in dieser gefährlichen Zeit aufzunehmen. Dieselbe lag außerhalb des Dorfes, und wir selbst wagten nicht zu bleiben. Zwei Li von dort sollte eine bessere sein. Mühsam zogen wir weiter. Die Pferde stolperten über die Steine auf dem Wege, wir stiegen ab und führten dieselben am Zügel. Doch aus den zwei Li wurden fünf und mehr, und immer noch waren wir nicht am Ziele. Da erblickten wir in der Ferne ein mattes Licht, und wir hofften, daß es der gesuchte Ort sei. Wir hatten den Weg ins Dorf verfehlt und befanden uns im Gerölle eines trockenen Flusses. Ein breites Hausthor zeigte uns eine Herberge an. Wir klopften an, — keine Antwort. Wir riefen, — keine Antwort. Immer lauter machten wir uns bemerkbar; da kreischte aus einem hinteren Hofe eine Weiberstimme: „Was wollt ihr noch so spät?“ „Schnell, macht das Thor auf, wir wollen übernachten hier.“ „Wir haben schon seit einem halben Jahre das Wirtshaus geschlossen, hier könnt ihr nicht bleiben.“ Also wieder abgewiesen. Ein alter Chinese hatte uns bemerkt und führte uns freundlichst auf die Hauptstraße des Dorfes, wo wir denn ein Wirtshaus fanden. Es war besetzt mit Karrenschiebern, die uns aber auf gute Worte hin das einzige Zimmer überließen und selbst unter dem Thor die Nacht verbrachten. Für uns war nichts zu haben als Brot und Thee, doch wir freuten uns, überhaupt Unterkommen gefunden zu haben. P. Provikar legte sich auf den Boden, ich legte eben meine Oberkleider ab, als die Dorfglocke im Götzentempel geläutet wurde und furchtbarer Lärm auf der Straße entstand. Mein Diener kam herbei: „Pater, steh auf, die Räuber sind im Dorf.“ Also schon wieder diese Bande! — Ich eilte hinaus, P. Provikar stand ebenfalls auf, die Thore wurden verrammelt, der Wirt suchte seine alten Lanzen hervor, — ein Durcheinander, das jeder Beschreibung spottet. Im Osten des Dorfes sollten die Räuber bei



Frauen mit Mahlen von Getreide beschäftigt.

einem reichen Bauern sein und schon das Weizenstroh auf der Tenne angezündet haben. Da die Gastwirte häufig mit den Räubern unter einer Decke stecken, sagte ich dem Wirte ernst, er sei verantwortlich, wenn uns etwas geschehe; mein Diener setzte meine Moralpredigt fort. Der Wirt sagte dann demselben heimlich, wir brauchten nichts zu fürchten, er stände mit der Bande in Freundschaft; sie wagten nicht, ihm Unannehmlichkeiten zu machen. Das ganze Dorf war auf den Beinen, und den braven Dorfbewohnern war es zu verdanken, daß die Raubgesellen zurückgetrieben wurden. Natürlich war an Schlafen nicht mehr zu denken.


Beim Pflügen des Feldes.

Den zweiten Tag über mußten wir an vielen Kohlengruben vorbei. Die Präfektur Mung-ju ist sehr kohlenreich, und neuerdings beginnen die Chinesen ihre Schätze zu heben. Aber die armseligen Werkzeuge, das Grundwasser, dessen die Leute nicht Herr werden können, der schwierige Transport auf Eseln und Schubkarren machen diese Gruben nicht rentabel. An manchen Stellen waren Berge von Kohlen aufgehäuft. Ein Segen wäre es für diese sonst so armen Gegenden, wenn sie ihre Schätze ausnutzen könnten, die in den Bergen liegen. — Am Abend kamen wir in einem christlichen Dörfchen an, das ganz versteckt zwischen zwei Bergen liegt. Eine einzige Familie bildet dieses Dörfchen. Der „Alte" regiert wie ein Patriarch über seine Söhne und Enkel. Er ist wohlhabend geworden, hat viel Land und mehrere Herden und ist von der Außenwelt fast ganz abgeschlossen. Welch eine Freude, als P. Provikar, unter dem die Leute vor 10 Jahren katholisch geworden, wieder einmal unter sie trat. Jede Arbeit wurde eingestellt. Wie wenn der Vater nach langer Abwesenheit wieder zu seinen Kindern kommt, so wurden wir hier begrüßt. Ich glaube, gegen 30 Köpfe hatte der „Patriarch", ein rüstiger Greis von

über 70 Jahren, zu regieren. Söhne und Töchter und Enkel kamen herbei, die Freude strahlte ihnen auf den Gesichtern. Schnell wurde ein Huhn geschlachtet und Essen bereitet, wir plauderten bis in die späte Nacht, an Schlafen dachte keiner. Endlich gegen Mitternacht legten wir uns zur Ruhe.

Nachdem wir am andern Morgen die hl. Messe gelesen, ritten wir von dannen. Die ganze Familie begleitete uns bis vor das Dörfchen, der jüngste Sohn ritt noch eine Stunde weit mit uns. Dieser dritte Tag war der beschwerlichste der ganzen Reise. Wir mußten über einen hohen Berg, den T'i-ze-schan (Leiterberg), und späte Nacht wurde es, bevor wir Wan-tschuang erreichten, woselbst ein großes Waisenhaus erbaut ist und stets einige Missionare wohnen. Hätte P. Provikar die Wege nicht so genau gewußt, wir hätten unmöglich in der Dunkelheit weiterkommen können. Reiten konnte man nicht mehr, ich fiel mehrmals über große Steine, die im Wege lagen; an hohen Flußufern vorbei, durch Schluchten tasteten wir voran, bis wir endlich vor dem Thore der Kirche standen.

Wir rasteten hier einen Tag und setzten dann unsere Reise nach dem Osten fort. In Wan-tschuang hatte der Bischof das Christentum vor mehr als 13 Jahren eingeführt. Die Christen wohnen in den Bergen zerstreut, und mühevoll ist hier deshalb die Missionsarbeit. Das Waisenhaus selbst liegt prachtvoll in einem romantischen Thale. Br. Hermann hat hier ein gotisches Kirchlein erbaut, das weithin sichtbar ist. Gegen 50 Knaben und 60 Mädchen sind hier in zwei Häusern untergebracht. Ein Laienbruder leitet die Ökonomie.

Die Gegend ist arm, doch bei rechter Bebauung liefert der Boden genügenden Unterhalt. Es ist die Gegend des guten Tabaks, der wie Jenfuer Tabak leicht einmal Ausfuhrartikel wird. P. Naegler hat es verstanden, aus wilden Trauben einen vorzüglichen Rotwein herzustellen. Rege Thätigkeit herrschte im Hause. Die Bohnen (Herbsternte) wurden gedroschen, die Tabakernte gehalten, die chinesischen Feigen getrocknet, alles von Waisenkindern unter Aufsicht älterer Christen. Die Mädchen waren mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, mit Nähen und Stricken unter Aufsicht zweier Jungfrauen. Eines der älteren Mädchen muß jedesmal mehrere kleine Mädchen besorgen. Dieses Haus ist ein Denkmal der Opferwilligkeit deutscher Kinder.

Wir ritten weiter über J-schui, Tjü-tschou nach J-tschau, ließen dabei das große Missionsgebiet von J-tschou-fu südlich liegen. Nachts logierten wir in Christengemeinden, die hier häufig zu treffen sind. Die guten Bergbewohner liefern ausgezeichnetes Material zum Christentum.

In I-tschou-fu waren damals gerade die Bekehrungen so zahlreich, daß die dortigen Missionare in Verlegenheit kamen.

Die Gegend hat nicht viel Industrie. Blühend ist die Viehzucht. Auch die Seidenraupe, besonders der Eichenspinner, wird viel gezüchtet. Gewiß liefern die Berge, die uns bis I-tschau begleiten, unendliche Schätze in ihrem Innern, doch bis jetzt ist niemand, der sie hebt. In I-tschou-fu haben deutsche Bergbeamten sich schon niedergelassen, und scheinen sie sich dort große Versprechungen zu machen. Auch Gold und Silber, Diamanten werden hier gefunden, doch ihr Gewinn scheitert stets an den chinesischen armseligen Verhältnissen und verrückten Ansichten. Durch Eröffnung der Berge wird nämlich das fung-schui (Glück) vertrieben. Ich kenne ein Thälchen, in dem alle umliegenden Dörfer in freien Stunden sich mit Goldwaschen beschäftigen. Das dort gelegene Christendörfchen wäscht jährlich für etwa 200 Diau Gold. Dabei wird nur Gold gewaschen in freien Stunden, meist zur Herbst- und Winterzeit mit äußerst einfachen Instrumenten. Wo solche Goldflitter und -körnchen in Massen vom Wasser mitgespült werden, da müßten, sollte man meinen, auch Goldadern sich befinden. Die Silbergruben rentieren sich nicht, weil die Chinesen das Schmelzen nicht verstehen. Das ist auch der Grund, weshalb der hiesige Eisenstein nicht gehoben wird.



Auf der Fahrt nach Itschau.

Als ich in Tjü-tschou ankam, war tags zuvor in der Stadt ein Silberladen ausgeraubt worden, von Räubern aus — Ts'au-tschou-fu. Noch am selben Tage wurden fünf gefangen, denen wohl das Handwerk wird gelegt worden sein.

In I-tschau kam ich in mein neues Missionsgebiet. Es erstreckt sich die Küste entlang, grenzt nördlich an das deutsche Gebiet, südlich an die Provinz Kiang-nan. Schon lange hat das Christentum hier Eingang gefunden, doch nur in einzelnen Familien. Meine Hauptstation war das Dörfchen Tu-schän.

Ich blieb nur einige Tage in Tu-schän und ritt mit P. Provikar zusammen die Küste entlang nach dem deutschen Tsing-tau. In drei Tagen gelangten wir an die Bucht von Kiau-tschou, nach dem kleinen Dschunkenhafen Süo-tja-tau und setzten in einer kleinen Barke in vier Stunden nach Tsing-tau hinüber.

Das Leben unter den Europäern kam mir in mancher Beziehung fremd vor, nachdem ich fünf Jahre lang (mit Ausnahme der wenigen Stunden des Verkehres mit einigen Missionaren) mit Europäern nicht mehr zusammengekommen war. Ich war ja halb Chinese geworden, trug chinesische Kleider, hatte fast immer nur chinesische Kost gegessen, chinesisch gesprochen, hatte im Umgang mit den Chinesen mir chinesische Sitten angewöhnt, so daß ich mich wirklich manchmal wie ein Fremder unter meinen Landsleuten fühlte. Nach einigen Tagen nahm ich wieder Abschied und fuhr allein in einer Barke die Küste entlang meinem Missionsbezirke zu.

2. Drei Tage in Gefangenschaft.

Schwieriges Missionsgebiet, Unruhen, Überfall, Mißhandlung, Gefangennahme, Freilassung.

Um meine Christengemeinden kennen zu lernen, reiste ich schon zwei Tage nach meiner Ankunft in J-tschau, am 7. November, nach Tjä-t'ou, einer kleinen, ganz neuen Gemeinde mitten im Gebirge, unweit der deutschen Interessensphäre. Ich fand die Christen in Aufregung. Man hatte ihnen gedroht, daß man sie in diesen Tagen überfallen werde.

Die Unterpräfektur J-tschau ist einer der schwierigsten Missionsbezirke, weil dort viele vornehme Gelehrten wohnen, die das Volk vollständig beherrschen. Diese sind aber fast überall die Hauptfeinde der Religion und der Europäer. Meine Vorgänger hatten schon viele Unbilden dort ausstehen müssen, hatten zuletzt aber doch festen Fuß gefaßt. Augenblicklich war sogar große Hoffnung, daß die Mission Fortschritte machte. In dem ganzen Bezirke meldeten sich allenthalben einzelne Leute zur Annahme des Christentums. Das flößte den Gelehrten Schrecken ein; sie wollten deshalb von neuem gegen die Religion vorgehen. Für ihr Vorhaben gebrauchten sie alles Gesindel, das sie auftreiben konnten und dem natürlich strafloses Plündern und Rauben höchst willkommen war. Am Tage vorher, als ich in Tjä-t'ou ankam, hatte man schon eine kleine protestantische Gemeinde, die einige Stunden nördlich lag, ausgeplündert und den Katechisten gefangen und geschlagen.

Von allen diesen Vorgängen hatte ich noch nichts vernommen, hörte aber von einigen Christen, die mich deshalb aufsuchen wollten, unterwegs davon. Das Christendorf Tjä-t'ou lag einige Minuten von einem großen Marktplatz, Tjä-t'ou-zi, entfernt. Unglücklicherweise war gerade am Tage meiner Ankunft (8. November) großer Markttag dort, und eine ungeheure Menschenmasse hatte sich versammelt. Ich ritt unbeanstandet mitten durch das Dorf. Die Leute hatten niemals einen Europäer gesehen und staunten mich gehörig an. Auf einigen Gesichtern meinte ich ein gewisses Verwundern zu bemerken, wahrscheinlich, weil ich es in dieser unruhigen Zeit noch wagte, an diesen Ort zu kommen. Das Volk gefiel mir nicht; ich vermißte die Freundlichkeit, die man sonst gewöhnlich findet.

Sobald ich bei den Christen angekommen, schickte ich sofort Leute aus, um den Vorstehern und vornehmsten Gelehrten der benachbarten Dörfer meine Visitenkarte zur Begrüßung zu überreichen und sie zu bitten, mich einmal zu besuchen. Aber von allen Eingeladenen kam nur ein einziger, ein gutmütiger Greis, dessen Leute am folgenden Tage mich auch nicht angriffen. Das fiel mir auf. Diese Unhöflichkeit bedeutete nichts Gutes. Jetzt konnte ich begreifen, weshalb der Mandarin einen seiner Diener (Öl-ie) mit mehreren Soldaten mir in das Dorf vorausgeschickt und mir auch vier derselben, allerdings unbewaffnet, auf den Weg mitgab. Diese Menschen aber, die mir helfen sollten, lagen wahrscheinlich mit den Gelehrten unter einer Decke. Ich ließ den Mandarinatsdiener rufen, um ihn über die Volksstimmung auszufragen. Er ließ mir als Antwort sagen: Muju kung fu — er habe keine Zeit. Das machte mich noch mehr stutzig. Jetzt begann auch ich zu fürchten, daß etwas gegen mich und die Christen im Werke sei. Als ich dann aber entschieden verlangte, daß er komme, kam der Mensch, erklärte aber, daß alles ruhig und friedlich sei.

Noch am Abend erhielten die Christen Nachricht, daß man uns wahrscheinlich in der Nacht noch überfallen werde. Ich hielt das gerade nicht für möglich, suchte deshalb die Christen auch zu trösten und zu ermuntern und verbot ihnen, bei mir im selben Zimmer zu schlafen. Ich wollte keine Wachen haben.

Thatsächlich verging die Nacht auch ruhig. Ich las am Morgen die hl. Messe und rüstete mich zum Aufbruch. Da kam ein Heide aus der Nachbarschaft, um seine in Tjä-t'ou verheiratete neuchristliche Schwester abzuholen. Er sagte, es seien mehrere tausend Menschen in dem eine Stunde entfernten Fan-ze versammelt, um mir aufzulauern und das Christendorf zu vernichten. Kurz nachher kamen schon Leute, die meldeten, die umliegenden Berge würden besetzt, man höre schießen. Ich ging selbst

vors Dorf, um mich zu überzeugen, ermunterte die Frauen und Kinder auf der Straße, die sich mir weinend und jammernd entgegenwarfen. Wirklich sah ich, wie man in der Ferne das Dörfchen umzingelte. Sofort gab ich dem Öl-ie Nachricht, der auch mit seiner Begleitung herbeikam und den Leuten entgegenritt. Immer näher und näher rückte die Bande dem Dorfe, immer drohender wurde das Geschrei und Geheul, immer häufiger fielen Schüsse. Sollte ich fliehen? — Man bat mich zu bleiben, die armen Leute hofften von mir Schutz. Konnte ich meine Herde im Stiche lassen und das Weite nehmen? — Die Christen waren kopflos ge-



Christliche Frauen und Kinder aus Jtschau.

worden, mein Katechist desgleichen. Die Straße wurde verbarrikadiert, große Gewehre, Lanzen und chinesische Kanonen wurden herbeigebracht. Ich hatte Mühe, die Leute vom Schießen abzuhalten. Wir waren in der Minderzahl und hätten durch einen Schuß ganz sicher unser aller Verderben heraufbeschworen.

Der Öl-ie kam zurück. Mit trauriger Miene meldete er mir, die Aufständischen verlangten meine Auslieferung und außerdem noch 6 Christen. Als ich mich bereitstellte hinüberzugehen, kam ein Gelehrter und meldete, ich brauche nicht zu gehen, die 6 Christen sollten allein gehen. Der Christenvorsteher hatte die Schuld, das Christentum hier eingeführt zu haben, ihn und die 5 ersten Christen verlangte man deshalb. Ich war ja erst 2 Tage

in der Mission, vollständig unbekannt, daher sollte ich frei sein. Man wollte sich, wie man sagte, mit den Christen auseinandersetzen über den Zweck der neuen Religion, ihr Ziel usw. Einige Litteraten stellten sich als Bürgen, daß den Christen nichts geschehe. Ich rief die Christen und ermahnte sie zu gehen. Aber nur 3 Christen wagten mit den Banden zu verhandeln. Ich stellte mich daher selbst wieder zur Verfügung, man wollte mich aber nicht. Natürlich konnte ich den Christen nicht befehlen. Draußen wurde die Stimmung immer drohender. Das Dorf war umzingelt. Man schrie nach den Christen, andernfalls werde man angreifen. Die Christen wollten sich verteidigen, ich mußte ermahnen und bitten — ach, es war eine schwere Stunde. Zuletzt gingen denn die 6 Christen zu den Heiden hin. Dort angekommen, wurden sie aber gegen den Vertrag sofort gebunden. Ein junger Christ wollte sich das nicht gefallen lassen. Der Vorsteher ermahnte ihn: „Laß dich nur binden, der Priester wird schon Genugthuung für uns fordern."

Kaum war das Wort gefallen, als ein furchtbares Geheul erdröhnte: „Rache! Rache! Tötet den europäischen Teufel! Macht ihn nieder!" usw. — Was war vorgefallen? — Mein Diener stürzte ins Zimmer: „Pater", rief er, „sie wollen jetzt noch dich. Komme mir schnell nach!" Ich ging demselben schnell nach, kam aber in eine Sackgasse, aus der kein Ausweg mehr möglich war. Eine christliche Frau rief mich in ihr Haus. Ich eilte dorthin. Bald schon umschwärmten die Scharen schreiend und fluchend das Haus. Der Mann des Hauses führte mich in einen verborgenen Winkel. Schon wurde bei der Nachbarsfamilie eingebrochen. Da fielen dröhnend auch die schwachen Thürflügel meines Hauses ein! Ich hörte die Frau schreien, die Kinder weinten, der Mann wurde geschlagen. „Wo ist der Europäer?" schrie man. — Plötzlich tauchte vor meinem Verstecke ein Gaunergesicht auf, und dann erscholl ein Triumphgeschrei, das mir heute noch in den Ohren gellt.

Unbewaffnet wie ich war, trat ich aus dem Versteck heraus. Ich wollte den Menschen einige Worte sagen, doch man hörte mich nicht an. Einer ergriff mich am Barte und zerrte mich in den kleinen Hof herein. Es waren ca. 30 Mann, die alle auf mich losschlugen und mich aus einer Ecke in die andere stießen. In einem Augenblicke war ich meiner Kleider bis auf die Unterhose beraubt, die Hände wurden auf den Rücken gebunden. Mit langen Säbeln schlug man mich vor die Schienbeine, mit Lanzen stach man mich, ein Säbelschlag traf mich über den Kopf, so daß ich bewußtlos wurde. Ich sollte mich dann aufrichten, konnte aber nicht. Einer hielt mir den Säbel vor die Augen, um sie mir auszustechen, da zog mich ein

anderer wieder anderswohin. Man trat mich mit Füßen, ein Schlag sollte mir die Füße abhauen, streifte aber nur die Zehen. Man riß mir Tei e des Bartes und Zopfes aus usw. Es ist unmöglich, alles zu erzählen. Noch jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, zittere ich vor Aufregung. Ich weiß nicht, wie ich überhaupt lebend davongekommen bin.

Endlich kam ein Anführer und gebot Einhalt.

An einem Stricke wurde ich dann durchs Dorf geführt. Am Ende desselben standen gegen 50 Mann in Spalier aufgestellt, mit langen Lanzen und Knütteln bewaffnet. Ich wurde zwischen die Bande geworfen und mußte Spießruten laufen. „Hier haben wir ihn, der unser Land erobert!" rief mein Führer. Ich fiel unter den Streichen zusammen, man riß mich wieder auf und schleppte mich vors Dorf. Dann sollte ich aufgehängt werden. — Ein Knabe kletterte auf einen Baum und befestigte schon den Strick, doch da kam andere Ordre. Ein Strick wurde mir um die Füße geworfen, und indem man daran zog, fiel ich vornüber auf die Brust. Hände und Füße wurden in einen Knäuel auf dem Rücken zusammengezogen, so fest, daß ich glaubte, die Glieder gingen ab. Mit dem Fuße trat der Mensch die Schlinge zu.

Dort mag ich eine Stunde im Sande gelegen haben. Ach, welch ein Seelenschmerz, welch eine Folter! Hunderte von Menschen, Greise und Kinder, umringten mich, schimpften und spotteten. Den ganzen Unrat chinesischer Schlechtigkeit ergossen sie über mich. Ich predigte ihnen einige Worte, sagte ihnen, weshalb ich eigentlich nach China gekommen, Eltern und alle Lieben in der Heimat verlassen, — Hohngelächter und Schmähungen waren aber die Antwort.

Die Wunden schmerzten, vom Kopfe rieselte unaufhörlich Blut in den Sand; ich hatte Atemnot, ganze Blutballen mußte ich ausspucken, endlich lag ich fast ohnmächtig da. Ich dachte an die Ewigkeit, ich dachte an meine lieben Mitbrüder Henle und Nies, die gerade ein Jahr vorher vor meinen Augen verblutet, — ich dachte an meine guten Eltern, — ich betete, o, ich konnte gut beten in jenen Augenblicken.

Da kam einer der wildesten Henker und rief dem Volke zu, es sei beschlossen worden, mir bei lebendigem Leibe die Haut abzuziehen und mich dann zu köpfen. Allgemeines Freudengeschrei! Er wetzte sein Messer auf meinem Rücken und begann ins Fleisch einzuschneiden. Doch plötzlich schnitt er die Stricke los und riß mich auf die Beine. Wie besinnungslos taumelte ich im Kreise umher. Ich verlor dabei sogar mein einziges Kleidungsstück und mußte kniefällig bitten, mir doch dieses wiederzugeben.

Nun ging's weiter. Anfangs wurde ich an einem Stricke geführt, später ließ man mich los. Mich hielt die Aufregung aufrecht. Ungefähr eine Wegstunde weit mußte ich über Berge, durch Flüsse, durch Dörfer, überall war ich das Gespötte der Menschen. Selbst Frauen und Mädchen schämten sich nicht, mich anzuschauen und auszulachen. Ich konnte da so recht die heidnische Schlechtigkeit erkennen. Ging ich schnell, erhielt ich Schläge, ging ich langsam, wurde ich auch geschlagen. Mußte ich über Flüsse, so ging ich absichtlich durchs Wasser, um mich abzukühlen.



Landleute mit Schirm und Regenmantel.

Gegen Mittag endlich langte ich in einer großen Pagode an und wurde vor derselben an eine Säule gestellt. Die gefangenen Christen, denen nichts geschehen war, saßen vor mir, ich mußte stehen. Sie durften trinken, mir wurde selbst ein Trunk Wasser versagt; ihre Fesseln wurden gelockert, die meinigen nicht. Ich bat um ein Hemd, aber Hohn war die Antwort. Mitten in der Sonnenhitze stand ich so wohl zwei Stunden lang da. Endlich kam ein Greis, der mir die Fesseln loser machte. Die Stricke waren ins Fleisch gedrungen und schmerzten furchtbar, als sie

herausgerissen wurden. Die Zunge klebte mir am Gaumen, der Greis brachte mir in einem Eimer Wasser, und ich mußte zum Gespötte der Zuschauer trinken wie die Tiere. Endlich durfte ich mich auch setzen.

Gegen Abend wurde ich in die Pagode geschleppt und dort vor ein Götzenbilde auf den nassen Boden niedergelegt. Links von mir lagen die Christen auf Stroh, rechts von mir der Diener. Ein zerlumpter Junge wurde uns zur Bedienung gegeben, während die Anführer und das Volk mit den den Christen geraubten Schweinen Freudenschmaus hielten. Der Mensch, der mich bediente, machte nach außen den Eindruck eines halbverrückten Menschen, doch behandelte er mich im Vergleich zu den anderen ausnehmend gut. Er gab mir seine alte, zerfetzte Decke, die mir zwar nur den Oberkörper bedeckte, er löste heimlich meine Fesseln unter der Decke, doch so, daß ich selbst dieselben zu jeder Zeit wieder festziehen konnte. Nachts wurde eine Wache organisiert. Gegen Mitternacht kamen die Häupter und erkundigten sich näher über mich. Ich nahm die Gelegenheit wahr, ihnen zu predigen. Ich bat sie später um Verbindung meiner Wunden, um eine Decke. erhielt auch schöne Worte, doch keine Decke. In der kalten Nacht zitterte ich am ganzen Leibe, als ich aber um ein Hemd und um Decken bat, zündeten die Menschen ein Feuer an, um mich anzubrennen. — Ein Narr saß vor mir, dem ein junger Mensch sein eigenes Messer gab, um mich damit zu töten. Wohl zwei Stunden lang habe ich diesem Menschen unverwandt in die Augen geschaut. Mehrmals stachelte man ihn auf, er lachte, er griff nach dem Messer, ich hielt ihn mit meinen Blicken in Schach.

Endlich brach der Morgen an. Was sollte dieser Tag wohl bringen? — Die Christen wurden aufgerufen, ihre Fesseln enger gezogen. Auch ich sollte mich erheben. Ich konnte nicht mehr aufstehen. Die Wunden an Füßen und Beinen waren geschwollen, die beiden durchstochenen Arme schmerzten, der Rücken war steif. Man riß mich auf, fiel aber wieder zusammen. Man ging dann langsamer zu Werke. Wir sollten auf die Spitze des Berges. Ich sagte entschieden, daß ich nicht weiterkönne, man solle mich hier totschlagen. Aber unbarmherzig stieß man mich vorwärts. Ein Heide gab mir aus Mitleid sein eigenes Hemd, dem Christenvorsteher wurden gewaltsam die Schuhe ausgezogen und mir angezogen. Steil, fast senkrecht ging's den Berg hinauf. Vorn zog man mich an einem Strick und hinter mir stieß man mit Stöcken. In der Mitte des Berges war eine hohe Mauer gebaut, ein Schutzwall zu Zeiten der Revolution. Mehrere Stunden hat der Aufstieg gedauert. Endlich standen wir vor zwei Riesenquadern, senkrecht über uns erhob sich ein kleiner Götzentempel.

Die beiden Quader lagen schräg übereinander, es war ein Loch durch sie gebrochen, durch das wir kriechen mußten, um endlich auf der Spitze anzulangen. Wie schon gesagt, krönte ein kleiner Tempel die Spitze. Feierlich gaben die Heiden den Götzen die Verehrung, bevor wir in die Pagode eingelassen wurden. Wir waren die Opfer. Ich fiel ohnmächtig zusammen. —

Wie lange ich dort gelegen habe, weiß ich nicht. Als ich die Augen aufschlug, mag es 10 Uhr gewesen sein. Eben war man beschäftigt, die Christen unter sich anzubinden, mein armer Diener wurde vor das Fenster in der Sonnenhitze festgebunden. Nun kam auch die Reihe an mich. Von neuem und fester band man die Hände auf den Rücken, befestigte einen Strick daran, den man über einen Balken warf, und zog mich in die Höhe. Es war mir, als ob die Arme aus den Gelenken gingen; noch etwas höher und meine Arme wären gebrochen.

Ich fragte meinen Henker, weshalb doch all diese Torturen seien. Wollten sie Geld zur Auslieferung, es würde ihnen sicher gegeben, wollten sie mich töten, so sollten sie es doch bald thun. Ich wurde gar keiner Antwort gewürdigt. Lange konnte ich es nicht mehr aushalten, ich bereitete mich auf den Tod vor und ermahnte auch die Christen, standhaft zu bleiben.

Jetzt hörte ich, der Mandarin sei gekommen. Da man schon zu weit mit mir gegangen, wollte man auch dem Mandarin Schwierigkeiten machen, in allgemeiner Revolution kämen sie am besten weg. Ich könnte, meinten sie, wenn ich die Freiheit hätte, die Soldaten von Tsing-tau rufen und Rache nehmen usw. usw.

Die Schmerzen wurden fast unerträglich. Da kam Hilfe. Einer der Anführer kam mit zwei Beamten des Mandarins und einem mir gut bekannten Gelehrten auf den Berg. Zunächst schnitt er die Stricke durch und setzte mich auf den Boden. Als ich das erste gute Wort wieder hörte, das erste Trostwort, fiel ich in einen Weinkrampf. Ich weinte und weinte lange Zeit und schluchzte laut auf.

Der Anführer war noch im Zweifel, ob er mich sofort vom Berge herunterholen konnte, doch die guten Worte der Beamten und meines Freundes ließen ihn bewegen. Mit unendlicher Mühe kam ich herunter. Auf der Mitte des Berges angelangt, hatte man uns unten bemerkt, und sofort erscholl ein Fluchgeschrei, ich müsse oben bleiben. Gegen 100 Mann kamen mit Lanzen und Schwertern uns entgegen. Einer der Beamten ging deshalb voraus, um zu unterhandeln, während ich mich auf den Felsen setzte. Lange dauerten die Verhandlungen, der Anführer selbst mußte



Konfuziusaltar in dem Tempel zu Itschoufu.
In der Mitte die Ahnentafel.

noch hinuntergehen, um endlich zu erwirken, daß ich in die große Pagode hinabgeführt werden dürfe. Mein armer Diener aber mußte wieder zurück zu den Christen auf die Bergesspitze. Beim Herabsteigen vom Berge wurde ich mehrmals ohnmächtig. Ein Mann faßte mich dann vorn an der Brust, ein zweiter zog nach hinten, zwei stützten mich unter den Armen. Am Nachmittage langte ich wieder in dem Tempel an, den ich am Morgen verlassen hatte. Ich konnte nun überhaupt nicht mehr gehen. Fortwährend erfaßte mich Schwindel, die Wunden schwollen an. Und nun begannen die Verhandlungen. Einen ganzen Tag noch bedurfte es, um die Menschen zu befriedigen. Tausende von Menschen waren herbeigeströmt. Die Anführer der Bande waren in Verlegenheit geraten. Sie hatten mich eigentlich nur einschüchtern wollen, daß ich nicht mehr dort missioniere, und konnten nun nicht mehr Herr werden über ihre Leute. Daher mußte ich auch die vielen Martern bestehen. Sie fürchteten aber nun die strafende Gerechtigkeit, fürchteten auch Deutschland, an dessen Kolonialgrenze die That geschehen. Die einen wollten mich daher einfach töten, die andern Frieden schließen. Letztere Partei siegte. Lange schwankte der Kampf, und bange Stunden mußte ich noch erleben. Ich unterzeichnete dann endlich ein Aktenstück, daß ich ihnen später keinen Prozeß machen werde.

Am Morgen des dritten Tages endlich waren alle Angelegenheiten geregelt. Der Mandarin hatte eine Sänfte geschickt, um mich abzuholen. Doch wieder entstanden Schwierigkeiten. Die Räuber und das schlechte Gesindel wollten von neuem meinen Tod. Da aber traten die Besseren vor, mit dem Säbel in der Hand machten sie Bahn. Als ich endlich in die Sänfte einstieg, erscholl ein Geschrei, als ob die ganze Hölle losgebrochen sei. Das ganze Volk zog schreiend hinter mir her. Vor Tjä-t'ou angelangt, woselbst der Mandarin weilte, stand eine Bande von vielleicht 100 Mann aufpostiert, die mich nicht weiterziehen lassen wollte, und beinahe hätte es noch einen Kampf abgesetzt. Die Guten siegten. Hinter mir flogen die Lanzen durch die Sänfte, verletzten mich aber nicht.

In Tjä-t'ou wurde noch vom Mandarin verlangt, daß er die Christen schlage. Ohne dies sollten sie nicht frei werden. Jeder der gefangenen Christen erhielt 800 Stockstreiche. Sie wurden zum Schein vom Mandarin gebunden in die Stadt geschickt. Gegen Abend gab mir der Mandarin Bescheid, daß ich noch zur Stadt aufbrechen solle. In einer Sänfte wurde ich getragen und kam gegen 4 Uhr morgens im Mandarinate an.

Sofort wurden meine Wunden gewaschen und verbunden. Ich hatte starkes Fieber, Husten, die Anzeichen einer schweren Krankheit. Der Man-

darin gab mir Medizin, die ausgezeichnet wirkte. Nach 7 bis 8 Tagen kamen die Patres Wewel und Frömies von I-tschou-fu (150 km entfernt) und P. Provikar nach 10 Tagen mit einer kleinen Dampfpinasse hier an. (Die Stadt liegt etwa 9 Kilometer vom Meere entfernt.) Einige Herren von Tsing-tau holten mich ab. Feierlich brachte mich der



Mandarin ans Meer. Gegen Abend, nach 8stündiger Fahrt langte ich dann in Tsing-tau an. Die Wunden heilten schnell, mit Ausnahme derjenigen am Fuße. Am schlimmsten waren die Quetschungen und Schläge mit den Knütteln. Ich zählte 15 schwerere Messer- und Lanzenwunden. Erst nach etwa 2 Monaten konnte ich ohne Stütze gehen.

3. Mit den deutschen Soldaten nach I-tschau.

Unruhen im südöstlichen Schantung, Überfall von Hannemann, Vorschulte, Mootz, deutsche Soldaten ziehen nach I-tschau, Besetzung der Stadt, Rückkehr.

Im Osten der Provinz Schantung gärte es unter der Bevölkerung schon seit Ende des Jahres 1898. Die „Gesellschaft vom großen Messer" hatte ihre Ableger dorthin verpflanzt, die unter dem Namen Hei-hui (schwarze Gesellschaft) üppige Blüten zeitigten. Seitdem die Oberpräfektur I-tschou-fu wegen ihres Mineral- und Kohlenreichtums besonders viel von deutschen Ingenieuren, Kaufleuten und Reisenden besucht wurde, glaubten die Leute vielfach, daß sie zunächst von Tsing-tau aus bedroht seien, und suchten den Europäern das Eindringen ins Innere durch Gründung dieser Gesellschaft zu erschweren.

Nachdem man mich im November 1898 im Dorfe Tjä-t'ou bei J-tschau gefangen genommen hatte, wartete die Gesellschaft eine Zeitlang mit weiteren Feindseligkeiten. Man wollte zunächst die Folgen abwarten. Als dann aber niemand von der chinesischen Regierung bestraft wurde, und die mit mir zugleich mißhandelten und beraubten Christen nicht beschützt wurden, bliesen die Boxer die Trompete zum allgemeinen Aufstand gegen die Christen und Europäer. Die christlichen Dörfer wurden geplündert, zerstört, mehrere Christen gefangen genommen, gefoltert und ermordet. Die Stadt J-tschou-fu, woselbst sich eine ganze Reihe von deutschen, amerikanischen und englischen Missionaren und deutschen Bergbeamten versammelt hatten, war bis dahin noch verschont geblieben. Mitte Februar 1899 sollten auch diese Fremden niedergemacht werden. Aber die chinesisch-heidnischen Kaufleute, die besonders mit der katholischen Mission seit vielen Jahren in bestem Einvernehmen standen, hinderten den allgemein beschlossenen Sturm.

Die beunruhigenden Nachrichten kamen nun auch an das deutsche Gouvernement nach Tsing-tau. Zunächst schickte der Gouverneur drei Herren, Leutnant v. Hannemann, Bergingenieur Vorschulte und Dolmetscher Mootz, dorthin. Nachdem sie an dem kleinen Hafen Tsing-k'ou südlich von Tsing-tau gelandet, gingen sie zu Fuß die 90 Kilometer bis J-tschou-fu. Am zweiten Tage schon wurden sie in Han-tja-zuin von einer mehrere hundert Köpfe starken Menge überfallen. Sie mußten sich wehren und schossen mehrere Chinesen nieder. Ein Telegramm brachte am folgenden Tage diese Nachricht nach Tsing-tau, und nun wurde eine Strafexpedition ins Werk gesetzt. Nicht allein die Dörfer, von denen aus der Überfall auf die drei Herren gemacht worden, sollten dafür gezüchtigt, sondern auch diejenigen, die mich überfallen und die Christen J-tschaus gequält hatten, bestraft werden. Da viele katholische Soldaten an dieser Expedition teilnahmen, folgte ich der freundlichen Einladung des Gouverneurs, dieselbe zu begleiten.

Es war schon spät am Nachmittage, als ich mit einer Pinasse der Gefion zufuhr, die draußen auf der Reede von Tsing-tau lag. Die 180 Seesoldaten waren schon alle an Bord. Manchen konnte man die Freude vom Gesichte ablesen, daß es endlich einmal nach dem langweiligen Garnisonleben in Tsing-tau für einige Zeit „etwas Abwechselung" gab. So mancher aus ihnen war vielleicht als Freiwilliger nach China gegangen, um im „Reiche des Drachen" Abenteuer erleben zu können, und war nun schon so lange dort, ohne von China eigentlich etwas gesehen zu haben.

Gerade sollten die Anker gelichtet werden, als einer jener orkanartigen Stürme ganz plötzlich einsetzte, die an der chinesischen Küste so häufig auftreten und schon so manche entsetzliche Verheerungen angerichtet haben. Die Abfahrt wurde deshalb bis zum Abend verschoben, dann aber wurden trotz Sturm und Wetter die Anker gelichtet. Gewaltig kämpfte das schmucke Schiff mit den mächtigen, brausenden Wogen, der Sturm wurde immer heftiger, und der Kapitän mußte der gefährlichen, unbekannten nahen Küste wegen in einer kleinen Bucht wieder Anker werfen lassen. Am frühen Morgen des nächsten Tages legten wir dann in rascher Fahrt die 150 Kilometer nach J-tschau zurück.

Das große Kriegsschiff mußte weit draußen im Meere liegen bleiben, denn der Hafen ist nur für kleine chinesische Dschunken zugänglich. Wie nun landen?

Zunächst mußten 120 Soldaten unter Führung der Marineoffiziere in vier große Boote steigen, die von einer kleinen Dampfpinasse gezogen wurden. Die übrigen 60 Soldaten wurden weiter südlich gelandet. Die See ging noch hoch, und zweimal zerrissen die Verbindungstaue der einzelnen Boote, so daß diese weit in die See hineingetrieben wurden. Nach langem Manövrieren waren wir vom Lande nicht weit mehr (etwa 200 Meter) entfernt. Wie leicht hätten die Chinesen uns da das Lebenslicht ausblasen können! Die Stadt J-tschau liegt vom Meere noch etwa 9—10 Kilometer entfernt, ihr Hafen heißt Sche-tju-schuo; es ist ein großes, gegen Seeräuber wohlbefestigtes Dorf. Zwischen den Schießscharten der hohen Steinmauern schauten die Chinesen neugierig auf unser Thun und Treiben, und als sie dort nicht genug sehen konnten, kamen sie herunter zum Strand. Die Soldaten, die nicht eben infolge des Schaukelns der Nachen beschäftigt waren, Neptun ein Opfer zu bringen, hatten eine riesige Freude, die gaffenden Zopfmänner zu betrachten, die, anstatt mit der Flinte in der Hand schußbereit auf der Lauer zu liegen, gemütlich auf den Fersen hockend ihr Pfeifchen schmauchten.

Wir waren so nahe gekommen, daß man unser Rufen verstehen konnte. Erst winkten die Offiziere den gemütlichen „Feinden“, indem sie eine Handbewegung machten, die bei uns hier bedeutet, daß sie herbeikommen sollten, im „Reiche der Mitte“ aber das Gegenteil besagt. Der „Feind“ machte ein dummes Gesicht. Ich rief dann in chinesischer Sprache den Zunächststehenden zu, daß sie uns mit ihren kleinen Nachen abholen, bezw. daß sie ins Wasser steigen und uns ans Land tragen sollten. Ich versprach ihnen einige Cash, und wirklich streiften die Beherzteren ihre Hosen übers Knie und kamen auf uns zu. Sobald der Anfang gemacht



Itschoufu.

war, kamen andere nach. So nahm sich denn jeder „Feind“ einen deutschen Krieger auf den Rücken, und rittlings auf Chinesenrücken zog die deutsche Armee ins feindliche Land ein. Es war ein heiteres Bild! Die meisten der Unseren kamen gut über, einige der Infanteristen hatten aber das Reiten nicht gelernt, und „Roß und Reiter“ fielen in die salzige Flut. Die so Begossenen waren nicht gerade erbaut über das unfreiwillige Frühlingsbad, wie man aus ihren heftigen „Liebkosungen“ merken konnte, die sie den Zopfmännern zu teil werden ließen.



Deutsche Offiziere in Itschau.

Die Mannschaften waren nun fast alle an Land, und es gelang auch, freilich nach langen Verhandlungen, einige Dschunkenbesitzer zu bewegen, die zwei Maximschnellfeuergeschütze und den Proviant vom Kriegsschiffe abzuholen.

Unterdessen war es Abend geworden, aber der befehligende Hauptmann v. Falkenhayn gab Ordre, noch zu der Stadt aufzubrechen: „Gewehr über! Marsch, marsch!“ Und mit „klingendem Spiel zweier Pfeifen“ zogen wir „zum Städtle hinaus“ nach I-tschau. Man glaubte nicht, in Feindesland zu sein, so lustig, so sorglos ging's im strammen Schritt Hügel auf, Hügel ab.

Da leuchteten im Thale die ersten Lichter uns entgegen: es war die feindliche Stadt, die unheimlich ruhig, wie ausgestorben vor uns lag. Die Gewehre wurden schußbereit gehalten, die Kolonne enger formiert, und im schnelleren Schritt ging's voran. Immer noch kein Gruß aus den todbringenden Geschützen? Immer noch kein wildes Kriegsgeschrei von den Wällen der Stadt? Schon haben wir die Vorstadt betreten. Kein Mensch, kein Hund zeigt sich.

Nun stehen wir vor dem — verschlossenen Stadtthore. Es scheint also doch, daß man uns Widerstand leisten will. „Stillgestanden!" — Einige Soldaten machten Witze. — Der Dolmetscher ruft in chinesischer Sprache, daß man, wenn nach dreimaligem Rufen das Thor nicht geöffnet werde, zum Angriff übergehen werde. Keine Antwort. Der Hauptmann ruft. Nichts rührt sich hinter dem verriegelten Thore. Drei Mann werden nun vorkommandiert, zwei müssen das Thor unten anfassen, einer muß sich dagegen stemmen, und: „Eins, zwei, drei, vorwärts!" lautet das Kommando. Die einen heben, der dritte drückt — das Thor kracht, der Querbalken, mit dem man dasselbe im Innern gesperrt hatte, war zerbrochen. Ein Soldat kroch durch die entstandene Öffnung, zerschlug im Innern das schwere Schloß und öffnete dann freundlichst die beiden Thorflügel.

Mit festem Schritt zog nun die Compagnie dem nahen Jamen zu. In der Stadt herrschte Ruhe. Thatsächlich waren die meisten Leute, die schon morgens von unserer Ankunft gehört hatten, am Nachmittag aus der Stadt geflüchtet.

Der Hauptmann, in Begleitung des Dolmetschers und einiger Soldaten, ging dann ins Jamen und nahm den Mandarin gefangen, worauf die übrigen Soldaten ins Jamen einzogen und sich ein Plätzchen zum Ruhen suchten. Es war schon Mitternacht vorbei, als wir auf harten Pritschen uns in die Decken wickeln konnten.

Am folgenden Tage wurde das Jamen zum längeren Aufenthalte instand gesetzt. Es war keine kleine Arbeit, all den Schmutz herauszuschaffen und die Zimmer einigermaßen anständig und wohnlich einzurichten. Aber den klugen Seesoldaten gelang es doch so gut, daß es in I-tschau recht bequem wurde. Der Gesundheitszustand war besser als in Tsing-tau.

Die Stadt blieb ruhig. Die Soldaten machten täglich ihre Übungen und Manöver und imponierten dadurch den Chinesen gewaltig. In freien Stunden amüsierten sie sich innerhalb des Jamens. Ihre Ordnung war musterhaft, so daß später noch die Chinesen lobend von ihnen sprachen.

Einmal wollte es scheinen, als ob die Lage ernster würde. Allenthalben waren Plakate angeschlagen, in denen zum Kampfe aufgefordert wurde, und 2000 Mann chinesischen Militärs kamen bis auf 10 Kilometer an die Stadt heran. Aber auch diese Wolke verzog sich, und das friedliche Bild veränderte sich nicht. Ganz besonderen Respekt flößten den stolzen Söhnen Hans die Scheinwerfersignale und Raketen der Kriegsschiffe ein, die öfters abends vom Meere aus sich auf diese Weise mit uns verständigten.

Die Expedition dauerte etwa acht Wochen; ich selbst war schon nach vier Wochen wieder nach Tsing-tau zurückberufen worden. Die diplomatischen Verhandlungen waren beendigt und der erwünschte Zweck erreicht. „Ruhmbedeckt“ zogen die Soldaten wieder ins „grüne Land“ — Tsing-tau zurück. Um den Vereinbarungen Nachdruck zu verleihen, nahm man fünf Chinesen aus besseren Ständen als Geiseln mit nach Tsing-tau, die dort einige Wochen blieben, bis die gestellten Bedingungen erfüllt waren. —



VIII.

Auf dem Kaiserkanal.

1. Der Kaiserkanal als Handelsstraße.

Handel in Tsi-ning, Getreideschiffe, Nän-jan, Cha-tschin, jan-p'iau, Zollwesen, Räubergefahr, große Schleuse, fruchtbare Ufer, Jan-tschou.

Im Spätsommer 1899 mußte ich dringender Geschäfte halber von Tsing-tau nach Tsi-ning reisen. Den Rückweg machte ich über Schanghai und wählte den Weg zu Schiff auf dem Kaiserkanal.

Es hatte den Sommer hindurch sehr große Dürre geherrscht, und der Kanal war bei Tsi-ning ganz ausgetrocknet. Ich hätte deshalb noch lange warten müssen, wenn mir nicht ein glücklicher Umstand zu Hilfe gekommen wäre. Die kaiserlichen Getreideschiffe waren nämlich 200—300 Kilometer südlich auch im Schlamm stecken geblieben, und nun wurden die Flußmandarine aus ihrem dolce far niente aufgeschreckt. Aus Furcht vor Absetzung oder doch ungewöhnlich großen „Reisegeldern" sannen sie auf Mittel, und um diese ist der chinesische Mandarin selten verlegen. Sie brachen den Damm eines großen Sees 50 Kilometer nordwestlich von Tsi-ning durch, und in Strömen floß das gelbe Wasser Tsi-ning und den Getreideschiffen zu. Ich beeilte mich natürlich mit diesem Wasser abzufahren, sonst konnte es mir blühen, daß ich später mit meinem Schiffe über den Schlamm rutschen mußte.

Da einige kaufmännische Freunde mich gebeten hatten, den Handel längs dem Kanal zu beobachten, machte ich mir darüber genauere Notizen, die ich hier veröffentlichen will.

Der Handel Tsi-ning-tschous ist bedeutend. Die Gebiete von Ts'au-tschou-fu, Jen-tschou-fu, teilweise T'ai-au-fu beziehen von hier ihre Waren

und liefern die ihrigen hierher. Die Hauptausfuhrartikel nach dem Süden sind konserviertes Gemüse, Felle, Federn und Erdnüsse. Die besten Daunen kosteten augenblicklich das Pfund 40 Cash. Von Süden werden besonders Baumwolle, Baumwollfäden, Tuch, Wollstoffe, Petroleum, Salz, Zucker, ferner Zündhölzchen, Lampen, Uhren, Schirme und dergleichen eingeführt. Gewiß ließe sich der Handel ganz bedeutend heben. Ich zählte in Tsi-ning etwa 250 größere Schiffe.

Am ersten Tage fuhren wir nicht weit. Es begegneten uns 20 größere Schiffe. Am Abend des zweiten Tages war ich 45 Kilometer von Tsi-ning entfernt. Wir hatten starken Gegenwind; deshalb mußte das schwere Schiff langsam, Schritt für Schritt gezogen werden. An diesem Tage begegneten uns die ersten Vorläufer der kaiserlichen Getreideschiffe, an der Spitze auf prachtvollem Schiffe der Tau-tai. Es kamen in diesem Jahre nur acht „Ban" Schiffe. Jede „Ban" hat 60 Stück.

Einzelne Provinzen müssen nämlich als Steuer Reis bezahlen, der mit eigenen kaiserlichen Schiffen nach Pe-king gebracht wird. Trotzdem die Kosten der Expedition nicht einmal mehr herauskommen, geht die kaiserliche Regierung doch nicht ganz von dieser alten Einrichtung ab. Nur einen Teil des Getreides schickt sie per Dampfer nach Tien-tsin. Der Chinese meint, der „zehntausendjährige Kaiser" wollte durch diese Einrichtung sich des Volkes erbarmen. Thatsächlich gehören zu einer solchen Flottille wie die diesjährige gegen 10,000 Männer; Frauen und Kinder, die natürlich fast vollzählig mitfahren, eingerechnet, kann man 20 bis 30,000 Menschen rechnen.

An der Spitze jeder „Ban" zieht das Mandarinsschiff, das sich durch Eleganz auszeichnet. Jedes Schiff ladet eine Anzahl Säcke Reis. Der Schiffer erhält dafür einen Lohn, der gerade zum Leben genügt. Der Verdienst für die Schiffer liegt nur darin, daß sie andere Waren zollfrei mit sich führen können. Reiche Schiffsreeder nehmen manchmal außer dem Getreideschiff noch mehrere andere Schiffe mit.

Den Weg, den die Getreideschiffe nehmen, kann man einen langen Marktplatz von Tsching-kiang bis Tien-tsin nennen. In jedem größeren Orte wird gehandelt und gefeilscht. Ich begegnete an den Tagen vom 15. bis 19. August an 1000 solcher Schiffe. Man kann sich denken, welch ungeheurer Warenumsatz da stattfinden muß. Als hauptsächlichste Waren bemerkte ich Holzstämme, Bretter, Stangen, Bambus, Baumwolle, Porzellan und Petroleum. Die kleineren Waren, von denen ebenfalls viel mitgeführt werden, liegen im Innern der Schiffe, so daß ich sie nicht erkennen konnte.



Die „Sternschnuppe" (Chinesische Flußdschunke).

Da die Getreideschiffe viele Rechte haben und diese nach chinesischer Art zur Unterdrückung anderer gebrauchen, wagen andere Schiffe kaum, ihnen entgegen zu fahren. Meine Fahne und mein Diener, den ich mit chinesischem Ceremonienhut und Stiefeln bewaffnet vorn am Schiffsschnabel aufgestellt hatte, schützten mich gegen Erpressungen. Einige der Schiffsmatrosen, die vielleicht in größeren Häfen eine Zeitlang gelebt, kannten die schwarz-weiß-rote Fahne.*) Ich war für sie ein „großer Mann“ und deshalb mit mir nicht gut Kirschen essen. Nur einmal mußte ich einige Stunden liegen bleiben, um bei einer Schleuse einen Teil der Schiffe an mir vorbeipassieren zu lassen. Ich schickte dem Mandarin meine Visitenkarte und bat ihn, da ich große Eile und wichtige Geschäfte habe, mich die Schleuse durchfahren zu lassen. Sehr freundlich willigte er ein, nachdem er verstohlen auf die Fahne geschielt. Mein Schiff wurde durch die Schleuse gelassen, einige kleinere Schiffe mußten warten, wenn sie nicht große Trinkgelder geben wollten, bis es dem Schleusenmandarin gefiel, sie durchzulassen. Diese Schleusen- und Zollstationen beeinträchtigten den Handel sehr.

Als Handelsplatz ist Nän-jan bekannt, das sehr viele gesalzene Fische, Enten, Enteneier, Matten, Hüte und Binsen ausführt. Der Fischreichtum, der nach Süden sehr abnimmt, ist hier bedeutend. Ebenso kann man Enten, zahme und wilde, zu vielen Tausenden hier finden. Es ist ein Vergnügen, hier der Jagd obzuliegen.

Am 19. begegnete ich 30 größeren Schiffen, die ebenfalls mit Waren aus Schang-hai beladen waren. Ich rastete in Cha-tschin, einem Orte, der 7 Kilometer lang ist. Ich zählte hier 50 Schiffe. Cha-tschin soll einen Handel haben, der dem von Tsi-ning gleichkommt, ihn vielleicht sogar übertrifft. Einfuhr und Ausfuhr sind groß. Das Dorf hat ein stadtähnliches Aussehen. Es ist besonders das Handelscentrum der Mautze.

Am 20. fuhr eine kleine Flotte von 50 Schiffen an uns vorüber. Ein chinesisches Kanonenboot schützte sie vor Räubergefahr. Unter Kanonenboot (p'au-tschuên) verstehen die Chinesen hier ein längliches Segelboot mit einer kleinen Kanone am Schiffsschnabel. An ihren Fahnen erkannte man, daß die Flottille eine sogenannte „jang p'iau“ war, d. h. Schiffe, die, mit ausländischen Waren beladen, nur einmal in Tsching-kiang Zoll entrichten und an den übrigen Zollstationen nicht angehalten werden dürfen. Es gehören diese Schiffe meist einzelnen Reedern oder auch Schiffsgilden.

*) Ich hatte, wie das vielfach geschieht, die deutsche Fahne am Schiffe angebracht.

Gerade das Zollwesen und die Schleusen thun dem Handel viel Abbruch. In allen größeren Dörfern sind Zollstationen, staatliche und private, reine Raubritterstationen. Die Zöllner feilschen und unterdrücken die armen Schiffer oft zum Erbarmen, ebenso, wie schon oben gesagt, die Schleusenmandarine. Wie die Mandarine sich ja überhaupt vielfach aus vornehmen Betrügern rekrutieren, so auch diese. Schleusen gibt es etwa 20; doch haben davon nur drei Bedeutung; die übrigen dürften fast immer geöffnet sein. Ein Brett oder eine kleine Brücke verbindet die Ufer über den Schleusenköpfen. Die Mandarine gebrauchen diese Brücken und Bretter, um den Leuten Geld abzuzwingen.



Bei all diesen Stationen waren mir immer die Fahne und mein mit Stiefeln ausgerüsteter Diener von großem Wert. Nur hier und da, wo die Fahrt schwieriger war, gab ich einige Cash als Trinkgeld. Der Schiffer hatte einen großen Tamtam, den er eine Strecke vorher schlug, damit die vielleicht schlafenden Wächter früh genug aufmerksam gemacht wurden.

Ich übernachtete in Hen-tschuang. Hier lagen 20 Schiffe. Das Dorf ist groß, hat auch Telegraphenstation, ist aber verarmt. Bedeutend ist auch hier der Fischmarkt. Hen-tschuang wird wohl mit der geplanten Bahn wieder mehr Bedeutung erhalten. In seiner Nähe kommt viel Eisenstein, sogar Magneteisen vor. Bekanntlich liefert die Präfektur I-hsien, zu der Hen-tschuang gehört, auch eine ausgezeichnete Kohle, und es ist schon jetzt nicht schwer, die hiesigen Kohlen nach Tsching-kiang zu befördern. Schwer befrachtete Kohlenschiffe lagen hier vor Anker.

Am 21. fuhren wir durch die Stromschnellen, und da wir ausgezeichneten Wind hatten, kamen wir schon früh nachmittags in Tän-öl-tschuang an, eine Entfernung von 45 Kilometer. Wegen des Gegenwindes war es den Schiffen aus dem Süden nicht gut möglich, die Fahrt zu machen; wir begegneten nur drei Fahrzeugen.

Tän-öl-tschuang ist ein sehr schöner Ort, mehr Stadt als Dorf, mit großem Handel. Bei meinem Besuch waren die Läden geschlossen, da eine Anzahl Räuber dem Dorfe Fehde angesagt hatte. Der Mandarin war selbst im Dorfe. Abends wurden drei Polizisten des Mandarins vor dem Dorfe gefangen, und der Mandarin zog zum Kampfe aus. Viel wurde geschossen und geschrieen, aber niemand verletzt; zuletzt zog der Mandarin sich zurück und verschloß hinter sich die Thore. Wir lagen mitten im Kanal vor Anker.

Der Handel Tän-öl-tschuangs rührt größtenteils von J-tschou-fu her, das von hier seine süd- und ausländischen Waren erhält.

Am 22. legten wir 75 Kilometer zurück. Es begegneten uns nur 35 Schiffe. In dem großen Orte Jan-uen, den wir passierten, lagen 110, in Tschau-ho 75 Schiffe; als Ausfuhrartikel fand ich hier nur Erdnüsse.

Am 23. begegneten uns 67 Schiffe. Wir ankerten in Tschung-ching, wo 50 Schiffe lagen. Tschung-ching ist reich an Getreide. Das Mehl wird hier nach allen Richtungen hin verkauft. Ein Pfund Mehl kostete augenblicklich 10 Cash ($2^1/_2$ Pfennig). Ich bemerkte mehrere Schiffe, die drei bis vier Meter hoch mit Binsensäcken beladen waren, die auch einen ganz bedeutenden Handelszweig bilden sollen.

Am 24. kamen wir in Ts'ing-tjan an. Wir begegneten 27 Schiffen. Unterwegs waren von Bedeutung Jan-tja-tschuang mit 57 und Ma-t'ou mit etwa 100 Schiffen. — Ich konnte nicht erfahren, was hier der Haupthandelsgegenstand ist. Unterhalb Ma-t'ou liegen die drei großen Schleusen. In der ersten fiel das Wasser etwa anderthalb Meter. Diese drei Schleusen bilden ein großes Hindernis für die Dampfpinassen.

Ts'ing-tjan ist eine Stadt. Der Handel ist hier sehr bedeutend, Schiff liegt an Schiff. Oberflächlich zählte ich mehr als 500. Bis hierhin kommen die Dampfpinassen von Tsching-kiang. Regelmäßig alle zwei Tage geht eine Dampfpinasse dahin ab. Ich bemerkte, daß sie stets mit Menschen übervoll besetzt war.

Am 25. früh waren wir in Huê-an, wo ich etwa 100 Schiffe zählte. Unterwegs kamen wir an der verrufensten Zollstation vorbei, Huê-kuen, die Sitz eines Tau-tai ist und sich deshalb mehr als alle anderen erlauben zu dürfen glaubt. In Huê-kuen lagen 40 Schiffe.

Abends gelangten wir nach Bau-jng; wir begegneten 50 Schiffen. In Bau-jng selbst lagen etwa 200. In der ganzen Gegend sind Bohnen Ausfuhrartikel. Man sagte mir, daß dort jährlich für 90,000 Tael Bohnen verladen würden. Der Reis kostete augenblicklich 20 Cash das Pfund.

Den 26. fuhren wir den ganzen Tag wieder an einem See vorbei. Der Kanal ist stellenweise sehr breit und viel verzweigt. Ich zählte 60 Schiffe. Das eine Ufer war mit Reis bebaut. In Kau-jü-tschou kam ich sehr spät an und konnte mich deshalb über den Handel nicht erkundigen. Am 27. kamen wir in Jan-tschou an, das durch Handel und Gewerbe wohl alle Städte am Kanal übertrifft. Die Schiffe konnte ich nur oberflächlich schätzen; es waren ihrer an 300.

Am 28. gelangten wir ich nach einem sehr schwierigen Übergang über den Jang-tse-kiang nach Tsching-kiang. Die Schiffe wurden so zahlreich, daß ich sie nicht gut mehr zählen konnte. Ich schätzte sie auf 200.

Jedenfalls ergibt die Zahl der Schiffe, die ich von Tsi-ning bis Tsching-kiang zählte — 3227, — ein Resultat, das auf die große Bedeutung des Kaiserkanals als Handelsstraße schließen läßt.

2. Auf der Dschunke von Tsi-ning-tschou nach Tsching-kiang.

Die Dschunke, glückliche Fahrt, Schwierigkeiten, Flußmandarin, der Westsee, Mautze, Schleusen, Verlassen der Dschunke, neue Schwierigkeiten, chinesischer Dampfer.

Ich hatte mich innerhalb eines Jahres in Tsing-tau soweit von den erlittenen Mißhandlungen erholt, daß ich glaubte von neuem die Missionsthätigkeit im Inneren aufnehmen zu können. Als Arbeitsfeld wurde mir Jen-tschou-fu und Umgebung anvertraut. Aber meine Gesundheit war doch zu sehr erschüttert, und ich mußte nach Europa zurück.

Am 25. April 1900 nahm ich Abschied von Jen-tschou-fu und Tsi-ning. Der Bequemlichkeit halber wählte ich den Weg zu Schiff auf dem Kaiserkanale. Das Schiff war eine leicht gebaute Dschunke, etwa 10 m lang und 3 m breit. Da auch die ganze Familie des Schiffers, Großvater, Vater und Sohn mit Frauen und Töchtern, und auch die „Matrosen“ im Schiff Unterkunft fanden, war der mir zugemessene Raum nicht gar zu groß. Zwei andere Missionare begleiteten mich zudem noch eine Strecke weit.

Die „Sternschnuppe“, so nannten wir das Schiff, sah nach außen recht fix und ordentlich aus, im Innern aber war sie weniger schön. Die Fenster waren, soweit sie vorhanden, teils von Glas, teils von Papier. Das Papier, frisch aufgeklebt, zerriß schon bald, als der ganze Kasten, durchs Segel getrieben, bis in seine innersten Fugen krachte. Eine nagelneue, veilchenblaue Tapete, mit der die Wände, Ritzen und Löcher überkleistert waren, machte das Innere „vornehm“. Das Meublement bestand

aus einer Pritsche als Bett, einem Tisch, dessen Beine ganz gewaltig wackelten, und einigen hilfsbedürftigen Stühlen. Unter uns, im Gepäckraum, hausten die Mäuse und Schnacken, über uns spannten die Spinnen ihre Netze aus, und in den Fugen und Ritzen herrschten die Wanzen und anderes Getier, auf „Deck“ stolzierten Hähne und Hühner, die am Morgen die Stelle der Weckuhr versahen und mir musikalische Erinnerungen ins Gedächtnis riefen, besonders an das Abtsche Lied: „Früh Morgens, wenn die Hähne krähn.“ Ein hoher Mast ragte in die Luft mit einem wohl hundertmal geflickten Segel. Hoch oben am Mast ließ ich die deutsche Fahne hissen.

Es hielt schwer, in Tsi-ning durch alle Schiffe und Nachen und Flöße sich hindurchzuwinden. Aber voll Ehrfurcht sahen die Chinesen auf



die schwarz-weiß-rote Flagge, und ehrerbietig, scheu wichen sie uns aus. Selbst die Brücken, die sonst nur gegen Gelderpressungen aufgezogen werden, wurden diesmal — schnell und ohne viel Geschrei — gehoben. Ich kam ungeschoren vor die Thore der Stadt. Ein lustiger Nordwind fegte hinter uns drein, das Segel wurde gehißt, und pfeilschnell schoß die „Sternschnuppe“ voran.

Ich legte am ersten Tage 100 Li zurück. Der Kanal ist hier mitten durch den Nän-schansee gebaut, der sich bis etwa 10 km südlich von Tsi-ning erstreckt. Um diese Zeit waren weite Strecken des Sees ausgetrocknet und mit Feldfrüchten angebaut. Schwere Steinquadermauern und Dämme trennen den Kanal von dem See. Ich ging eine Zeitlang zu Fuß auf dem Damm. Einzelne Dörfchen, von armseligen Weidenbäumen umstanden, fristen auf dem Damm ein trauriges Dasein; die Felder, die man dem See jetzt abgewonnen hat, stehen augenblicklich in saftigem

Grün; in weiter Ferne blinkt der Wasserspiegel des Sees, das sonst fast reizlose Bild ist von blauen Bergen umrahmt.

Spät am Abend wurden die Anker geworfen in Nän-jan. Der Ort ist bekannt als wichtiger Handelsplatz. „Früh morgens, als die Hähne krähten," weckte ich schon die Herren Matrosen und brachte sie nach einigen verschlafenen „Näh" und „Hm" auch glücklich soweit, daß sie abfuhren. Beim Chinesen muß sonst alles nach der Schablone gehen, nach der schon Großvater und Urgroßvater selig geworden, und ihm kommt daher der Europäer, „der immer beschäftigt ist und immer Neues spekuliert und immer so eilig ist, trotzdem er Geld in Fülle hat", als Dummkopf vor. Aber der Tag begann zu schön, der Wind wehte zu günstig, als daß ich die faulen Burschen hätte schlafen lassen können. Unsere „Sternschnuppe" erwies sich als ausgezeichneter Segler. Wer hätte gedacht, daß wir noch so viele Unannehmlichkeiten auf diesem Schiff auszustehen hätten! Einstweilen war unsere Stimmung froh und wohlgemut, ging doch alles nach Wunsch. Das Wetter war so, wie man es nicht besser wünschen konnte, mildes Frühlingswetter.

Die Dorfjugend in den Ortschaften, die wir passierten, tummelte sich fröhlich umher; behäbig auf der Straße kauernd, erfreuten sich auch die Alten der ersten heißen Sonnenstrahlen und ließen sich ihre nackten, schmutzigen Rücken gemütlich erwärmen. Wir liefen einige Stunden auf dem Damm neben dem Schiff — auch uns war das Frühlingswetter in die Glieder gefahren — und schossen einige wilde Tauben und Enten und versorgten so unsere Küche. Aber auch die schönste Taube wurde unter den Händen unserer Köchin unappetitlich und ungenießbar. Die Schiffer waren Südchinesen und mit den Geheimnissen der edlen Kochkunst gar wenig vertraut. Nur den Reis wußten sie in Wasser gut zu bereiten.

Wir kamen an diesem Tage 120 Li weit und ankerten bei einem bedeutenden Handelsplatz, Cha-tschin. Da sich in diesem Orte eine Christengemeinde befand, stiegen wir ans Land, und erfuhren dann zu unserm größten Schrecken, daß unweit von hier der Kanal versandet sei und wir mit unserm „großen, herrlichen Schiff" nicht weiterfahren könnten. „Die dummen Europäer, sie wollten es besser wissen und mit ihren harten Köpfen trotz aller Mahnungen weiterfahren!" Ja, wenn ich es jemals in den sieben Jahren in China bereut habe, mit Übereifer vorgegangen zu sein, so war es diesmal.

Wir hoben die Anker am Morgen und fuhren weiter. Die Sonne schaute recht trübe und unwirsch drein, der Wind wehte uns scharf ent-

gegen und unsere Matrosen mußten die flinke „Sternschnuppe" ziehen. Mit jedem Schritt, den sie thaten, entfloh ein unwilliges Njan — „Mutter", Nênô — „Großmutter" und andere Worte dem Gehege ihrer Zähne, Flüche, wie sie unter Schiffern gang und gäbe sind. Um acht Uhr morgens hatten wir mit Ach und Krach 20 Li zurückgelegt, und damit war einstweilen unserer Fahrt Einhalt geboten. Knarrend fuhr das Schiff auf einer Sandbank auf.

Also diesmal hatten die Chinesen doch wirklich nicht gelogen! Was thun? Zurückkehren und sich auslachen lassen? — Nein, wir wollten doch zunächst versuchen weiterzukommen. Schiffer und Matrosen sagten nichts, auf den Fersen hockend, schmauchten sie ihr Pfeifchen.

Wir stiegen vom Schiff herunter und besichtigten zunächst die folgende Flußstrecke. An dieser Stelle mündet der Scha-ho — „Sandfluß", ein mächtiger Bergfluß, in den Kanal, der ungeheure Sandmassen von den Bergen mit sich schleppt. Hunderttausende von Dollars sind hier von der Regierung schon ausgegeben worden, um für die Zeit, wo die kaiserlichen Getreideschiffe vorüberziehen, den Kanal auszubaggern. An beiden Seiten des Kanals und des Flusses sind schon hohe Sandberge aufgefahren. Jedes Jahr, wenn die Getreideschiffe kommen, wird gebaggert, jedes Jahr derselbe Jammer. In jedem Jahr schwindelt man notdürftig sich über diese Stelle hinweg, verlangt Geld, und die Taschen der Beamten füllen sich mit Silber. Der Kanal ist ja auch nur für die kaiserlichen Schiffe gebaut und der Fluß deshalb nur für sie imstande zu halten. Die armen Unterthanen können selber sehen, wie sie weiterkommen. Sie haben nur zu schweigen und Steuern zu bezahlen.

Das Weiterkommen war schwierig; wir wollten es aber dennoch versuchen. Unweit von hier war eine Schleuse. Wir schickten deshalb zunächst einen Mann dorthin, um dieselbe schließen zu lassen, damit das Wasser sich anstaue. Der Flußtautai in Tsi-ning hatte uns vor der Abreise in freundlichster Weise mitgeteilt, daß er ein Begleitschreiben für uns schon an alle Schleusen- und andern Mandarine vorausgeschickt habe, damit diese uns behilflich seien, die Schleusen schlössen und öffneten. Das Begleitschreiben war aber bis jetzt noch nicht angekommen. Der Bote trank wohl in irgend einer Spelunke Thee und rauchte Opium und dachte, die europäischen Teufel helfen sich schon selbst. Chinesischer Schlendrian! — Die Beamten waren übrigens hier freundlich und schlossen die Schleuse sofort. Schwere viereckige Balken wurden zwischen den Schleusenköpfen eingesenkt, — aber trotz allen Druckes schoß das angestaute Wasser hand-

Pl. VI.

Schleuse im Kaiserkanal.

breit zwischen den morschen und faulen Balken durch. Wollten wir warten, bis das Wasser sich angestaut, konnte es noch lange werden.

Daß wir „auf Grund geraten“, hatte sich schnell in die nächsten Dörfer verbreitet. Auch ein Christendorf hatte von unserer Not gehört, und schon nach einer Stunde rückte der dortige Lehrer mit etwa 50 stämmigen Christenburschen heran. Diese brachten durch Ziehen und Schieben das Schiff auch einige Schritte vorwärts, — dann aber saßen wir so fest, daß wir weder zurück noch vorwärts konnten. Aller Ballast wurde nun vom Schiff entfernt. Kisten und Kasten, Stühle und Tische, selbst Koch-



Ausbaggern des Flusses.

herd und Kochtöpfe wurden abgeladen und unter Wache ans Ufer gestellt, alles natürlich unter dem notwendigen, ohrenzerreißenden Khuli- und Weibergeschrei. Die Bettler aus der ganzen Umgegend hatten sich eingefunden und versuchten sich dienstbar zu machen. Mit etwa 200 Mann versuchten wir das Weiterkommen. Die „Sternschnuppe“ knarrte noch einmal, dann blieb sie unbeweglich liegen.

Gegen Mittag verlangten die Bettler, die auch dem Schein nach am Strick gezogen, Geld für ihre Bemühungen, und nach langen landesüblichen Zänkereien erhielten sie denn einige Cash. Den Christen, die sich sehr angestrengt, kauften wir Brot, und unsere Küchenfee kochte ihnen Thee.

Wie aber weiterkommen? P. E. schlug den Leuten vor, eine „Barre“ mitten durch den Kanal zu schlagen. Aber all sein Reden und Parlamentieren nützte ihm nichts, die verknöcherten Zopfträger lachten ihn aus. Das war ihren tausendjährigen Traditionen zuwider. Als einziges Mittel weiterzukommen gaben sie „Baggern“ an. „So machten's auch ihre großen Männer.“ Sie holten also ihre „Baggermaschinen“, d. h. große schaufelähnliche Bretter, die von einem Khuli in den Flußsand eingedrückt und von 10—20 andern dann mit Stricken langsam vorangezogen wurden. Natürlich war die Wirkung gleich Null. Die Christen plagten sich gewaltig, bis über die Kniee streiften sie die Hose hoch und wateten im kalten Wasser herum. Mir war die Sache bald aber doch zu dumm, — wir hätten noch acht Tage baggern können und wären doch nicht weitergekommen — und ich ließ die Leute aufhören. P. E. ging auch die Geduld aus; er nahm sich deshalb den Schiffsherrn, der in voller Verzweiflung dem Manöver zuschaute, und einige Matrosen am Kragen und befahl ihnen, ihm mit Brettern und Balken zu folgen. Etwa 100 Schritt abwärts wurden schnell einige Pfähle in den Fluß getrieben, Balken, Kisten und Bretter vorgelegt und mit Strohmatten und Flußsand die Ritzen verdichtet. Allgemeines Gelächter der Chinesen! Auf ihren Gesichtern konnte man die Verachtung über den dummen Europäer lesen. Behaglich auf den Fersen hockend, schauten sie zu. Da plötzlich rief einer: „Äh, seht, das Wasser steigt wahrhaftig! — Schon ist es einen Zoll gestiegen!“ „Wahrhaftig,“ rief ein anderer, „es steigt noch mehr und wie schnell! zwei, drei, fünf Zoll hoch!“ Wie von elektrischen Funken aufgetrieben, lief die ganze faule, stolze Gesellschaft nun zur Barre und half dieselbe erhöhen und stützen. Das Schiff hob sich, einige Mann zogen und schoben, und unter lautem Hurra glitt die „Sternschnuppe“ über die schnell eingerissene Barre hinaus.

Damit war auch der Tag beendet. Wir gaben den Arbeitern einige Brote und luden sie ein, am folgenden Tage wiederzukommen, wofür wir ihnen dann auch einen bestimmten Lohn versprachen. Da wir in einer kleinen Wildnis übernachten mußten, blieben einige Christen bei uns während der Nacht, um uns und das Schiff vor Räubern zu schützen.

Früh schon am Morgen waren wir wieder an der Arbeit. Wir forderten die Leute abermals auf, eine Barre zu schlagen, aber die Männer des Zopfes hatten die Lehre vom vorhergehenden Tage wieder vergessen. Erst mußte man ziehen und schieben und schreien und baggern, — und als alles nichts half, entschloß man sich zur Barre. Wir hatten für den Tag mit den herbeigeströmten Bettlern einen bestimmten Lohn festgesetzt.

Das hinderte nicht, daß diese mehrmals streikten, zum Scheine fortliefen, sich faul und nichtsthuend hinsetzten und ihr Pfeifchen schmauchten. Nun, wir kannten unsere Pappenheimer und ließen sie laufen. Die Christen arbeiteten um so mehr, und wir selbst legten Hand ans Werk. Als die Bande bemerkte, daß wir ohne sie fertig werden könnten, arbeitete sie wieder. Endlich gegen Abend hatten wir freies Wasser. Wir fuhren noch vier Li weit bis zur nächsten Schleuse.

Es wäre mit europäischen Mitteln nicht schwer, diesen Sandfluß zu regulieren. Aber dem Chinesen ist damit nicht gedient. Er benutzt diese Stelle, um viel Geld herauszuschlagen. Eine ganze Reihe von Mandarinen, die für den Kanal angestellt sind, können mit ihrem Gehalt nicht leben und gebrauchen daher diese und ähnliche Stellen, um aus dem großen gelben kaiserlichen Säckel sowie aus dem Volkssäckel Geld herauszupressen.

Hier war z. B. vor 14 Tagen erst eine Reparatur vorgenommen worden, für die der Kaiser 1500 Tael bezahlt hatte, während die wirklichen Auslagen höchstens 100 Tael betrugen. — Auch die Schleusenbeamten wollen leben. Sie müssen es meist auch teuer bezahlen, daß sie die Schleusen bewachen dürfen (!). Eine solche Stelle ist deshalb ungeheuer günstig für sie. Sie lassen die Schiffe nicht durch die Schleusen oder schließen dieselben nicht, damit kein Wasser sich ansammeln kann, bis die Schiffer große Summen bezahlt haben. Im letzten Jahr soll der Mandarin an dieser Stelle allein 70000 Tael reines Einkommen gehabt haben.

Sobald wir an der Schleuse angekommen waren, schickte ich sofort einen Mann zur nächsten, um diese schließen zu lassen. Bei Tagesanbruch ließ ich schon den Tamtam schlagen, den jedes größere Schiff mit sich führt, um die Beamten früh genug aufmerksam zu machen. Da ich ein Trinkgeld versprochen, kam denn auch die Mannschaft flotter, als es sonst wohl ihre Gewohnheit war, zur Stelle. Nur mit einigen unbezeichenbaren Fetzen behangen, ohne Schuhe und Sandalen, gingen die Leute freilich nicht allzu eifrig ans Werk, und unter eintönigem Gesang, aus dem noch die Schläfrigkeit herauszuhören war, wurden die Bretter aus dem Wasser in die Höhe gezogen.

Wie ein Pfeil schoß die „Sternschnuppe“ einen Meter tief durch die Schleuse durch. Mörderisches Geschrei der Schiffsmannschaft, ohrenzerreißendes Kreischen der Weiber, die fürchteten, wir würden an den Schleusenköpfen zerschellen, — dann Ruhe. Ein herzliches „Deo gratias“ entstieg unserer Brust, als wir uns wieder in besserem Wasser befanden. Einen Mann mußten wir zurücklassen, damit er verhüte, daß man die Schleuse wieder schloß und uns so das Wasser abschnitt. Man hatte uns freilich

alles heilig und teuer versprochen, aber wir trauten diesen verschmitzten Gesellen nicht. Wir selbst mußten uns beeilen, um mit dem schnell abfließenden Wasser weiterzukommen. Glücklich kamen wir an diesem Tage 40 Li weit bis zur nächsten Schleuse an dem großen Dorfe Hen-tja-tschuang.

Die Schleuse in Hen-tja-tschuang war allerdings geschlossen, aber Wasser hatte sich nicht viel gesammelt. Die einzelnen Balken schlossen nicht wasserdicht. Es wurde uns allgemein gesagt, daß wir nicht weiter könnten, wenn nicht vom See, der an Hen-tja-tschuang grenzt, Wasser abgelassen würde. In diesem See, dem Si-hu (Westsee), wird das Wasser für die kaiserlichen Schiffe reserviert. Er ist durch großartige Schleusen vom Kanal getrennt. Aber nur der Tau-tai in Tsi-ning kann diese Schleuse öffnen. All unsere guten Worte, selbst reiches Trinkgeld nützte uns nichts. Wir telegraphierten deshalb an unseren „alten Freund", erhielten aber zuerst keine Antwort und am zweiten Tage nach nochmaliger Bitte die Antwort: „Bu ken." — „Ich wage es nicht."

Eigentlich hatten wir diese Antwort erwartet, wir hatten nur gegen die Hoffnung gehofft. Aber was hofft man nicht alles von einem „alten Freund"? Wenn auch Freundschaften im „blumigen Reich der Mitte" nicht viel wert sind, so hatte ich doch geglaubt, diesem Tau-tai etwas mehr zutrauen zu dürfen, so daß er unserer Bitte willfahrt hätte, wenn es ihm möglich gewesen.

Um dieses zu verstehen, muß ich kurz das „Flußmandarinatswesen" erklären. Für den kaiserlichen Kanal ist eine Reihe von sogenannten „Flußmandarinen" angestellt: Ho-juen, Ho-t'ai, Ho-t'ing und wie sie alle heißen; außerdem unzählige Soldatenmandarine und Schleusenbeamte. Ein ganzes Armeekorps mit Generälen und anderen Offizieren steht am Ufer des Kanals, in den verschiedenen Städten zerstreut, um die kaiserlichen Getreideschiffe zu beschützen. Der Ho-juen hat den ganzen Kanal zu verwalten, der Ho-tai eine Provinz, die anderen Mandarine einzelne Strecken. Die Mandarine haben dafür zu sorgen, daß zur Zeit, wo die beladenen Getreideschiffe kommen, der Fluß in Ordnung ist. Auch für Wasser müssen sie sorgen, und wehe ihnen, wenn die Götter keinen Regen schicken. In Schantung ist die Gefahr des Wassermangels kleiner wegen der großen Seen, die meist Wasser in Fülle haben. Aber die Mandarine in Kiang-nan kommen oft in Not. Die Chinesen sind aber schlau, und so weiß der Tau-tai in Kiang-nan sich auch zu helfen. Er schickt e i n Schiff voraus, auch wenn er dasselbe über Sand und Steine mit größten Unkosten ziehen lassen muß; er sorgt dafür, daß dasselbe nach Tän-öl-tschuang, dem Grenzdorf Schantungs, kommt. Nun muß der Tau-tai Schantungs schleunigst

für Wasser sorgen. Er läßt das Seewasser ab, das der andere nun in Schleusen auffängt, und so wird es ihm möglich vorwärts zu kommen. Ist er boshaft, so fährt er zuletzt so langsam, daß das Wasser vollständig abläuft und der Schantung Tau-tai nun auf dem trockenen sitzt. Große Kinder! — Und solche Kinder regieren den Staat! — Auf dem Rückweg natürlich ist die Sache schlimmer. Der eine bringt die Schiffe bis an die Grenze seiner Provinz und macht dann die Thüre zu. Jeder sehe, wie er fertig werde! So lagen diesmal noch mehrere hundert Schiffe etwa 10 Stunden unterhalb Tän-öl-tschuang und warteten auf Wasser. Um ihnen das Wasser nicht zu geben, zugleich auch um nicht selbst eventuell in Verlegenheit zu kommen, telegraphierte unser „alter Freund" auch: „Bu ken".

Unsere unfreiwillige Muße benutzte ich, um mit P. W., der sich gerade in Hen-tja-tschuang aufhielt, eine kleine Segelpartie auf dem See zu machen. Unser Ziel war der Ma-schan, ein prächtig idyllisches Plätzchen auf einer Landzunge, die weit in den See hineinragt. Die Scenerie erinnerte mich unwillkürlich an Tsing-tau. Der See ist 80 Li lang und 50 Li breit. Die Ufer sind sehr reich gegliedert. Im Süden ist er von mittelmäßig hohen Bergen eingerahmt, die manchmal lange grüne Zungen in den See hinausstrecken. Mitten im See erhebt sich eine Insel mit mehreren Fischerdörfchen, die fast sämtlich christlich sind. Der See ist stets belebt. Unzählige Schiffe und Nachen, ganze Fischerflottillen durchkreuzen und durchqueren ihn. Der Fischfang ist sehr reich.

Der Si-hu ist die Heimat der Mau-tze, eines Fischervolkes ohne Rechte und ohne Pflichten. Sie sind nach chinesischer Anschauung keine Menschen, weil sie dem „Sohn des Himmels", dem Kaiser, keine Abgaben zahlen. Man mag sie schlagen, betrügen, unterdrücken, ja töten, die Regierung hebt für sie den Finger nicht auf. Sie bringen ihr ganzes Leben auf dem Wasser zu. Hab und Gut, die ganze Familie ist in einem oder mehreren kleinen Schiffen geborgen. Unter sich gesellschaftlich vereint, sind sie gegen Fremde scheu und zurückhaltend. Um sich einigermaßen gegen allzu große Unterdrückungen zu wehren, wählen sie sich aus den Chinesen einen „König", dem sie große Abgaben zahlen, der sie dafür im Winter ernähren und (wenn es ihm beliebt) auch vor Gericht vertreten muß. Ein einträgliches Geschäft mancher gemeinen Gauner!

Da die Mau-tze in den letzten Jahren besonders glücklich im Fischfang waren, sind sie wohlhabend geworden und versuchen sich deshalb mit ihrem Geld oft sehr erfolgreich selbst bei den Mandarinen. Sie können an einem Tage 50 bis 100 mexikanische Dollar (100—200 Mark) durch Fischfang verdienen.

Die Fischer sind sehr religiös. Jeder hat seinen Schutzgott und verbrennt vor ihm täglich viel Silber- und Goldpapier. In sittlicher Beziehung freilich sollen sie sehr niedrig stehen. Interessant ist eine religiöse Ceremonie, die sie viermal im Jahre auf einer Insel vereinigt. Einer stellt sich als Büßer für das kleine Völkchen. Mit einem Messer schlägt er sich auf Brust und Rücken tiefe Wunden. Dann wäscht er sich das Blut ab und schüttet das blutige Sühnewasser in den See.

Auf diesem See und seinen schönen, idyllischen Inseln hätte man für die Pflanzen- und Fischkunde manche wertvolle Entdeckung machen können, aber meine Zeit erlaubte mir es diesmal nicht, länger dort zu weilen. Ich fand bei den Insulanern eine zahme, 2—3 Fuß lange, aalähnliche Schlange, die gezüchtet und bei besseren Mahlzeiten als Delikatesse verzehrt wird. Die Fischer züchten auch große kormoranähnliche Vögel, die sie auf dem Nachen mit sich führen und die ihnen durch Untertauchen viele Fische fangen. In Europa eingeführt, würde das ein prächtiger Sport werden.

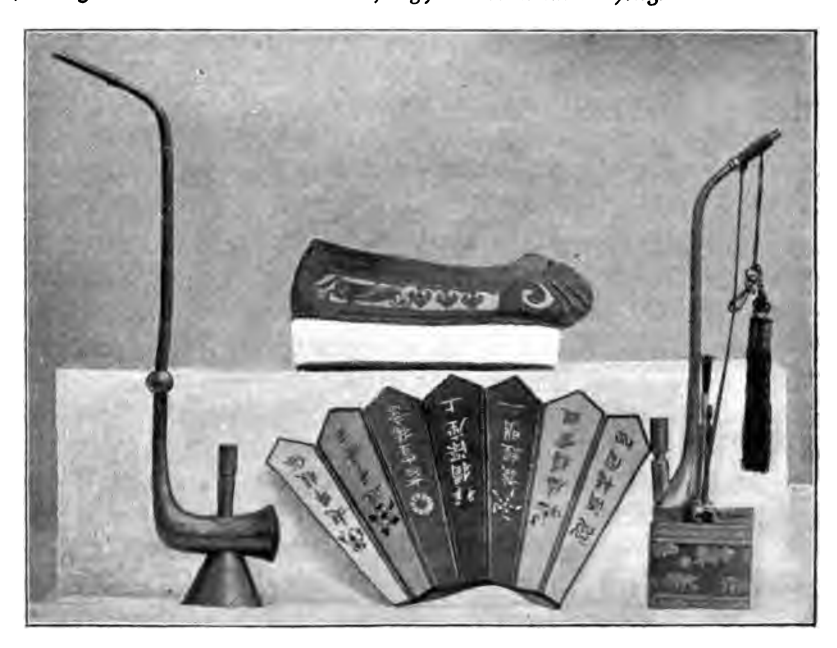
Nach einer Stunde Fahrt landeten wir auf dem Ma-schan. Auf dieser Halbinsel spielte sich vor etwa 10 Jahren ein trauriger Roman ab, der verdient, Europäerinnen bekannt zu werden. Eine englische Lady hatte sich in einen schönen, reichen Zopfmann vergucft, hatte denselben geheiratet und war ihm auf seine Güter bis hierhin gefolgt. Der schmeichlerische Chinese hatte der schönen Albionstochter hier ein trautes Schlößchen gebaut und dasselbe auch mit europäischem Pompe ausgestattet. Damit glaubte er für sie genug gethan zu haben. Die Chinesenliebe verraucht sehr bald. In diesem Schlößchen konnte sie nun träumen, dort konnte sie in stiller Einsamkeit den herrlichen Sonnenaufgang bewundern und die Schifflein auf dem blauen See zählen, während ihr „mandeläugiger Liebling" sich draußen andere Liebe suchte.

Ich suchte nicht die dumme Engländerin auf — sie hat seit einigen Jahren die Insel verlassen —, sondern ich wollte andere Beobachtungen machen. Hier sollte der beste Eisenstein gefunden werden. Ich fand auch diese Angabe bestätigt. Die ganze Halbinsel besteht aus einem mächtigen Eisenlager. Die äußerste Spitze hat reichen Magneteisenstein. Die Dorfbewohner brachten mir Stücke dieses Magneteisens in Papier gewickelt, die sie „mit Eisenspähnen gefüttert hatten". Ich brach mir einige Steine aus dem Felsen los, die bei einer späteren Untersuchung 70% Eisen ergaben.

Einen Kupferberg, der unweit von hier liegen soll, konnte ich der Kürze der Zeit wegen nicht besuchen. Die Anwesenheit von Kupfer ist aber sicher. Ebenso sind mir Kohlengruben in der Nähe dort bekannt.

Für einen Unternehmer wäre das der Ort, Geschäfte zu machen. Das Material ließe sich leicht auf dem Kaiserkanal, der allerdings in europäische Kur genommen werden müßte, nach Tsching-kiang bringen; auch die deutsche Schantungbahn nimmt ihren Weg nicht weit von hier.

An dem Schlößchen der unglücklichen Engländerin hat der Zahn der Zeit schon gewaltig genagt. Ein fauler Verwalter haust in den Thorgebäuden, im Innern wohnen die Ratten und Mäuse und Tauben. Das Gut ist, wie ich neuerdings höre, verkauft, wahrscheinlich mit all den Eisensteinlagern an den bekannten Schanghaier Tau-tai Scheng.



Wasserpfeifen, Männerschuh, Augenschirm.

Bei unserer Rückkehr in Hen-tja-tschuang fanden wir die abschlagende Antwort des Tau-tai vor. Da das Wasser an der Schleuse sich doch etwas gestaut hatte, versuchten wir gegen Abend noch weiterzukommen. Die Schleuse wurde geöffnet, wieder folgte dasselbe Schreien und Zetern wie früher, bis wir glücklich außer Gefahr waren. Noch 30 Li weit fuhren wir, dann saßen wir abermals fest und zwar so fest, daß keine Aussicht mehr war los zu kommen.

P. E. ging zu Fuß nach dem 20 Li entfernten Tän-öl-tschuang und schickte mir von dort einen Ochsenwagen zu, auf den ich das Gepäck verlud. Die Schiffer, die uns in Tsi-ning versprochen hatten, nach Tsching-

kiang zu fahren, klagten gewaltig, um möglichst viel Geld noch herauszuschlagen. So viel gute und schmeichelhafte Worte habe ich in meinem Leben nicht gehört. Die Weiber heulten, daß ihnen die Thränen die Wangen herunterrollten, weil wir das Schiff verlassen wollten — und um mich zu bewegen, möglichst viel Trinkgeld zu geben. Die Matrosen saßen gleichgültig da, bis ich ihnen einige Cash anbot für ihre Dienste. Es dauerte lange Zeit, bis ich alle Geschäfte abgewickelt hatte. Ein kräftiger Schiffer nahm mich dann auf die Schulter und rittlings kam ich ans andere Ufer. Hoch oben auf Kisten und Kasten thronend, fuhr ich in Tän-öl-tschuang mit dem Ochsenwagen ein.

Ich habe bei all diesen Schwierigkeiten ganz vergessen, etwas über die Umgebung des Kanals zu sagen. Die Gegend ist fruchtbar. In dem teilweise ausgetrockneten See, der auf dem rechten Kanalufer sich hinzieht, weiden große Rinderherden, das linke Ufer ist ausgezeichnetes Ackerland. Der Weizen stand in diesem Jahre prächtig, so daß man hoffen konnte, daß die armen Bauern eine gute Ernte haben werden. Mehrere Jahre herrschte hier durch fortwährende Mißernten die gräßlichste Not. 1899 rafften die Cholera und andere Krankheiten, die der Hunger gezüchtet, unzählige Menschen fort. Ganze Dörfer sind jetzt ausgestorben. In Tän-öl-tschuang wurden Menschenmärkte abgehalten, wo 18- bis 20jährige Mädchen nur 10 bis 15 Mark und 5- bis 10jährige Knaben nur ca. 10 Mark kosteten. Übrigens ist gerade diese Gegend in ganz Schantung und Kiangnan bekannt durch ihren schwunghaften Mädchenhandel.

In Tän-öl-tschuang war eine Christengemeinde, und ich fand dort sehr gastliche Aufnahme. Meine Hauptaufgabe war es, ein anderes Schiff zu mieten. Für viel Geld und gute Worte gelang es, zwei kleine Nachen zu bekommen.

Elender bin ich in meinem Leben noch nicht gefahren. Ich konnte nur auf dem Boden des Nachens liegen, indem ich Kopf und Beine gegen die Seitenwände legte. Das Dach bestand aus einer zerfetzten und furchtbar schmutzigen Strohmatte. Am Steuer ließ ich an einer kurzen Stange die schwarz-weiß-rote Flagge hissen. Als Essen gab es nur Thee, Eier und trockenes Brot. Ich gab dem Fahrzeug den Namen „Frosch". Und mit diesem „Frosche" krochen wir zwei Tage lang durch den großen Kaiserkanal. An manchen Stellen mußten „alle Mannschaften" — auch ich — ins Wasser steigen, und wir zogen und schoben mit vereinten Kräften unser Fahrzeug über die Sandbänke weiter. Wie oft ich in diesen Tagen die elende Lotterwirtschaft der chinesischen Beamten verdonnert, weiß ich nicht. Aber was nützte es, ich mußte weiter. Selbst die Flagge hing schlaff

und traurig hernieder, als ob sie sagen wollte: „Zum ersten Male im Innern Chinas — auf dem „Frosch“ — und so elend!“

Wir hatten übrigens Leidensgenossen, und das tröstet immer etwas. Einige hundert kaiserliche Getreideschiffe, die von Pe-king zurückgekommen waren, lagen hier schon seit 15 Tagen mitten im Kanal und warteten auf Wasser.

Einen Tag lang fuhren wir zwischen Gräbern durch. Die Chinesen haben seit einigen hundert Jahren die Sitte, ihre Toten auf deren Feldern zu begraben. Da in dieser Gegend stets Gefahr vor Überschwemmungen ist, bestattet man hier die Toten auf den Dämmen des Kanals. Der Sarg wird nur wenig in die Erde eingegraben, über demselben aber je nach dem Range und Reichtum des Verstorbenen ein hoher oder weniger hoher Hügel aufgeworfen. Da die Gräber nie zerstört werden dürfen, ist es begreiflich, daß dieselben in der Nähe von Städten und Dörfern ungemein zahlreich sind, und man China mit einem großen Friedhofe verglichen hat.

Des armen Chinesen größte Sorge auf Erden besteht darin, nach dem Tode einen Sarg zu haben. Kinder, die ihren Eltern einen Sarg bei Lebzeiten schenken, gelten daher als sehr tugendhafte Kinder. Ein Missionar erzählte mir, daß er einmal einem Mann, der sich um ihn sehr verdient gemacht, als „Namenstagsgeschenk“ einen Sarg gegeben und dadurch sich die größte Liebe des Mannes erworben habe. Armuts halber bleiben die Särge mit den Leichen auch manchmal eine Zeitlang noch unbedeckt auf freiem Felde stehen — wir begegneten mehreren —, oder man stellt sie zu Hause oder im Tempel in irgend eine Ecke, gebraucht sie sogar als Bank, bis ein weiteres Glied der Familie gestorben ist. Auf diese Weise spart man die großen Begräbniskosten, indem ein gemeinschaftliches Begräbnis stattfindet. Kinder werden meist ohne Sarg aufs Feld geworfen oder höchstens ein wenig mit loser Erde bedeckt und dienen den zahlreichen Hunden, Geiern und Raben zum gräßlichen Fraße. Ich bin solchen Leichenfressern oft begegnet, wie sie auf offenem Felde ihre schauerliche Mahlzeit hielten.

Der „Frosch“ war gar zu menschenunwürdig, so daß ich mir bei nächster Gelegenheit ein besseres Schiff suchte. In Tsau-ho, einem großen Marktplatze, hieß es, das Wasser sei fortan auch für größere Schiffe fahrbar. Ich mietete mir daher ein anderes Schiff. Bevor ich weiter konnte, mußte ich einen halben Tag lang noch zwischen vielen anderen Schiffen eingekeilt zubringen. Die vielen Kinder und Schiffsweiber wurden nicht müde, bei Tag und bei Nacht durch ihr Schimpfen und Schreien und Weinen mich

nervös zu machen. Am nächsten Morgen wurden die Anker gelichtet, die Flagge hoch auf den Mast gehißt, und bei gutem Winde fuhren wir schnell etwa 40 Li weit. Dann saßen wir abermals fest auf dem Sande und konnten wieder Klagelieder singen über chinesische Mißwirtschaft. Ich vertrieb mir den Rest des Tages, indem ich Jagd auf wilde Enten und Tauben machte. Durch allmögliches Manövrieren gelang es, das Schiff wieder flott zu machen. Noch einmal fuhren wir 30 Li weit ungestört, kamen dann aber vor verschlossene Schleusen. Weder Geld noch gute Worte öffneten uns diese. Die Beamten entschuldigten sich alle damit, daß sie nichts zu sagen hätten. Ein höherer Mandarin, den ich dringend bat, indem ich ihm auch meine Pässe zeigte, erlaubte mir gegenüber, die



Schleuse zu öffnen, schickte aber heimlich einen Boten zur Schleuse, der den Arbeitern das Öffnen verbot. Als ich ihn wieder aufsuchen wollte, war der Vogel ausgeflogen. Mir blieb nichts übrig, als jenseits der Schleuse ein neues Schiff zu mieten, das noch schlechter war als unser alter „Frosch“. Wir fuhren einen Tag und kamen an die großen Schleusen vor der Stadt Ts'ing-tjang-p'u.

Hier sollen sich 70 Flüsse vereinigen, das Flußgefälle ist sehr stark. Drei Schleusen, von denen die eine ein Gefälle von $1^1/_2$ Meter hat, sind deshalb an dieser Stelle erbaut. Sie sind auch das Hindernis, daß kleinere Dampfer nur bis hierhin fahren können. Das Durchfahren der Schleusen ist jedesmal mit großer Gefahr verbunden. Hunderte von Menschen waren hier, um die Schiffe an Stricken und Winden hinaufzuziehen.

Die Schleusen passierten wir gut und kamen glücklich in Ts'ing-tjang-p'u an; damit war der schwierigste Teil der Reise beendet. 600 Li (etwa 300 km) hatten wir in 18 Tagen zurückgelegt. Wie begrüßten wir die erste Dampfpinasse, die uns zu Gesichte kam! Lange hatte ich die europäische Kultur völlig entbehren müssen. Der erste Pfiff der Dampfpinasse fuhr mir ganz eigenartig in die Glieder. Ich wählte denn auch den Dampfer zur Weiterfahrt bis Tsching-kiang.

Jeder, der in China Reisen macht, sollte sich doch wenigstens einmal das Vergnügen machen, mit einem chinesischen Dampfer zu fahren. Einmal wird auch genügen. In kurzer Zeit kann man da einen Einblick in die Sitten und Gebräuche der „Langhaarigen" gewinnen. Die Pinasse selbst konnte keine Passagiere aufnehmen, es wurde daher eine große, nach außen vornehm aussehende Dschunke angehängt. Wir zwei Europäer erhielten die ersten Plätze und waren durch Bretterwände von der zweiten Klasse abgetrennt. Aber in diesen Wänden waren Risse von 1 Fuß Breite, und die Passagiere zweiter Klasse machten sich ein Vergnügen daraus, ihre glattrasierten Schädel und grinsenden Gesichter da hindurch zu stecken und sprachlos uns stundenlang zu betrachten. Wir hatten etwa 50 Mann an Bord, von denen mindestens 30 Opium rauchten. Wie die Heringe lagen sie alle zusammen. Da die Hitze sehr groß war, zogen die meisten bald ihre Kleider zum größten Teile aus. Ich wollte einmal draußen frische Luft schöpfen, aber wohin ich meine Füße setzte, trat ich auf Arme und Beine und Zöpfe und anderes. Licht kannte man nicht. Zuletzt stolperte ich über ein Paar Beine und fiel auf einen Chinesen, wobei ich einen Theetopf und einige Teller zerbrach. Eine unanständigere Gesellschaft hatte ich auf den chinesischen Schiffen noch nicht angetroffen.



In der Nacht um 4 Uhr wurde ich durch mörderisches Schreien aufgeweckt: die Herren hatten sich an den Zöpfen und Hälsen. Vorn auf der Pinasse hatte man ein Schutzdach gegen die Sonne aus Strohmatten angebracht. Das geriet während der Nacht in Brand. Ich mußte mich bei Betrachtung der Maschine überhaupt wundern, daß das Ding noch ging. Wie dankte ich Gott, daß ich endlich nach 1½tägiger Fahrt an den Jang-tse-kiang nach Tsching-kiang kam.

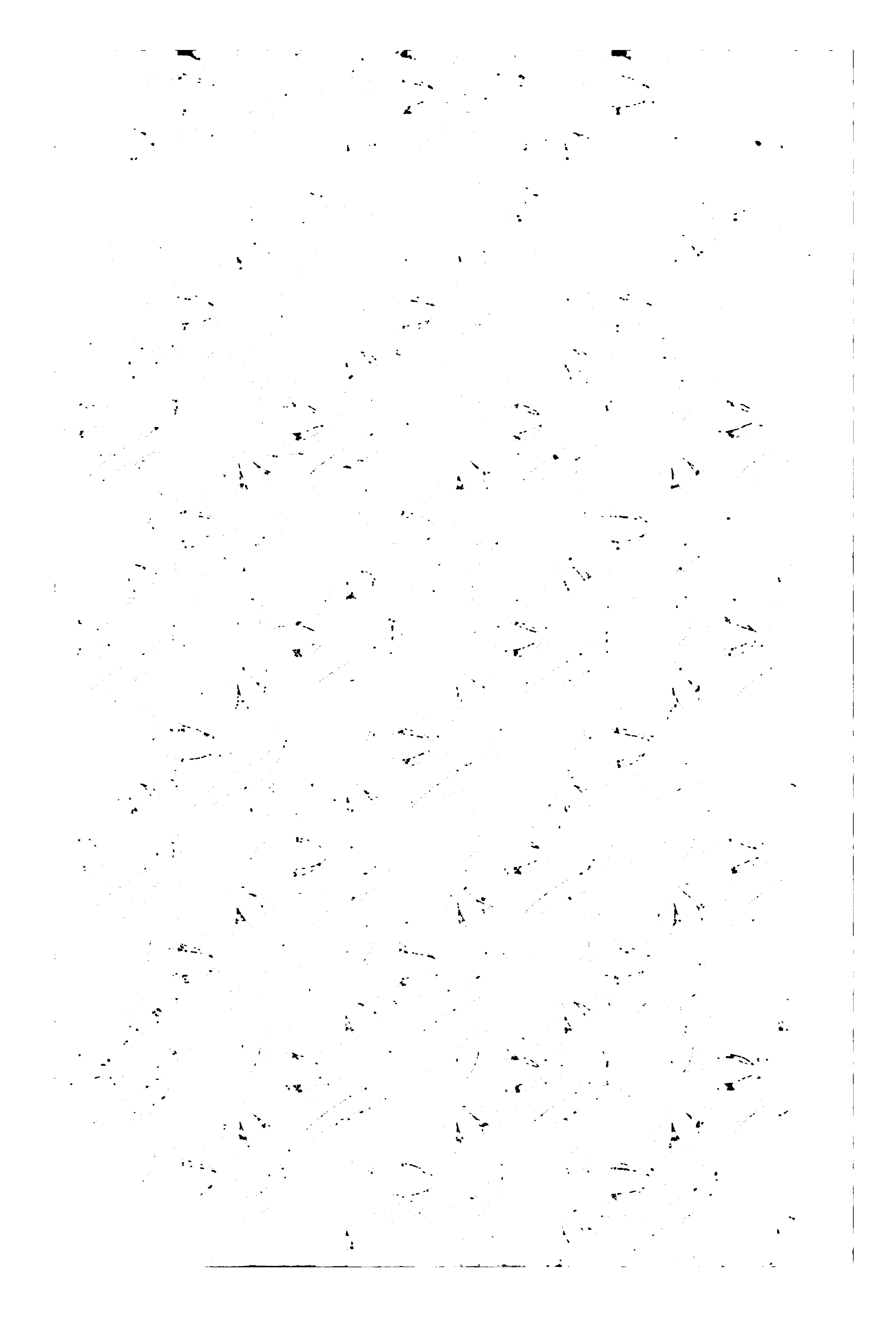
Es ist wirklich traurig, daß dieser Kaiserkanal, ein Werk, das in der Anlage und Ausführung großartiger ist als irgend ein anderer künstlicher Wasserweg, so verlottert wird. Gerade die letzte Strecke, durch herrliche, fruchtbare Gegenden, durch Seen, an reichen Städten vorbei, ist ein hervorragendes Zeugnis alter chinesischer Kultur, aber alles geht langsam in Trümmer, wie die ganze chinesische Staatseinrichtung jetzt verkracht ist. Meterdicke, schön behauene Quader, die einst den Kanal vom See trennten, liegen jetzt in buntem Durcheinander am Ufer und im Wasser, die Schleusenwerke sind verfallen, der Kanal ist versandet. In europäischen Händen würde der Kanal eine Fahrstraße bilden, die durch ihren Nutzen unbezahlbar wäre.



Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Illustrationen.






Stanford University Libraries
3 6105 005 592 782
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE
J. G. STANOFF


VERLAG DER MISSIONSDRUCKEREI
in STEYL